



Schwänke und Geschichten

für das

deutsche Volk.

Von

Ferdinand Röske.

756

Berlin.

Verlegt von Julius Springer.

1846.

1791/1792



Inhalt:

	Seite
1. Reuter Lustig	3
2. Wo der Teufel nicht selbst kommen kann, da schickt er ein altes Weib	15
3. Abenteuer zweier Deutschen in Paris	25
4. Hans Hallindrei's Jugend- Lehr- und Wanderjahre. In drei Büchern:	
Erstes: Jugend- und Liebeshage	65
Zweites: Lehrzeit (Gespräche über das Christenthum und des. n. Wancr)	115
Drittes: Wanderung und Heimkehr.	165



I.

Bruder Lustig.



Bruder Lustig ging eines Morgens über Feld und sang,
„daß die Heide wadette.“ Er war aber so vergnügt, weil
er zu Felde gelegen und weil er große Beute gemacht, und
weil er's gestern all' verjubelt, und weil er nur noch zwei
Kreuzer und ein Stück Brod in der Tasche hatte.

Sprach St. Peter zu St. Paul: „Zieh' an deinen
Bruder Liederlich, den du ja reich gemacht hast! Wo zu hat
er's angewendet?! Der kommt nie in den Himmel.“

Sprach St. Paul zu St. Peter: „'S ist noch ein
Weltkind, aber sein Herz ist gut, sonst wär' er nicht so
lustig im Unglücke. Er kommt doch in den Himmel. Merk
auf!“

Sehte sich St. Paul in Gestalt eines alten Soldaten
an den Weg und bat um ein Almosen, als Bruder Lustig
vorbei kam.

„Wir woll'n brüderlich theilen, Kamerad,“ sagte Bru-
der Lustig: „da hast du'n Kreuzer und 's halbe Laib Brod!“
Nun verzehrten sie ihr Brod und jeder ging seiner Wege.

Sehte sich St. Peter in Gestalt eines alten Soldaten
in den Wald und bat um ein Almosen, als Bruder Lustig
vorbei kam.

„Kamerad,“ sagte Bruder Lustig: „da hast du'n
Kreuzer. Schuft, der mehr giebt als er hat! — Zuckhei!
nun brauch' ich nicht mehr zu sorgen, wofür ich den Kreuz-
er ausgeben wollt'. — Aber Hunger hab' ich, wie ein
Wolf.“

Da zog St. Peter ein ganzes Lamm aus seiner
Patrontasch' und sagte: „Nack' ein Aener und 'n Brat-

spieß und brate das Lamm. Wir wollen brüderlich theilen. Ich will deroeil ein wenig schlafen; aber daß du mir nicht davon issest, ehe ich wieder komme!" —

"Wo denkst du hin, Bruderherz!" sagte Bruder Lustig: „leg' dich ruhig schlafen," und nun zog er sein Seitengewehr, schlug dürres Holz herunter, machte einen Bratenspieß, balgte das Lamm aus und briet es an dem Feuer.

Der Braten roch sehr appetitlich und Bruder Lustig hatte schrecklich Hunger. Er pfiß, er sang, er rief endlich, aber St. Peter kam nicht wieder. Da nahm er das Herz des Lammes heraus und verspeisete es.

Als er fertig war, kam St. Peter und sprach: „So, nun wollen wir das Lamm brüderlich theilen. Du hast doch nicht davon gegessen?"

"Wo denkst du hin, Bruderherz!" sagte Bruder Lustig: „Du hattest mir's ja verboten!"

Nun schnitt St. Peter das Lamm in zwei Hälften, da sah man, daß das Herz fehlte.

"Wo ist das Herz geblieben, Kamerad?" sprach Peter.

"Du mußt ein dummes Brüderchen sein!" sagte Bruder Lustig: „weißt nicht einmal, daß ein Lamm sein Herz hat?"

Als sie gegessen hatten, gingen sie weiter und mußten durch einen Fluß waten. „Ob der Fluß tief ist?" sagte Bruder Lustig.

St. Peter zog seine Schuhe aus und sprach: „Jeder kann durch den Fluß gehen, nur wer des Tages gelogen hat, der muß erlaufen."

Da schlug dem Bruder Lustig das Herz, aber er hämte sich und ging in den Fluß. St. Peter schritt bequem hindurch, aber dem Bruder Lustig stieg das Wasser immer höher, bis an's Knie, bis an den Bauch, bis an die Brust.

"Hilf, Bruder," rief er, „sonst muß ich ertrinken!"

"Hast du das Herz des Lammes gegessen?" fragte St. Peter.

"Nein" schrie Bruder Lustig, und das Wasser stieg ihm bis an den Mund. —

Sprach St. Peter: „Ich kann dir nicht mehr helfen.

Aber du hast im Himmel den Kreuzer zu gut, den du mir Armen gabst. Willst du jetzt ertrinken und in den Himmel kommen, oder soll ich dich um des Kreuzers willen beim Leben erhalten?"

"Laß mich leben," sagte Bruder Lustig: "es gefällt mir noch so gut auf Erden."

Da fiel das Wasser, und Bruder Lustig kam auf's Trockne. St. Peter war nicht mehr zu sehen, aber St. Paul kam des Weges und sprach: "Ich habe einen Beutel mit Geld gefunden, den wollen wir theilen, weil du dein letztes Brod und Geld mit mir getheilt hast."

"So geht's in der Welt, der Eine kriegt den Beutel und der Andere kriegt's Geld."

"Wer das Herz des Lammes gegessen hat, soll das Geld haben."

"Ich habe das Herz des Lammes gegessen!" sagte Bruder Lustig und nahm das Geld.

Nun gingen sie zusammen weiter und kamen in eine Stadt, da war groß Geschrei, weil der Sohn des Königs gestorben war.

"Jetzt sollst du auch sehen, wozu der Beutel gut ist," sagte St. Paul, zog der Leiche den Beutel über den Kopf und sprach:

Grab und eben,
Tob und leben:
Das rothe Geld
Ist von dieser Welt,
Wer den Beutel hat,
Kann früh und spät
Auch das Leben geben.

Da wurde der Königssohn wieder lebendig und war großer Jubel in der Stadt, und am meisten ließ Bruder Lustig d'rauf gehen, so daß bald sein Geld verthan war, und er bei den Wirthen noch tüchtig in der Kreide stand. Da schnürte Bruder Lustig sein Bündel und machte, daß er aus der Stadt kam. Vor dem Thore begegnete ihm St. Paul.

"Wo willst du hin?" fragte ihn Bruder Lustig.

Sprach St. Paul: "Da drüben ist dem Königssohn seine Prant auch gestorben; die will ich auch wieder leben-

big machen, sonst grämt sich der Königssohn doch wieder zu Tode."

"Du solltest dich auf deinen alten Tagen mehr schonen, Kamerad!" sagte Bruder Lustig. "Gieb mir den Beutel."

"Du hast dir doch den Spruch gut gemerkt?" sagte St. Paul!

"Ich freilich," antwortete Bruder Lustig: "gieb nur her." Und St. Paul gab ihm den Beutel.

Als er zum Königshofe kam und sagte, er wolle die Königstochter wieder lebendig machen, da war große Freude. Der König sprach aber:

"Der, welcher meinen Schwiegersohn lebendig gemacht hat, das war ein alter Mann. Du bist ein Betrüger. Wenn du meine Tochter lebendig machst, ist's gut und sollst du eine Tonne Goldes haben, kannst du's aber nicht, so laß ich dich hängen!" —

Die Prinzessin lag im Sarge und hatte einen Kranz von weißen Rosen im Haar. Bruder Lustig ließ alle hinausgehen, zog der Leiche den Beutel über's Gesicht und sprach:

Grab' und eben,
Tob und Leben;
Das schöne Geld
Mir wohlgefällt.
Wer den Beutel hat,
Und das Geld daneben
Kann früh und spät
Das Leben geben.

Die Prinzessin rührte und regte sich nicht. Da wurde Bruder Lustig ärgerlich und sagte: "Ich hab' mich wohl versehen."

Eben und grab',
Wer das Leben hat
Und das schöne Geld,
Das mir wohlgefällt,
Und den Beutel daneben
Dem braucht man's nicht erst zu geben,

Und so stellte er's noch vielmal um und 's war immer noch nicht recht, und die Todte blieb todt. Da wurde Bruder Lustig angst und bange und er schrie: "Du Tau-

sendjapperment, gnädige Frau Prinzessin, stehn Sie doch auf, hören Sie denn nicht, wie man schon den Galgen zusammen schlägt, um mich aufzuhängen!" — Und damit umfaßte er den Leichnam und wollte ihn aufrichten.

Kam St. Paul durch's Fenster herelingschritten, hielt ihn zurück und sprach: „Ich muß dir nur helfen, daß du nicht gehängt wirst. Aber das sage ich dir, daß du mir keinen Kreuzer Lohn nimmst!"

„Ach gewiß nicht, Kamerad," sagte Bruder Lustig weinend: „sorgt nur, daß ich mit dem Leben davon komme."

„Merl' auf!" sprach St. Paul:

„Grab' und eben,
 Tod und Leben,
 Das rothe Geld,
 Ist von dieser Welt;
 Wer den Beutel hat,
 Kann früh und spät
 Das Leben geben."

Da stand die Prinzessin auf und lief zu ihrem Vater und war eitel Freude im Schloß.

Als aber der Schatzmeister kam mit der Tonne Geldes, da hatte sich St. Paul umgedreht und sah zum Fenster hinaus.

Sprach Bruder Lustig laut: „Herr Schatzmeister, ich darf das Geld nicht nehmen, ich thut's nur aus Nächstenliebe!" und dann leise: „Stecht's nur in meinen Ranzen, daß mein Kamerad nichts davon merkt!"

Nun gingen Bruder Lustig und St. Paul ihrer Wege, und als sie an einen Kreuzweg kamen, sprach St. Paul: „Jetzt muß ich von dir scheiden und wir sehen uns nimmer, oder im Himmel wieder. Ich hab's gut mit dir gemeint, aber du wolltest mir nicht folgen. Sieh', hier ist der Beutel wieder in meinen Händen, denn du hast das Geld genommen. Hättest du den Beutel behalten, so hättest du vieles Gutes auf Erden stiften und einst den Himmel erwerben können. Das Geld wird bald verthan sein, dann sich' selbst zu, wie du in den Himmel kommst."

Und es geschah, wie St. Paul gesagt hatte. Bruder Lustig schaffte sich schöne Pferde und Wagen und Bedienten an, und trank und aß, und fricelte und tanzte, und sang

und lachte — bis das Geld verthan war und seine Gläubiger ihn in einen tiefen Thurm sperrten.

Da erschien ihm St. Paul im Traume und sprach: „Um des letzten Geldes und Brodes willen, das du einst mit mir getheilt hast, ist mir's aus besonderer Gnade vergönnt, noch einmal zu dir zu kommen. Hier ist ein Ranzgen, in den du alles hineinwünschen kannst. Willst du ihn haben zum Lohn, für jene Gutthat? Aber hüte dich! Dann hast du allen deinen Lohn schon auf Erden dahin, und mußt du sorgen, daß du den Himmel gewinnst.“

„Ach, gib mir nur den Ranzgen!“ sagte Bruder Lustig, da erwachte er, weil ihn eine Wanze stach, und hielt er den Ranzgen wirklich in der Hand. Und der Schließer kam eben, um ihm sein Essen zu bringen.

Sprach Bruder Lustig:

„Schließer und Wanzen,
Hinein in den Ranzgen!“

und warf den Ranzgen auf die Schulter und ging in's Freie. Dort ließ er den Schließer wieder laufen und die Wanzen auch.

Im nächsten Dorf stand der Wirth vor der Thüre und ließ sich die Sonne auf den Bauch scheinen, und gähnte laut, weil er heut noch nichts gethan hatte, als Essen und Trinken. Bruder Lustig ging an ihm vorüber in's Haus, denn im Gefängniß hatte es nichts als Wasser und Brod gegeben, und durch das offene Fenster des Wirthshauses kam ein lieblicher Bratenduft. Der Wirth hatte nämlich zwei Gänse in der Pfanne, das sah Bruder Lustig, als der Wirth zum Ofen trat und die Gänse umwendete, damit sie auch auf der andern Seite braun würden.

Bruder Lustig zog sein Käppel und sprach:

„O Lammwirth, lieber Lammwirth mein,
Um Gottes Lohn einen Schoppen Wein!
Und weil doch schon so dick dein Wanst,
Du mir einen Gansflügel lassen kannst.“

„Du Lummel! Du Strauchdieb! Du Habenichts!“
schrie der Wirth, „Schläge kannst du haben! die Nothion
würde mir Appetit machen.“

Da sprang Bruder Lustig zur Thür hinaus und sagte leise:

„Ein Schoppen von Lammwirths bestem Wein
und ihr Gänse spaziert in den Kanzen hinein!“

Als er nun hinterm nächsten Zaune herrlich getaselt hatte, aber von der einen Gans fast satt war, kamen zwei Handwerksbursche des Weges.

„He, holla!“ rief Bruder Lustig: „Wollt Ihr eine gebratene Gans? Ich mag nicht mehr.“

Die ließen sich das nicht zweimal sagen, nahmen die Gans, bedankten sich schön und gingen zum Lammwirth, um sich einen Schoppen dazu geben zu lassen. Als aber der Lammwirth in die Stube kam und die Gans sah, sprang er schnell an die Bratschmel und — sehen, daß seine Gänse fort waren, und mit der Feuerzange auf die Handwerksburschen einschlagen, war dasselbe: „Ihr Diebe! Ihr Gauner! Ihr Streichdurchsland!“

Aber die Handwerksbursche verstanden den Spas falsch und im Vertrauen auf ihr gutes Recht, prügeln sie den Wirth tüchtig ab, und verzehrten ihre Gans drüben beim Ochsenwirth.

Das hatte der Lammwirth von seiner Hartherzigkeit, daß er sich Mittags Pflaster streichen konnte, statt Gänsebraten schneiden.

Abends kam Bruder Lustig wieder in ein Dorf, das lag am Fuße eines hohen Berges, auf dem ein altes Schloß stand. Er konnte aber kein Nachtquartier kriegen, denn der Edelmann war aus dem Schlosse mit aller seiner Dienerschaft in's Wirthshaus gezogen, weil's oben nicht mehr auszuhalten war, vor Spuk.

„Und wenn alle sieben Grossteufel oben wären,“ sagte Bruder Lustig, „ich wollt' sie schon Kotam nehmen. Laßt mich oben schlafen!“

„Wenn du mir das Schloß von den Geistern befreist,“ antwortete der Edelmann, „will ich dir ein gut Stück Geld geben. Aber 's ist schon Manchem an den Aragen und Magen gegangen!“

Bruder Lustig suchte sich auf dem Schlosse das beste Zimmer aus, wo ein Gardinenbett stand, und schlief bald ein. Um zwölf Uhr wedte ihn aber ein höllischer Lärmen.

Neun Teufel schleppten an langen Ketten neun Gerippe herein, rissen ihnen die Köpfe ab, stellten die Gerippe in's Geviert, wie Regel, auf, und fingen an mit den Todtenköpfen darnach zu hupeln.

Bruder Lustig sah eine Weile zu. Dann stieg er aus dem Bette und bat höflichst den einen Teufel: ob er's nicht auch versuchen dürfte. Ja, der Bruder Lustig hatte schon manchen Tot Regel gewonnen! Jedesmal warf er alle Neune. Das ärgerte die Teufel und sie fingen Streit mit ihm an. Der eine stieß ihn hier und der andere kniff ihn und zerrte ihn dort, wenn er werfen wollte. Er schrie nun zwar: „Gibt Ruh', ihr Gesindel und laßt mich ungeschoren, oder ihr sollt sehen, mit wem ihr's zu thun habt!“ — Sie ließen ihn aber nicht in Ruhe, und als er sich zum Wurf anstellte, wogen ihm zwei die Beine weg, daß er umfiel, und die andern sieben tapyten ihm mit ihren garstigen Füßen im Weicht herum.

Da schrie Bruder Lustig: „Wartet, jetzt sollt ihr's liegen!“

Ich will Euch schon vertreiben das Tanzen,
Alle neun Teufel hinein in den Kanzen!“

Hui! Da saßen sie drin, und Bruder Lustig warf den Kanzen in einen Winkel und schlief ruhig weiter bis zum Morgen.

Der Edelmann freute sich sehr, als Bruder Lustig in der Früh gesund und munter in's Wirthshaus trat und sagte: „Ich habe die Teufel in meinen Kanzen gefesselt, kommt nur mit zum Schmid!“ Da ließ er den Kanzen auf den Amboss legen und mit zehnyfündigen Hämmern so lange auf den Teufeln herumklopfen, bis sie verstorben, den Herrn Baron nicht mehr zu unkommodiren. Darnach ließ sie Bruder Lustig frei und ging in's Wirthshaus, um das zur Belohnung empfangene Geld durchzubringen.

So trieb's Bruder Lustig noch manches Jahr — endlich kam der Tod und blies ihm das Lebenslicht aus und sprach: „Siehe, dort ist der breite ebene Weg zur Hölle, und dort der schmale Dornenpfad des Himmels, welchen willst du gehen?“

„Besser ist besser!“ sagte Bruder Lustig und ging zur Hölle. Am Höllenthor hielt aber gerade Einer von den

Teufeln Macht, die er hatte klopfen lassen. Der schob geschwind den Kiegel vor und schrie: „Laßt ihn nicht herein, der wünscht sonst die ganze Hölle in seinen Ranzen!“

Da ging Bruder Lustig vor die Pforte des Himmels und begehrte Einlaß. „Mit nichts!“ sprach St. Peter, „du hast deinen Lohn dahin genommen schon auf Erden. Und St. Paul, der dabei saß, nickte mit schwerem Herzen Beifall. „Wenn ich so in alle Ewigkeit hin- und herlaufen soll,“ sagte Bruder Lustig, „so wird mir der Ranzen zu schwer. Da nehmt ihn wieder!“

St. Peter hängte den Ranzen neben seinem Stuhle auf.

„Nun wünsch' ich mich selbst in meinen Ranzen!“ sagte Bruder Lustig, und so ist er doch in den Himmel gekommen.



II.

Wo der Teufel nicht selbst kommen
kann, da schickt er ein altes Weib.



Wie's nicht selten in der Welt geschehen soll, der Teufel und ein altes Weib begegneten sich einmal auf einem Kreuzwege. Der Teufel war verdrießlich und das alte Weib war auch verdrießlich, obgleich es in der Nacht ein Wetter gab, daß man keinen guten Hund hätte vor die Thüre jagen mögen, und der Teufel wunderte sich, daß das alte Weib verdrießlich war, und das alte Weib wunderte sich, daß der Teufel verdrießlich war, obschon es allzeit Spul genug in der Welt giebt, worüber sich der Teufel und ein altes Weib streuen könnten, und beide wollten gerne wissen, warum der andere verdrießlich sei und weil sie nun beide sehr klug sind, so fragten sie sich gegenseitig, warum sie verdrießlich wären? —

„Ach!“ sagte das alte Weib, „ich habe in letzter Zeit so viele Ehedündnisse aus wahrer Liebe zu zerstören, und so viel, um des lieben Geldes willen geschlossene Ehen zu kuppeln gehabt, daß ich mir die Pantoffeln zerrissen habe.“

„Und ich ärgere mich,“ sagte der Teufel, „daß da drunten im Thal der Jäger Kaspar nun schon drei Jahre mit dem Mariandel verheirathet ist und sie sich während dessen nicht einmal gekannt haben.“

„Wenn's weiter nichts ist, als das,“ meinte das alte Weib, „da kann uns beiden Rath werden. Wenn Ihr mir ein Paar neue Pantoffel schenken wollt, so verspreche ich Euch, soll der Kaspar das Mariandel, noch ehe es morgen Nacht zwölf schlägt, zum Hause hinausprügeln.“

„Lepp,“ sagte der Teufel, „die Wette gilt, aber wenn sie sich noch vor übermorgen Nacht zwölf schon wieder vertragen haben, so hole ich Euch. Denn das wißt Ihr, so-

„Sobald Ihr, ohne es zu wollen, einmal was Gutes stiftet, so seid Ihr des Teufels.“

„Es gilt,“ lachte das alte Weib, „aber sagt, warum habt Ihr's besonders auf den Kaspar abgesehen? — Wenn man in der Zeitung die Todesanzeigen liest, da sollte man meinen, daß es doch noch mehr gute Ehen gäbe?“

„S' grümt mich,“ sagte der Teufel, „daß der Kaspar immer so weichherzig ist gegen die armen Leute, wenn sie kommen, um Kallholz zu sammeln. Er läßt sie nehmen, so viel sie wollen, und ermahnt sie stets nur freundlich, den Bäumen keinen Schaden zu thun und steht Tagelang im Sturm und Regen draußen, damit die Kinder aus Dummheit nichts beschädigen. Habe schon ein paarmal versucht, einen kleinen Diefstus mit ihm anzufangen, es hat mir aber nie glücken wollen, ihm was am Zeuge zu stehlen. So kam er noch neulich Nachts des Weges und hatte das Lange auf der Schulter, das er immer mit sich herumträgt. Ich bot ihm einen guten Tag und gute Wege, und fragte, wozu das Ding nützlich wäre? Das ist meine Tabackspfeife, sagte der Kaspar, soll ich sie Euch mal stecken? — Darauf nahm er das Horn von seiner Seite und that so schwarze Körner hie und da hinein und in das Rohr Papier und eine Hand voll größere Körner, steckte mir das Rohr in's Maul und sprach: Nun will ich Euch auch Feuer machen. Puff! ging's los, daß mir der Kopf brummte und ich sagte: Ich begreife nicht, Kaspar, daß Ihr so starken Taback rauchen könnt. Da ging er lachend seiner Wege.“

„O du dummer Teufel!“ schrie das alte Weib, „da hat er Dir ja in's Maul geschossen! Du läßt Dich so anführen und Du meinst mich holen zu dürfen!“

„Wer zuletzt lacht, lacht am Besten!“ sagte der Teufel ärgerlich und trollte sich.

Das alte Weib setzte sich aber am Wege hin und fing schrecklich an zu stöhnen, denn sie hörte den Kaspar kommen. Der Diener des Herrn Barons war nämlich bei ihm gewesen und hatte gesagt, daß sein Herr morgen jagen wollte und ging er jetzt, um zu sehen, wo das Wild übergetreten wäre.

„Was ist Euch, Mütterchen,“ sagte Kaspar, „daß Ihr so stöhnt?“

„Ach, schöner junger Herr,“ weinte das alte Weib, „die bösen Duden haben mir meine Pantoffel genommen und nun habe ich mir die Füße wund gelaufen und kann nicht weiter und muß hier die Nacht im Sturm, Kälte und Regen umkommen.“

Da nahm Kaspar das alte Weib auf den Arm und trug sie nach ihrer Hütte, obgleich es weit bis dahin war, so daß er sein Geschäft verabsäumte, und er wußte, daß der Herr Baron des andern Tages ihm eine tüchtige Nase geben würde.

Als er nun das alte Weib abgeladen hatte und rasch fort wollte, da sagte sie: „Gottes Lohn, schöner, junger Herr und zum Dank will ich Euch einen guten Rath geben. Bleibt nicht so Nachts vom Hause, der Franz hat nur deshalb den alten Herrn Baron beredet, morgen zu jagen, damit Ihr die Nacht ihm nicht in die Quere kommt.“

Da hob der Kaspar seine Heppetsche und rief: „Wenn Du nicht ein Weib und krank wärest, ich wollte Dich verläunden lehren!“

„Schöner, junger Herr,“ sagte das alte Weib, „wenn Ihr nicht morgen Nacht Beweise habt, daß ich Euch nicht anlüge, so sollt Ihr die Heppetsche auf meinem Rücken zerschlagen. Morgen Nacht, wenn Ihr schlaft, will ich Euch Eure Frau mit einem Rasirmesser den Hals abschneiden daß sie den Franz heirathen kann.“

„Schweig, alte Here!“ schrie Kaspar, und lief, daß er zur rechten Zeit daheim wäre, wenn sein Herr auf die Jagd ginge. So sehr er aber auch von der Treue seiner Frau überzeugt war und sich alle Mühe gab, um das dumme Geschwäg aus dem Kopfe zu kriegen, es wollte ihm doch nicht ganz gelingen, und als sein Herr ihn nun ausschalt, daß er die Nacht nicht seine Schuldigkeit gethan hätte, da wurde er noch verstimmt, so daß er heut zum ersten Mal seiner Frau einen rechten Kopp hinmachte, kaum zwei Male mit ihr sprach, ihr auch keinen Kuß gab, als er fortging.

Da wurde der armen Frau so bange um's Herz, wie noch nie im Leben und sie setzte sich in den Wald hinaus und fing bitterlich an zu weinen. Da kam das alte Weib angestüstelt, setzte sich zu ihr und sprach: „Liebes Kind, liebes Kind, wie kannst Du Dich nur so grämen wegen solcher Kleinigkeit! So sind die Männer alle und so wird

er's noch oft machen. Ich will Dir aber einen guten Rath geben. Morgen Nacht um zwölf, da schneide ihm drei Haare mit dem Rasirmesser aus seinem Zwickelbart, die nache in ein Stückchen Linnen und trage sie an einem rothen Seidenfaden um den Hals. Wenn er dann müdlich nach Hause kommt, weil sein Herr gescholten hat, oder weil ihm den Tag eine andere besser gefällt" —

„Schweigt,“ sagte Mariandel, „ihm gefällt nie keine besser, als ich. Aber Guer Mittel will ich anwenden. Hilft es nicht, so schad't es auch nicht.“ Und damit ging sie etwas getröstet nach Hause, um ihrem Manne heut sein Lieblingsgericht zum Nachtessen zu kochen. Kaspar kam aber so mürrisch nach Hause, wie er ausgegangen war und, so lieb ihn das Mariandel empfing, er aß nicht, er sprach nicht, sondern er legte sich, nachdem er seine Rinte gerucht und hinter den Ofen gestellt hatte, sogleich schlafen. Wie's einem oft geschieht bei übler Laune, heut war ihm Alles schief gegangen und jedesmal, wenn er vorbei schoß, oder sein Hund nicht stehen wollte, mußte er an die Worte der alten Here über den Franz und das Mariandel denken. Jetzt, wie er im verstellten Schlafen dalag, grübelte er sich immer tiefer in tausend dumme Möglichkeiten hinein, daß es ihm zuletzt war, als ob er alles, was das alte Weib gesagt hatte, und noch viel Schlimmeres selbst gesehen hätte.

Das Mariandel faß, die Arme in die Schürze gewickelt, hinterm Ofen und sprach auch nicht und aß auch nicht, sondern weinte still vor sich hin, und als sie meinte, daß ihr Mann fest schlafe, da nahm sie das Rasirmesser, trat an sein Bett, faßte ihn am Zwickelbart — hu! — wie glogte sie der Kaspar auf einmal mit weit aufgerissenen Augen an, daß sie vor Schreck das Messer fallen ließ und das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, auf einen Stuhl vor dem Bette hinsank. Der Kaspar fuhr aber wie das Donnerwetter zum Bette hinaus, riß die Heßpeitsche von der Wand und schrie: „Wart, Du Halsabschneiderin!“ Und damit peitschte er sie zum Hause hinaus, daß das arme Mariandel laut aufschrie und die Hunde im Stall zu bel-len anfangen und der Teufel und das alte Weib sich vor Freude gar nicht zu lassen wußten.

Die saßen nämlich auf zwei Bergspitzen hinter dem

Jägerhaufe und sahen beim Mondlichte, wie's mitunter zwischen den sturmzerrissenen Regenwolken hervorblickte, alles, was drunten mit dem Kaspar und dem Mariandel vorging.

„Netzt komm herüber!“ rief das alte Weib, „und bringe mir die Pantoffel. Ha, ha, ha! Wie dem armen Geschöpfe, dem Mariandel, das Blut von ihrem weißen Rücken herabfließt und wie sie's friert bei dem Sturm und Regen in ihren zerrissenen Kleidern!“

„Da hast Du Deine Pantoffeln,“ sagte der Teufel kleinlaut, riß den größten Tannenbaum aus und reichte mit demselben dem alten Weibe die Pantoffeln über die Schlucht hinüber. Ich getraue mir's nicht, zu Dir zu kommen, denn wahrlich! Du bist schlimmer noch, als ich.“

Der Kaspar konnte vor Wuth die ganze Nacht nicht schlafen. Gegen Tagesanbruch stand er auf, denn es war Yeisetag heut, wo er die Aussicht führen mußte, wenn die armen Leute in den Wald kamen, um das Kallholz einzusammeln. Dem Kaspar wurde immer finsterner zu Sinn: S' Mariandel war nicht da, um ihm mit einem Kuß guten Morgen zu wünschen, s' Mariandel war nicht da, um ihm die Suppe zu kochen. Das Nachtessen von gestern stand noch unangerührt auf dem Tische. Kaspar nahm aus dem Wandschrank die Schnapflasche und trank sie im Aerger halb aus, steckte den Rest in die Jagdtasche, nahm Älnte und Waidmesser, ließ seinen Lieblingshund aus dem Stall und ging hinaus in den Wald. Aber es freute ihn nicht, als die Diana lustig bellend an ihm emporsprang. Er stieß sie mit dem Fuße von sich und ließ sie hinter ihm gehen und wenn er im Dunkeln über einen Stein stolperte, so ärgerte es ihn, und wenn dann der Mond wieder durchblickte, so ärgerte es ihn, und selbst als die liebe Sonne roth hinter den Nebeln aufging und das gelbe Herbstlaub der Waldgipfel beschien, alles ärgerte ihn heut. Ebenso ging's aber beim Lesen. Dem ersten Buben, der ein Holzbündel nach Hause tragen wollte, riß er den Reißbündel von einander, nahm einen ganz durren Ast heraus und behauptete, der sei heut früh frisch von einem Baume abgebrochen und schlug mit dem Ast auf des Buben Rücken, daß die Stöße umherflogen. Der Vater des Buben, als er seinen Jungen schreien hörte und sah, daß ihm Unrecht

geschehen wäre, wollte den Kaspar zu Rede stellen. Da wurde der Kaspar ganz wüthend, schalt von lumpigem Bettelvolk und er würde mit dem gnädigen Herrn sprechen, daß das mit dem Holzsammeln ganz ausbören mußte. Das Unterholz würde verderben, wenn die Bettelbuben darin herumtrampelten u. s. w. Alle die Dorfleute hatten sich um ihn gesammelt und der Vater des Buben sprach: „Seht, Herr Kaspar, wir wollen Euch Eure großmüthigen Reden zu gut halten, weil Ihr sonst ein braver, niederträchtiger Mann seid und heute früh, wie's scheint, schon zu viel getrunken habt.“

„Was?“ schrie Kaspar, „betrunken nennst Du mich, Du veroffener alter Esel! Wart ich will Dich Respekt lehren, und daß Du nach Deinem Buben siehst!“ und damit zog er sein Waidmesser und wollte den alten Mann abfuchteln. Aber er traf ihn an den Hinterkopf, daß das helle Blut aus dem weißen Haare hervoraustoll. Da erhoben die Dorfleute ein großes Geschrei, fielen mit ihren Knütteln über den Kaspar her und stießen, schlugen und traten auf ihn ein, daß er, mit Beulen und Wunden bedeckt, zu Boden stürzte und sie hätten ihn wohl todt geschlagen, wenn nicht das Mariandel auf einmal herbei gestürzt wäre und über den Kaspar hingeworfen, und mit ihrem Leibe die Streiche aufgefangen hätte. Da gingen die Dorfleute, immer noch scheltend und fluchend, aber doch bestürzt nach Hause. Das Mariandel bedeckte aber Kaspars bleiches Gesicht mit heißen Küßen und als ihm vom vielen Blutverlust die Sinne vergingen, nahm das Weib den starken Mann auf den Rücken und trug ihn den Berg hinab. Als sie ihn aber in der Stube auf das Bett gelegt hatte, da floß ihr das Blut aus Mund und Nase von der übergroßen Anstrengung. Sie achtete dessen aber nicht, sondern schleppte sich zum Herde, machte Wein warm und wusch seine Wunden und verband sie, und als er endlich in einen sanften Schlaf versiel, fühlte sie nicht, wie ihr der Rücken schmerzte noch von den Schlägen gestern Abend, sondern sie saß an seinem Bette und wehrte die Fliegen ab, daß sie ihn nicht im Schlafe störten.

Gegen Abend erwachte Kaspar aus seiner Betäubung. Er rief sich die Augen, denn er konnte sich lange nicht be-

sinnen, wie ihm geschehen wäre. Als er aber das Mariandel vor seinem Bette sitzend sah und den Schmerz in seinen Gliedern fühlte, da fiel ihm alles wieder ein und er sang, seit dem Tode seiner Mutter, zum ersten Male bitterlich an zu weinen und fasste Mariandels Hände und sagte:

„Ach, Mariandel, warum bist Du mir untreu geworden und hast mich umbringen wollen? Ich habe Dich ja so lieb gehabt!“

„Dacht ich mir's doch,“ sagte Mariandel, „daß Du nie keine andere lieb hättest, als mich. Ach, ich bin an Allem schuld, weil ich dem alten Weibe gefolgt bin, und Dir habe Haare aus dem Bart schneiden wollen, damit Du mir treu bleibst, und wußte ich doch, daß Du mir in alle Ewigkeit treu bleiben würdest.“

„So hat das alte Weib uns einander hegen wollen!“ schrie Kaspar und wollte aus dem Bette, aber er war zu schwach, um aufzustehen, und fiel zurück in Mariandels Arme.

„Na wart,“ sagte er, „wenn ich die Alte treffe, die soll's kriegen,“ und nun erzählte er, was sie zu ihm gesprochen hatte. Dann sind sich der Kaspar und das Mariandel um den Hals gefallen, haben sich geküßt und wieder ausgesöhnt. Der Kaspar ist dann bald wieder gesund geworden und von da an gegen die armen Leute freundlicher gewesen, als je zuvor, und mit der Mariandel hat er auch nie wieder Streit gehabt. —

In der Nacht, als die Beiden sich aussöhnten, standen aber der Teufel und das alte Weib wieder auf den Berggipfeln und als der Kaspar das Mariandel küßte, da wollte das alte Weib davon laufen, aber der Teufel machte sich groß über alle Bäume, brüllte vor Freude, daß die Dorfleute meinten, ein Wetter sei im Anzuge und packte das alte Weib am Genick und schleppte sie in die Hölle. Weil die nun schon längst wußte, daß sie einmal dahin läme, grämte sich das alte Weib auch darüber weniger, als daß sie bei der Fahrt mit dem Teufel durch alle Lüfte ihre neuen Pantoffel verlor, und nun gar nichts hatte von aller ihrer Bosheit. Der Himmel gäbe aber, daß alle bösen alten Weiber nächstens wider Willen einmal etwas Gutes

stiften, damit sie der Teufel alle hole und alle Leute, die sich treu sind und sich wahrhaft lieb haben, ungestört, fröhlich und zufrieden sein können, wie der Kaspar und das Mariandel von da an noch lange Jahre gelebt haben bis an ihren sanft seligen Tod.

III.

Abentheuer zweier Deutschen in
Paris.



Erstes Kapitel.

Das Hôtel garnie.

Wer nennt die Völker, zählt die Namen,
Die gastlich hier zusammen kamen.
Schiller.

Die kurze, aber ziemlich breite Rue de l'Echelle, entre le Château des Tuilleries et la rue St. Honoré, ist natürlich eine ganz noble Straße, aber sechs Stock hoch in dieser Straße ist es nicht mehr so ganz noble.

Die oberste Etage der Häuser ist aber auch, als schäme sie sich, von unten gesehen zu werden, einige Fuß tiefer in das Haus zurückgerückt.

Wenn man sich daher hier nach gut Pariser Sitte, sobald man dem Bette entstiegen ist, auf die hölzerne Barriere vor dem Fenster lehnt, so sieht man vor sich, wie über sich ein Stück Dach, und kann von der Straße nur einen kleinen Theil zunächst den gegenüberliegenden Häuser erblicken.

Es ist morgens 10 Uhr, ein ungewöhnlich heiterer Sonnenschein ruht auf dieser hohen, stillen Region. Nur durch den Widerschein der geöffneten Fenster giebt sie ein spärliches Almosen ihres Sonnenglanzes der Rothstraße drunten, welche schon von Karren und Equipagen, einem Detaschement bebrillter Lanziere der Nationalgarde, Municipalgardisten u. s. w. erfüllt ist.

Ein hübscher junger Mann, mit schwarzem Kraushaar und lebenslustigen Augen lehnt sich auf die besagte Balustrade vor diesem schönen Stadwerke. Seine Bekleidung besteht aus einem ehemals blaumantelten Schlafrode und einem rothen griechischen Aeg auf dem Kopfe. Er mustert seine Nachbarn, und blickt dazwischen ungeduldig in sein ärmliches Zimmer zurück, wo auf dem Tische (mit drei gefallenen und einem halb abgebrochenen Beine) das Kaffeegeschirr, an demselben zwei gleich zerbrechliche Sessel, die Bewohner des Zimmerchens zum Frühstück einladen.

Das sonstige Amöblement vollendet ein Bett, ein Stuhl mit einigen Papieren, darüber ein Bücherbord, daneben ein Stuhlrahmen.

Pult und Papier sind dick mit Staub bedeckt, als seien sie lange nicht berührt; im Bücherbord sind keine Bücher; und auf dem Stuhlrahmen ist die, in die halb vollendete Stickerei hineingestochene Nadel fest gerostet.

Die durch den zweiten Stuhl, die zweite Tasse und den Stuhlrahmen angedeutete zweite, dieses Zimmer bewohnende Person kommt noch immer nicht, aber der junge Mann scheint sie jetzt auch nicht mehr so ungeduldig zu erwarten. Das saubere Zimmerchen gerade gegenüber, dessen Bewohner schon lange wach zu sein scheinen, hat unsern Freund nicht so in Anspruch genommen. Denn dort liegt nur noch die alte lahme Mutter vor dem schon aufgemachten, sauberen Bette und spinnt; das schöne Töchterchen arbeitet seit mehr als zwei Stunden fleißig im Hinterstübchen der Madame Robert, der berühmten Puzmacherin in der rue Vivienne. Auch zieht ihn nicht das Zimmer rechts schräge gegenüber an, wo ein Herr mit vornehmen altfranzösischem Gesichte sich mühsam rasirt, während die Frau Gemahlin in weißem Fraueneßige aus wahren Vogelnäpfchen mit zierlich gehobenen kleinen Finger dünne Chocladé schlürft und die Tochter von sehr regelmäßiger Schönheit, aber schon 36 Jahren, den Papagei füttert.

Nein, nach links schräge gegenüber sind Vierge, Auge und Ohr gerichtet.

Ein Trillern und Zwitschern, wie im Walde, wenn die Frühsonne alle Vögel weckt, zeigt an, daß die beiden spanischen Tänzerinnen schon wach sind. Ihr zweifelt doch

nicht an ihrer spanischen Abkunft? — Stille! — Der ganze Boulevard St. Denis und St. Martin hat sie nach den geschmeidigen Bewegungen ihrer Glieder dafür anerkannt. Deshalb sind sie Spanierinnen, so wie die Basaderen, Ba'aderen waren für ganz Europa. — obgleich diese Andalusierinnen wenigstens nie über die Pforten von Paris hinausgekommen sind.

Nest tritt die eine auf die Dachgalerie hinaus, bemerkt unsern jungen Freund, blüht lächelnd auf ihr etwas freies Neglige, und ruft mit einem Scherzwort auch die zweite in's Freie. —

„Aber Hippolyte, willst du nicht mit mir frühstücken?“ sprach eine helle, weibliche Stimme hinter dem jungen Manne. „Si, si, ma petite femme.“ antwortete er, fast erschrocken, und wandte sich in's Zimmer, wo die inzwischen Zurückgekehrte so eben die Kaffeekanne von den drei Kothlen im großen Kamine genommen und auf den Tisch gestellt hatte.

„Ich habe Hunger wie ein Wolf,“ fuhr er fort, „aber erst muß ich doch einen Kuß von dir haben!“ und damit faßte er den niedlichen, braunen Kodenops und drückte einen herzhaften Kuß auf die frischen, rothen Lippen. Aber diese Zärtlichkeit verschonte nicht den Wismuth aus dem sonst so schelmisch blühenden Auge der Grisette.

„Du mußt heut in einer Restauration deinen Hunger stillen, mon cher!“ sprach sie, „der Bäcker drüben wollte mir für keinen Sous mehr Brod borgen, und der deutsche Pâtissier hier unten im Hause läßt mir nur noch für einen Kuß Gebäck verabfolgen.“

„Ah, ce coquin!“ rief Hippolyte und stampfte mit dem Fuße. Man konnte nicht bemerken, ob mehr über die Zudringlichkeit des Pâtissiers, oder die fehlgeschlagene Erwartung eines Frühstücks erboht.

Das Frauenzimmer setzte sich, ein Lied summend, an den Stuhlrahmen, wo sie aber die eingestochene Nadel so heftig herauszog, daß die Fäden abrißen. Hippolyte lehnte sich wieder in's Fenster, wandte sich aber nach einem grimmen Blicke auf die noch immer nach ihm kokettirenden Spanierinnen wieder in das Zimmer, um sich hastig anzukleiden.

Aus der Restauration an der Ecke der Rue de Rivoli und der Rue St. Honoré war ein gar zu lebender Duft aufgestiegen, und die Wasserträger bei der Fontaine brühen am Eckhause der Rue St. Louis hatten offenbar ein neues politisches Ereigniß besprochen.

Als er den Schlafrock abwarf, wurde ein gut erhaltenes Beinkleid und zierliche Stiefel sichtbar; eine Sammetweste, ein feiner Rock und blanker Seidenhut, alles gleich sehr der neuesten Nummer des *petit courrier de Modes* entsprechend, vollendeten den Anzug.

Während er dann eine stark vergoldete, messingene Kette mit einer Uhr ähnlichen Stoffes, doch ohne Werk, umhing, begann Nanon von Neuem: „Es bleibt wohl nichts übrig, als daß du den Jean de Bordeaux wieder aufsuchst!“

„O, daß ich mich wieder dem Schurken hingeben und so die schöne Rede, in welcher ich ihm neulich seine Schlechtigkeit vorhielt, selbst zu Schwanden machen muß!“ murmelte Hippolyte vor sich hin. „Daß das Journal des Bagatelles gerade bankrott machen mußte, als mich der Redakteur für meine Aufsätze endlich bezahlen wollte. —

„Adieu!“ — Rasch flog er die Stiege hinab. Als er in der fünften Etage war, fiel ein Schuß; er hielt einen Augenblick an. Aus einer Thür des Corridors trat ein blasser, junger Mensch und sprach auf deutsch: „Der Schuß schien in der zweiten Etage zu sein!“

„Ah, da hat sich der Engländer umgebracht!“ rief Hippolyte. „Kommen Sie!“ Als beide vor die Thür des Briten kamen, zeigte ein Strahl von Pulverdampf, welcher durch das Schlüsselloch drang, daß sie sich nicht geirrt hatten. Die Thür war verschlossen. — „Eine Pariser Thür läßt sich sprengen,“ meinte der Franzose, „und unter diesen Umständen ist es erlaubt.“ Ein Austin schaffte Einlaß. Der Engländer stand, gesund und wohlbehalten, im dicken Pulverdampfe und streckte ihnen drohend ein Pistol entgegen.

„Was wollen Sie?“ schrieb er, „zurück, oder ich schieße! My house is my castle!“

Hippolyte sprang lachend zurück und eilte, ohne sich weiter um den Deutschen und den Engländer zu kümmern,

die Treppe hinab. Von der letzten Stufe blickte er vorsichtig in die schmale, nur vom Fenster über der Handthüre erleuchtete Hausflur nach der Loge des Concierge. Er war ihm nämlich noch das Porto für den Hiobsbrief des entflohenen Redakteurs des Journals des Ragatelles schuldig.

Die Tochter des Concierge war allein zu sehen.

„Ah, Mr. Hippolyte,“ rief sie lachend, „kommen Sie unbesorgt näher. Mein Vater ist in den Tuileriengarten gegangen, die Zeitung zu lesen. Es soll wieder eine Emute im Werk sein. Was bedeutet der Schuß?“ „Der tolle Engländer, meine liebenwürdige Amelie,“ erwiderte Hippolyte, „hat sich einen Paß gemacht. Aber verzeihen Sie, wenn solche Dinge im Werke sind, duldet es mich nicht länger im Hause.“ Er wenia schmolleud zog Amelie den Thürriegel und Hippolyte ging hinaus.

Zweites Kapitel.

Ach wie gern in jeder Richtung
Alld' ich zu der Welt hinaus,
Doch von oben droht Vernichtung,
Hält mich zwischen Luth und Graus.
Gothe.

Auch in dem durch ein Fenster im Dache beleuchteten Hinterstübchen, welches die Besitzerin dieses Hauses Madame Desiravant bewohnte, hatte man den Schuß gehört. Entsetzt fuhr die wohlbeleibte Dame in ihrem großen Lehnstuhl empor und blickte, Hüfte suchend, wie in allen Vorkommenheiten des Handregimentes, nach ihrem Aide de camp, Victoire. Diese, eine kleine, aber anmuthige Dreißigerin, welche die schwere Aufgabe gelöst hatte, in einem fast zwanzigjährigen Orisentenleben nicht einmal mit der Polizei und der Nachrede bei ihren Bekannten in üblen Conflikt zu gerathen, war nicht so leicht durch einen Pistolenschuß zu erschrecken. Mit unterschlagenen Armen und in

Nachdenken versunken, blieb sie ruhig vor dem Kamine hocken, wo das Löffchen mit Rindfleisch, welches nebst etwas Salat ihr Mittagessen bilden sollte, in der Suppe kochte.

„Ein Pistolenschuß!“ rief Madame Desiravant. „Mein Gott, ein Skandal im Hause der Wittve eines Königl. Oberkocht! Gehen Sie, Victoire, ich glaube, die Polizei ist schon auf der Treppe!“

„Madame, Ihre Phantasie ist immer zu schnell,“ antwortete die Dienerin gelassen. „Se. Majestät Ludwig XVI. hat sich auch gewöhnen müssen, Pistolenschüsse im Innern seines Hauses zu hören. Was wird's sein? Einer von den jungen Herren hat sich in kriegerischer Anwandlung beim Tröbler eine Pistole gekauft, die noch von der letzten Emute geladen gewesen ist.“ Die Hausherrin hatte, noch immer gespannt hinhorchend, die Antwort überhört, oder doch nicht beachtet; geübt durch die lange Gewohnheit von ihrem Stuhle aus über ihr Haus zu wachen, war ihr bald die Frage, in welcher sodann die Thüre gesprengt wurde, klar geworden. „Hören Sie nicht, Victoire,“ fuhr sie daher fort. „man schlägt die Thüre ein! Gehen Sie hin, es ist im Zimmer des Engländers.“

Für Mister Jones mußte sich die Haushofmeisterin besonders interessieren, denn kaum war seiner erwähnt, als sie auch nach dessen Zimmer mehr flog, als ging. Durch den dicken Pulverdampf auf dem düstern Corridore sah sie ihren deutschen Herrn aus der fünften Etage dem Engländer gegenüber stehen. Letzterer hielt noch immer das Pistol vor sich, beide blickten sich schweigend fest an.

„Mein Herr,“ sprach der Deutsche endlich, „vor ihrem Pistol fürchte ich mich nicht. Schießen Sie mich nieder, wenn Sie's vor ihrem Gewissen verantworten können. Es ist besser, für einen guten Zweck gestorben zu sein, als schlecht und thatenlos zu leben. So lange ein Athemzug in mir ist, werde ich verhindern, wo ich es kann, daß Jemand die nicht zu bereuende und abzubüßende Sünde des Selbstmordes begeht.“ Der Engländer hatte aufmerksam die in fließendem Englisch gebrachte Rede angehört. „Mögen ihre Ansichten über den Selbstmord,“ sagte er, „seien, welche sie wollen. Ich kenne Sie nicht; ich werde Sie damit

nicht belästigen, daß ich Ihre Ansichten zu ändern suche. Was haben Sie für ein Recht, mich in meinem Thun zu stören?"

„Jeder Christ, jeder Mensch,“ rief der Deutsche mit Wärme, „hat das Recht, auf die Handlungsweise seines Mitmenschen einzuwirken, sobald er gewiß ist, einen Menschen vor sich zu haben, dem durch Leidenschaft oder Wahnsinn die männliche Vormundschaft über sich selbst genommen ist. Mag der Mensch sich beim Selbstmorde noch so ruhig und besonnen wähnen, diese That kann nur eine That des Wahnsinns oder der Leidenschaft sein, weil sie, wie die Geburt, über die Grenze menschlichen Willens hinaus liegt, weil ihr Zweck, das, wozu sie führt, dem Menschen nicht bewußt sein kann, weil der Mensch das, was ihn zu derselben treibt, wenn er es klar durchschaut, als einen Antrieb, einen Sieg seines ärgsten, einzig wahren Feindes, des Feindes, der in ihm selbst wohnt, der ein Theil seines Wesens ist, erkennen muß.“

Der Engländer blickte dem Deutschen in die klaren und doch von einer fast noch größeren Schwermuth, als seine eigenen, umdüsterten Augen. „Ich würde,“ sagte er endlich gelassen, „Sie zuerst zu Boden strecken und dann mich selbst tödten, wenn ich dieses nicht auch für eine Sünde hielte. Ich will ihr gewähntes Recht, weil dieser Wahn Ihre beste Ueberzeugung zu sein scheint, anerkennen und Ihnen sagen, was mich zu dieser That treibt.“

Er ging an die Klingel und schellte. Als Nanon darauf in's Zimmer trat, wußte sie sich so, daß es auch weniger Erregte getäuscht hätte, den Anschein zu geben, als komme sie zufällig den Gang herauf. — Eine Flasche! sagte der Engländer mit dem gewöhnlichen, ruhigen Tone. — Als die Dienerin das Verlangte brachte, saßen beide in den Lehnstühlen am Fenster und blickten auf die Straße. Der Engländer verschloß, als Nanon wieder hinaus war, die Thüre, aber die noch immer auf Nachricht wartende Madame Desfravant schellte zum siebenten Male so heftig, daß sie jetzt zu ihr eilen mußte.

Drittes Kapitel.

Die Messagerie Lafitte et Gaillard.

Weich da läßt ihm antragen
Der kochend Bienenchwarm:
Schon kühlt und zerdröhen
Ist ihm das Nützlein warm.
Er herwärts thut sich lenken,
Will schon sich Heben an.
Schon, vorten bleibt er denken,
Man ihn dort fallen kann.
L. v. Spec.

Willst du selbst einen Schwachkönnigen, einen nur so weit, daß er lesen kann, Gebildeten überzeugen, daß Paris der Mittelpunkt der Welt sei, so führe ihn in die Messagerie Lafitte et Gaillard.

An drei Seiten des großen Hofes steht du nichts, als eine Flügelthüre neben der andern, und über jede ein mächtig großes, viereckiges Fenster, dann das Dach. Ueber jeder Thüre steht der Name des Landes, der Provinz, zu deren Postbureau sie führt, neben jeder Thür auf dem schmalen Pfeiler, der sie von der nächsten Pforte trennt, sind für die in der Geographie schwachen Franzosen die Städte dieser Länder nach alphabetischer Ordnung benannt. Im Fond des Hauses liegt das sechs Stos hohe Hôtel Rossignol. Welch ein Gewimmel von Wagen und Menschen auf diesem Hofe! Wie zudringlich schauen die grauen Rückwände der Häuser aus den nächstliegenden Straßen über jenes niedere Postgebäude in den Hof hinab auf die neuen Ankömmlinge! Diese Wände sind nämlich von den Hausbewohnern zu Visitenkarten benutzt: hier empfiehlt sich mit ellenlangen Buchstaben ein Cordonnier; dort ein Tailleur, solle zu enorm billigen Preisen.

Die Uhr über einem der schmalen, aber mit Säulen überreich verzierten Eingangsportalen schlug zehn, und der Wagen von Straßburg rollte auf den Hof. Mr. le Con-

ducteur, in der kurzen, blauen, hübsch mit Laubwerk in Silber gestrichen Jacke und eine Pelzmütze auf dem Kopfe, quälte noch einige Wistöne aus seiner kleinen Trompete, während er sich mit der linken Hand den Schlaf aus den Augen rieb. Das Signal schien eben so sehr den Postknechten, welche jetzt mit Leitern von zwei bis drei verschiedenen Größen herbeieilten, gegolten zu haben, als jener Schaar von Gamins, chevaliers d'industrie, commissionnaires etc., die sofort einen weiten, aber gewiß nicht leicht ungeschoren zu durchbrechenden Kreis um den Postwagen bildeten. Welch eine Mischung von Freude, Erwartung und Abspannung liegt auf den zahlreichen Gesichtern, die sich jetzt neben und übereinander aus allen erlaubten und unerlaubten Öffnungen des Wagens hervordrängen! Hinten, in der ringsum offenen Rotonde fünf langbärtige Juden und ein Mantelhändler, vorn im Compe natürlich zwei Engländer, im Innern ein deutsch-französischer Desiguateur aus Mühlhausen. Letzterer ist à la jeune France gekleidet und steht mithin auffallend gegen den frommen Güte an seiner Seite ab, welcher so eifrig in seinem Previer memoirirt, als hätte er die Absicht, dieses während seines ganzen Pariser Aufenthalts, als einzig mögliche Abwehr der verderblichen Einflüsse dieses Aufenthaltsortes, fort zu setzen. Dene beiden Grenzollbeamten, denen es endlich geglückt ist, das Ziel ihrer widerwärtigen Karriere zu erreichen, d. h. für zehn mühsame Jahre vier Wochen auf Urlaub nach Paris kommen zu dürfen, sie interessieren und eben so wenig, wie dort die hübsche Offizierowittwe mit dem Kinde auf dem Arm.

Aber dieses fette, rothe Vollmonsgesicht mit den großen, fast plumphen, doch nicht unedel gebildeten Gesichtszügen, den lebenslustigen, ehrlichen, braunen Augen und dem Limoustoupe von Anno 6 — das ist ein Deutscher.

Die im Kutschfenster liegenden groben Hände mit blauen Nägeln zeigen an, daß er ein Härtler ist. Ah, lieber Landmann könnten wir dir doch mit ein paar guten Rathschlägen zur Seite stehen! In H — leben beim Härtetrog, im Familien und Kirchenvoigttrabe, da könnten wir freilich dem wackern Hünziger nichts Neues sagen, aber hier!

Alle die laubern Vögel, die den Wagen umgeben,

haben ihn vor allen in's Auge gefaßt, theils um ihn Stück für Stück zu bekritteln und zu bespotten, theils um großartige Pläne auf seine Börse zu machen. Aber besonders dort der hübsche, feingekleidete Krausfeyr! Und wenn ihm Jemand die Stellung Frankreichs in der orientalischen Angelegenheit zum hundert und zehnten Male auseinander setzte, er konnte nicht mehr Interesse zeigen, als jetzt bei den Einflüsterungen des unterlegten Kerls mit der Galgenphysiognomie, der neben ihm steht. „Nicht des Geldes wegen; hören wir leystern flüstern; was kommt es Franzosen, wie wir sind, darauf an! Aber die Bonne, selch eine deutsche Gans zu rupsen, diese gebornen Dupes aller Nationen. Glaub' mir, Hippolyte, mit dem Zeitungeschreiben wirst du doch nichts, weil du die Sache zu ernst, zu ehrlich nimmst, weil du dein Talent nicht benugest. Statt begeisterte Reden an die Duvriers zu schreiben, wofür du höchstens mal in's Gefängniß kommen kannst, müßte keine Partei, die dich nicht bezoldete, sicher sein vor deiner scharfen Zunge, deinem Wipe.“

Hippolyte hörte aber schon nicht mehr auf die Rede seines Genossen, sondern der weitere Verlauf am Postwagen hatte, offenbar mehr, weil er sich da amüßte, als weil er Pläne auf die Taschen der Ankömmlinge machte, seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen. Ihm kam dabei sehr zu Statten, daß er, weil seine Mutter eine Gläserin gewesen war, das Deutsche bequem verstand, wenn er es auch minder gut sprach. Gleich nach dem Postillon war nämlich eine kleine, bewegliche Figur den gefährlichen Weg vom weiten, oder Dvertoupe herabgeklattert. Er war mit einem bunten Schlafrock und rothen Saffianpantoffeln bekleidet; ein gelbseidenes Schirnstuch war als Nachthaube um den Kopf, ein rothwellenes Treutroustuch mehrfach um den Hals gewickelt, so daß das blass, unbedeutende Gesicht mit den klugen, grauen Augenlein erst nach Entfernung dieser Kleidungsstücke zum Vorschein kam. Während der kleine Mann dieses letztere that, und einmal über das andere alle Glieder streckte und reckte, rief er mit entschieden sächsischem Dialekte dem Kärbermeister ein: Guten Morgen, Herr Baumann! Wie haben Sie geschlafen? Da wären wir endlich in Paris u. s. w. über das andere zu. „Ach,“ er-

wiederte der Angeredete in der Hochnorddeutschland eigenen Mischung von Hoch- und Plattdeutsch, „da kann der Teufel schlafen, wenn's über Einem die ganze Nacht mit Füßen trampelt und unter Einem die Sperrfette gegen den Boden des Wagens klopft. Und dazu besteht die Polsterung der Wände glaub' ich aus ein paar Handvoll Häcksel.“ — Und nach einer kleinen Pause: „Es ist so langweilig genug das Postreisen, wenn man dann Nachts nicht mal seine Ruhe haben kann! Was wahr ist, muß wahr bleiben, ich mag sonst die Preußen nicht, aber die zwei Nächte von Halle bis Frankfurt hab' ich sehr gut geschlafen!“

„Aber guter Herr Baumann, bedenken Sie nur,“ eiferte der Kleine und bemerkte nicht, daß sein schönes, seidenes Schnupstuch die Tasche, in welcher er es stecken gesteckt, durch eine gewandte Pariser Hand schon wieder verlassen hatte. „Bedenken Sie aber auch hier die Wohlfeilheit? Wenn aber so viele Personen mitfahren, da muß es etwas unbequem sein. Sie hätten mit in's Obercoupe kommen sollen!“ — „Na, das fehlte mir noch,“ brummte Baumann. „D' mit Lebensgefahr hinauf zu klettern.“

„Weichster Herr Baumann, ich verführe Sie!“ rief der Kleine noch eifriger, aber ein starker Postknecht schob ihn ziemlich unsanft auf die Seite, um dicht vor der Nase des Fährers eine Leiter an den Postwagen zu hängen, auf welcher nun die bunte, männliche und weibliche Bevölkerung der Imperiale herabstieg. So sah lustig aus, wie der kleine Sachse sich jetzt immer bestüzt bemühte, den nur durch stumm-mes Kopfschütteln antwortenden Fährer von der Annehmlichkeit und Gefahrllosigkeit seines Plazes zu überzeugen, während immer mehr von der Decke des Wagens herabsteigende Passagiere ihn stets weiter zurückdrängten.

Auch die übrigen Passagiere stiegen jetzt aus, das Gepäck derselben wurde auf dem Trottoir vor dem Bureau auf einen Haufen geworfen, da die mitgekommenen Nachtstücke allen Raum im Innern füllten.

„Herr Baumann, Herr Baumann!“ schrie der Kleine, „hier ist Ihre Hutschachtel“ und riß das besagte Stück einem Kerl aus den Händen, der demüthig-verschämt lachend versicherte, er hätte es nur dem Herrn in's Hotel tragen wollen. „Herr Baumann, wo sind Sie?“ fuhr der

Sächse fort, „ich kann meine Sachen nicht im Sacke lassen, das weiß Jemand, der so viel gereist ist, wie ich. Herr Baumann, da läuft ja einer mit Ihrem Nachsack fort!“ — Hier traf ihn ein kräftiger Schlag auf die Schulter, er sah sich um, doch ohne von seinem Koffer aufzustehen, auf den er sich gesetzt, und seine übrigen Sachen unter dem inzwischen vom Postillen herabgegangenen Mantel um sich versammelt hatte.

„Was wollen Sie von mir?“ sagte der Jäger, denn dieser war es, der ihm auf die Schulter geschlagen hatte. Sie saßen da, wie eine Henne auf ihren Eiern.“

„So hätten Sie's auch machen sollen,“ erwiderte der Kleine, „auf der Reise muß man sich nach Leuten, die Routine haben, richten. Nun laufen Sie nach! Ihren Nachsack kriegen Sie nicht wieder zu Gesicht.“

„Donner, — ich meinte den hätten Sie!“ fuhr der Jäger auf, „wo ist er?“

„Dort hinaus,“ schrie der Kleine, „ist ein Keil mit dem Nachsack davon gelaufen.“

„Da soll ihm doch!“ rief Baumann gereizt, und hob den schweren Koffer, den er am Henkel in der Hand hielt, drohend in die Luft. Im Nu war er, obgleich ihn der Sachse ängstlich am Kocke zurück halten wollte, in der bezeichneten Richtung durch den Thierweg verschwunden. „Wo der nur hinkläuft, er findet gar nicht wieder zurück,“ jammerte der Kleine, „und ich kann doch auch nicht meine Sachen im Sack lassen.“

Ein Mann hatte seine ausgestreckte Hand gefaßt und hielt ihm die Karte eines Hôtels vor mit den Worten: *Très bien fait! Très bon Hotel Mein Sie! Vous y serez fort bien placé!*“

„Na Landsmann — ich muß Ihnen wohl zu Hülfe kommen,“ sagte ein dicker, anständig gekleideter Mann. In fließendem Deutsch. „Vertrauen Sie sich hier nicht dem ersten Besten an. Es ist den Leuten nicht zu trauen. Ich weiß es, wie mir's ging, als ich hier ankam. Der ehrliche Deutsche ist wie verrathen und verkauft unter den pfiffigen Franzosen. Kommen Sie in's Hotel Rossignol dort hinten im Hofe.“

Ein dritter, großer Mann mit ernster Miene und bis

an den Hals in einem braunen Oberrock eingeknüpft, machte sich durch eine entschiedene Bewegung Platz und sprach, die Hand zum Gruß bietend: „Master I am happy to see you. The town is large and living here ist expensive. I am also an englishman and if you will go with me I shall bring you to a very comfortable lodging.“

Ein Schwede drängte sich in ähnlicher Absicht, den Ankömmling für einen Sohn dieses Landes nehmend, mit tausend Büdlingen und Höflichkeitsbezeugungen herzu, während Hinterrücks der arme Sachse von sechs, acht Commissionairs gezerrt wurde, die seine Sachen tragen, ihn herumführen und wer weiß, was sonst noch wollten.

Herr Rachelberger, unser sächsischer Freund, war völlig verwirrt und rathlos, da trat Gyrovoltie zu ihm und sagte: „Nicht wahr, Sie sind der Freund des Herrn Baumann, des Schönsärbers? ich habe dem braven Mann, den ich auf der Leipziger Messe kennen lernte, einen Freund nachgeschickt. Gehen Sie nur mit diesem Herrn dort in das Hotel Rossignol. Herr Baumann wird gleich bei Ihnen sein und auch ich werde, so bald Sie sich etwas von der Reise erholt haben, mir die Freiheit nehmen, Ihnen meine Aufmerksamkeit zu machen. Hier ist meine Karte.“

Das ziemlich gute Deutsch, die bekannten Namen, Baumann, Leipzig, das sichere Benehmen des Fremden — Herr Rachelberger ließ sich von dem Zubringer des Hotel Rossignol fortziehen, worauf die anderen Stossvögel also bald nach neuer Beute weiter zogen. Es giebt hier so viele Ankömmlinge, daß langes Verweilen bei Einem schon Ungeschick in dem Gewerbe gezeigt hätte.

Viertes Kapitel.

Mr. de Vogue.

Nicht wißt, auf Eures Volkes Wohl zu sinnen,
Nicht wißt, vor Euren Feinden Euch zu bergen.

König Heinrich VI. 3. Th. der I. IV. S. 3.

So wie Herr Ruchelberger sich und seine Sachen auf Nr. 81. im vierten Stock des Hotel Rossignol in Sicherheit wußte, so erwachte auch alsbald auf das Lebhafteste wieder die Besorgniß um seinen Freund. Unentschlossen eilte er vom Fenster, zu seinem Koffer, vom Koffer zum Fenster hin und her, bald seine Kleider herausnehmend, um den Verlaufenen suchen zu gehen, bald wieder erwartend, daß Herr Baumann nach des neuen Freundes Zusicherung jeden Augenblick kommen müsse. Unzählige Mal sah er dazwischen die Karte des Freundes an, als könnte sie ihm Aufschluß über die Zuverlässigkeit desselben geben und doch stand auf der Karte nichts, als: Mr. de Vogue.

So geschah es, daß trotz des lebhaften Verlangens Ruchelbergers, seinem Freunde zu helfen, nach einem Halbstündchen keine weiteren Anstalten getroffen waren, als daß er den stahlblauen Leibrock und die gelbe Casimirweste, beide mit vergoldeten Messingknöpfen, ingleichen seine lachschwarzen Beinkleider ausgepackt hat. Da, als er nochmals an's Fenster ging, sah er Herrn Baumann am entgegengesetzten Ende des Hofes stehen, wie es schien, unschlüssig herumblickend. Rasch riß Ruchelberger das Fenster auf, aber sein Freund hatte jetzt auch die Inschrift des Hotels entziffert und schritt rasch auf dasselbe zu, während der Sachse, obgleich schon halb entkleidet, ihm zwei Treppen weit entgegenief.

„Ach, mein Onkelster,“ rief er, „wie freut es mich, daß ich Sie wieder habe. Hat Sie der Freund des Herrn de Vogue hergewiesen? Was ist's doch gut, daß uns der

hier gleich getroffen hat. 'Es ist wunderbar, wie's einem oft mit dem Treffen auf der Reise geht. Da komm' ich eines Abends nach Gerc' —

Aber Herr Baumann schien sehr misgünstig und ging, ohne ein Wort zu sagen, mit einem Schritt, daß die Treppe stöhnte, vor ihm her nach No. 81. Rasch warf er hier den Koffer in eine Ecke und sich auf den Stuhl. Nun brach sein Zorn los:

„Das hat man von den Jungens!“ rief er, „mit Sorge und Mühe zieht man sie groß und es scheint sich's zu lohnen, zeigen sie dann Kopf und Kiehl, gleich wollen sie studiren. Als ob ein ordentlicher Handwerker nicht auch seine Sach' verstehen müßte! Aber man ist schwach als Vater, man tröstet sich, wenn man das viele Geld auf die Universität nachschicken muß, denn was für ein hochgelehrter und angesehener Mann, denkt man, soll der Herr Sohn werden? Ja, preßt die Wahlzeit! Wenn die Zeit um ist, muß man seinen christlichen Namen in den Zeitungen auf der Verbrecherliste sehen! — Daß mich der Schlag rührte, als ich es sah: Moritz Baumann ist in contumaciam zu zehn Jahre Gefängniß verurtheilt wegen demagogischer Umtriebe. Ach, sie sollten nur sich regieren lernen, die jungen Herren, statt mit zwanzig Jahren die Welt verbessern zu wollen. — O der schändliche Lude! Das ist dann noch das Aergste, in die Welt zu laufen, statt die wohlverdiente Strafe hinzunehmen, so daß ich mein Geschäft fremden Händen überlassen und noch in meinen alten Tagen auf die Reise gehen muß. Das wird hier 'ne schöne Geschichte werden, kaum haben wir den Fuß in dies verd' — Paris gesetzt, so wird mir mein Koffer gekohlen.“

„Mein guterster Herr Baumann,“ tröstete ihn der Andere, „nehmen Sie sich doch das nicht so zu Herzen. Rufen Sie sich lieber in's Gedächtniß zurück, wie gut, über alle Erwartungen gut, unsere Verrichtungen zu Hause gegangen sind. Wie's Ihnen schriftlich gegeben ist, daß Ihr Herr Sohn, wenn er sich freiwillig stellt, mit Einem Jahr bürgerlichen Gefängnisses frei kommen soll. Wir wollen ihn schon ausfindig machen und überreden, nach Hause zurückzugehen. Hushab, Alterchen! das wird 'ne Freude sein! Kommt, wir wollen uns jetzt anziehen, denn's muß

bald Zeit zur Table d'hôte sein. Mein Wagen knurrte schrecklich."

Obgleich nun der Kärber, wohl aus denselben inneren Gründen, jetzt auch, um sich anzukleiden, seinen Koffer öffnete, so war's doch nicht allein der Aerger darüber, daß ihm dabei bald dieses, bald jenes Stück fehlte, weil es sich in dem gestohlenen Nachtsack befand, wechhalb er immer noch finster darcin schaute und nicht selten wieder zu flagen anfing. „Wie sollen wir," sagte er, „unbekannt, wie wir hier sind, in der großen Stadt was ausrichten, und wozu Ihre Weltkenntnis, von der Sie so viel reden, nützt, das haben wir heut morgen gesehen! Da, selbst wenn hier alles gut geht, ist meinem Sohne nicht alle Aussicht auf ein ferneres Herkommen bei uns abgeschnitten?"

„Hören Sie, Herr Baumann," rief der Sachse gereizt, „machen's sein Kind! Kann ich denn dafür, daß Sie nicht auf mich gehört haben! Bin ich's nicht, der Ihren Freund, den Mr. de Vogue, von unierem Hiersein benachrichtigt hat? Wenn wir den nicht hätten, freilich, da würde es schwer fallen, Ihren Herrn Sohn ausfindig zu machen."

„Was, Mr. de Vogue? Mein Freund?" fragte Herr Baumann.

„Sie erinnern sich meiner wohl nicht mehr," sprach Hippolyte, der soeben in's Zimmer trat. „Entschuldigen Sie, daß ich ohne Erlaubnis eintrete, Sie schienen über Ihren Wortwechsel mein Klopfen nicht zu hören."

„Ach, das ist sehr schön von Ihnen, Mr. de Vogue," jubelte der Sachse, „das ist sehr schön, daß Sie kommen. Aber ich hab' auch gar nicht daran getweifelt, daß Sie Wert hielten, ich hab' Ihnen ja auch schon zu danken, daß Sie mir Herrn Baumann zugeschildt haben."

„Dieser Herr hat mich nicht zurecht gewiesen," sagte Baumann, noch immer etwas misstrauisch, und besah sich den zwar sehr elegant, aber für ein so durch Lebenserfahrung geschärft, von Natur so gesundes Auge, immer doch auch sehr windig aussehenden Herrn de Vogue (oder vielmehr Mr. Hippolyte aus der rue de l'Echelle).

„Da ich Herrn Ruchelberger aus jener Schaar von

Glücksrittern helfen mußte," sagte Herr de Voque ruhig, „so fandte ich Ihnen einen guten Freund nach. Die Entwendung des Koffers habe ich auf der Polizei gemeldet.“

„Haben Sie das," sagte Paumana schon mit mehr Vertrauen, „nun ist Aussicht, daß ich ihn wieder erhalte? —“

„Ach, Sie wissen nicht, wie gut die Polizei in Paris ist!" rief Hippolyte komisch seufzend.

„Ja, Polizei!" bemerkte Paumann und durchsuchte seine Taschen, „man muß sich hier auch wohl sehr bald mit dem Pässe melden?“

„Bah, das hat bis morgen Zeit!" rief Muchelberger, „das weiß unser Giner, der Reisepässe hat. Aber ich begreife nicht, warum nicht zur Table d'hôte geläutet wird.“

„Darauf haben Sie gewartet?" sprach Hippolyte, „da hätten Sie lange warten können. Wie in vielen großen Pariser Hôtels, in die Restaurants getrennt. Kommen Sie," setzte er nach der Uhr sehend hinzu, „noch ist es Zeit.“

„Daß dich das Demmerw —“ fuhr auf einmal Paumann heraus, „da haben sie mir meine Brieftasche mit Paß und Geld auch gestohlen!“

„Heiliger St. Anton!" schrie Muchelberger, „Sie sind mir aber auch 'n Unglücksvogel. Da hinein haben Sie auch das Reisetagebuch wegen ihres Sohnes gelegt. So ist unsere ganze Reise umsonst! Das ist gewiß geschehen, als Sie dem Dief des Nachtsackes nachliefen.“

„Sein Sie unbeforgt, mein Herr," sagte Hippolyte ruhig, wenn Sie mich nicht hätten, wären Sie freilich sehr schlimm daran. Ich kenne aber den Herrn Polizeiminister persönlich. Kommen Sie nur mit zum Restaurant! Morgen Abend, verspreche ich Ihnen, haben Sie alles wieder.“

Der Hunger der beiden Deutschen war wirklich sehr hoch gestiegen, sie folgten daher dem Fremden.

Fünftes Kapitel.

St. Germain en Laye.

Was nichts ist so fein gesponnen,
Es kommt doch an's Licht der Sonnen.

Ungefähr um dieselbe Zeit, als sich das eben Erzählte auf dem Hofe des Messagérie Lafitte et Gaillard ereignete, trabten zwei junge Männer auf raschen Miethspferden durch den Arc de l'Etoile in den schönen sonnigen Herbstmorgen hinaus. Der Eine, ein kräftig gebauter, blühend aussehender Jüngling, war sehr einfach, aber anständig gekleidet. Das hochblonde Haar, welches in dicken Locken unter dem neuartigen Hute hervorauell, die frischen, blauen Augen bezeichneten ihn als einen Deutschen. Aber auch sein Begleiter, in dem kurzen, grünen Reitrock und enganliegenden Reithosen, war kein Franzose. Seine Haltung auf dem Pferde, der Accent, mit welchem er das Deutsche sprach, sein ganzer Habitus ließen bald den Engländer in ihm erkennen.

Schweigend und doch, wie es schien, innerlich sehr froh ritten sie die zwei ersten Vieux bis Neuilly fort. Auf Meißner Perronet's berühmter Brücke hielt der Deutsche plötzlich sein Pferd an. Der Blick die Seine hinab war zu reizend, um nicht einen Augenblick bei ihm zu verweilen. Die grünen Hügelufer mit den vielen Gärten, aus deren jetzt herbstlich buntem Laube unzählige weiße Villen hervorsuchten, mochten den Einen an die heimatlichen Ufer der Elbe, den Andern an die der Severn erinnern.

„Ach,“ sagte der Deutsche, von dem wir wohl nicht mehr zu bemerken brauchen, daß er der uns schon bekannte Bewohner der rue de l'Echelle war. Es ist ganz schön hier in Paris und überhaupt ein Leben in der belle France, das alle Pulse rascher schlagen macht, aber ich wollte, ich könnte doch wieder in mein liebes Deutschland zurück, könnte im Kreise meiner Familie dem Vaterlande meine Kräfte widmen. Jetzt da

du mich durch Einführung in Englands politisches Leben von meinem unglückseligen theoretischen Schwindel geheilt, meine Thatkraft, wie meine Besonnenheit, geweckt hast, jetzt fällt mir's vor allem schwer auf's Herz."

"Warum kannst du denn nicht nach Hause?" fragte der Engländer mit lebhafter Theilnahme: "Wie oft soll ich dir sagen, daß mein heißester Wunsch ist, dir durch die That dafür zu danken, daß du mich mir selber wieder gegeben hast. Ich kann dir gar nicht beschreiben, wie mich schaudert bei der Erinnerung an die durch Vertheit des Gemüths und Ueberfülle der äußern Mittel erzeugte Ueberfättigung am Leben, aus welcher du mich errettet hast, indem du mich durch Selbstkenntniß und Selbstbezwingung, wahre Religiosität, Interesse für die Angelegenheiten der Menschheit und meines Volkes finden ließeßt. Kann ich dir nicht helfen?"

"Ich bin wegen demagogischer Umtriebe verbannt!" sagte der Deutsche finster.

"So weißt du gar nicht," fiel ihm der Engländer hastig in's Wort, "daß beim Regierungsantritte deines neuen Fürsten allgemeine Amnestie erlassen ist!"

Der Deutsche wollte in rascher Freude aufjubeln, doch — er saßte sich an die Stirne und stieß dem Pferde die Sporen in die Seite, daß es hoch bäumte.

"Was soll ich ohne Connerionen, ohne Geld, ohne Geld in Deutschland!!" sagte er, indem sie forttritten.

"Nun, das weißt du, Geld habe ich im Ueberfluß," rief der Engländer lachend, aber der Deutsche warf ihm einen so bitterbösen, beleidigten Blick zu, daß auch seine Freude schnell verstummte und beide jetzt schnell, so tief in Gedanken versunken forttritten, daß sie weder auf Kantere, noch auf die künstliche Brücke der Eisenbahn, unter welcher der Fahrweg durchlief, achteten. In St. Germain en Laye war ein buntes Treiben: es wurden heut die kleinen Fêtes des Loges gefeiert, und wenn auch gerade in Paris das Fest wegen der Geburt des Prinzen war, so versäumte ein so vergnügungssüchtiges Volk, wie die Pariser, darum nicht seine Fêtes des Loges. Die Eisenbahn machte ja jetzt möglich, noch zur rechten Zeit heut Nachmittag wieder in Paris zu sein. Manche aus höhern Ständen freuten sich dießmal

besonders auf den Abend, wo es hier sehr nobel zu werden versprach, weil heut Soldaten, Durriers (man nennt so alle Arten der Wattung Menschen, die in Paris Gmeute machen) nicht die *champs elisées* versäumen würden.

Die Freunde gaben ihre Pferde in dem Wirthohause an der Eisenbahn ab und gingen Arm in Arm in den Wald, wo sich hundert und wieder hundert Scenen des tollen Lebens eines französischen Jahrmarktes durch einander bewegten.

Die Dialoge, in welchen der französische Gastgeber mit großer Zuade nicht nur die Vortrefflichkeit seiner Waaren darstellte, sondern auch die *haus enans* aus der Provinz, wie von selbst, in einem Handel verstrickte, dergleichen hatten sie aber schon zu oft in den *champs elisées* anhören können. Sie traten daher in ein Erfrischungshaus, wo der Engländer Wein und Trübwein bestellte. Da sie in einer besondern Abtheilung desselben allein waren, nahm der Engländer das Gespräch wieder auf: „Du zürnst mir doch nicht?“ sagte er, „bei Gott, ich dachte mir nichts Arges bei meinem Aerbieten: ich dachte an Nichts, als daß ich dir um alles in der Welt gern geholfen sehen möchte. Ein Mensch von deinen Gefinnungen, deinen Kenntnissen! Es wäre schändlich, wenn der nicht sollte der menschlichen Gesellschaft, seinem Vaterlande nützlich werden können.“

„Laß das,“ antwortete der Deutsche und drückte dem Freunde warm die Hand. „Nur Ausöhnung mit meinem Vater könnte mir helfen, aber der sieht mich längst wie einen Todten an,“ setzte er äusier hinzu.

Wieder schweigsam, wie vorher, hatten sie einige Bissen genossen, als der Deutsche, aus seinem Sinnen auffahrend, mit höchster Spannung zur Seite horchte. Er hatte sich nicht getäuscht; in dem Gespräche, welches flüsternd in der nächsten, nur durch eine spanische Wand von ihnen getrennten Abtheilung des Zeltes geführt wurde, war mehrmals sein Name genannt. Er horchte scharfer hin, da hörte er Jemand sagen: „Ja, Baumann heißt der Vogel, den wir rupfen wollen. Es ist ein Aärber aus d — leben. Es ist herrlich, daß Hippolyte, um nicht zu verhungern, sein frommes Neuleben hat wieder abthun und gerade jetzt von Neuem zu mir kommen müssen. Ohne ihn, der so gut

Deutsch spricht, könnte nichts aus dem Unternehmen werden. Seht hier, die Brieftasche mit dem Passe und einer hübschen Summe Geld habe ich dem Alten schon aus der Tasche gezogen, damit ist meine Flucht gedeckt, sobald ich nur auch noch den Begleiter des Baumann um einige Napoleonsd'ors leichter gemacht habe. Das soll für einige Zeit hier mein letztes Stück sein. Die Polizei ist mir zu arg auf die Sprünge gekommen."

"Hippolyte?" fragte ein Anderer, was ist das für ein Hippolyte?"

"Was ist du nicht?" war die Antwort: „im proces monstre lernten wir ihn kennen. Er half uns dann bei der Geschichte mit dem alten Banquier. Obgleich er uns aber durch alberne Einfälle von Gewissenhaftigkeit u. dgl. endlich um den ganzen Gewinn brachte, nahm er sich's doch so zu Herzen, daß er gleich wieder ehrlich wurde. Er wohnt mit der kleinen Nanon in der rue de l'Echelle sechs Treppen und hat sich bis jetzt mit Schriftstellern kümmerlich fortgeholfen. Doch ich muß nach Paris! — Adieu."

"Was ist dir?" fragte der Engländer."

"Mein Vater ist hier, ist bestohlen!" rief der Deutsche.

"Auf, rasch nach der Stadt."

So sehr sie sich eilten, war doch, als sie hinkamen, die Eisenbahn schon abgefahren. Sie setzten sich daher wieder zu Pferde. Als sie jedoch mit Dunkelwerden an die Barrieren kamen, war nicht durchzudringen. So sehr sie sich eilten, mußten sie daher still halten und den prächtigen Anblick der eine halbe Meile langen, fünffachen Lampenfette an den Bäumen der großen Allee bewundern. Der hohe Standpunkt vor dem Arc de l'Etoile erlaubte ihnen auch die ganzen champs elisées mit ihren hunderttausend Lampen und unermeslichem Menschengewühl, ja selbst die Gasillumination der Deputirtenkammer und des Garde-Meuble, wie das Gewühl der mit bunten Gaslampen und Fahnen geschmückten Schiffe auf der Seine zu übersehen. Möglich brachte eine Generalsalve vom Invalidenhôtel, und das Feuerwerk auf dem pont Louis XVI. nahm mit drei Raketen-girandolen zu Ehren des Königs, des due d'Orleans und des Comte de Paris seinen Anfang. Im Nu war die ganze Menschenmasse an die Märs gestürzt. Als die Freunde

an dem Zelte („pour les Blessés,“ wie im Transparent darüber stand) vorbei kamen, wurden schon einige Opfer dieser plötzlichen Bewegungen herbeigetragen. „Das ist Pariser Freude,“ sagte der Deutsche, „wie das Hauptfest von allen eine Gmeute mit scharfen Schüssen!“

Rasch begaben sie sich dann auf die Polizei.

Zehntes Kapitel.

Le Restaurateur.

*I wonder, if his appetite was good,
Or if it were, if also his digestion:
Byron.*

Sehen wir uns jetzt wieder nach unsern anderen Freunden um, was ihnen in Gesellschaft Hippolytes, oder Herrn de Bogues inzwischen beim Restaurateur und in den *champs elisés* widerfahren sein mag?

Als die drei beim Restaurant ankamen, war Baumann sehr niedergeschlagen und Ruchelberger auch eben nicht fröhlich, wie es sich nicht anders erwarten läßt.

Die ihnen durchaus neue Einrichtung der Restauration nahm aber für einen Augenblick ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Hippolyte führte zu einer der saubern gedeckten Tafeln mit bronzenen Füßen und marmornen Tischplatte, und ihre Blicke hingen noch ganz verwundert an der *Dame du Comptoir*, als ihnen das gedruckte Buch, welches die Namen der 320 Speisen enthielt, neues Erstaunen erzeugte.

„Was das für ein ungeheuer großer Spiegel ist, der da hinter der schönen Dame auf dem Katheder hängt,“ sagte der Sachse leise. „Was die da nur zu schreiben haben mag!“ —

„Sehen Sie,“ flüsterte Baumann, „zwei und dreißig

Suppen, ich kenne aber die französischen Suppen nicht, wählen Sie aus."

"Ob die große Vase mit den schönen Blumen, die da vor der Dame steht," flüsterte Ruchelberger weiter, ohne auf jenen zu hören, "und die andere Vase, auf der pour les domestiques eingravirt, ob die wirklich von Silber sind?"

Hippolyte, der sich augenscheinlich an dem Erstaunen der Fremden amüsierte, erklärte jetzt verbindlich: "Der Eig der Dame du comptoir hat 4000 Francs gekostet, ein ähnliches sauteuil im Café des Mille Colonnes hat 20,000 Francs, die ganze Einrichtung des Cafés Turc 200,000 Francs Mkosten gemacht, und doch übertreffen Café Veron und die Cafés der Passage Colbert jene weit an Glanz. Nicht wahr, Sie erlauben heute wohl gütigst mir, die Speisen zu wählen."

Mit stummem Erstaunen hörten die Freunde diesem und allem zu, was der Fremde noch ferner vom Glanze der Hauptstadt Europa's sagte. Mit fast noch größerer Verwunderung verspeisten sie die complicirten Speisen der französischen Küche. Als trotz Baumann's wiederholter, aber von seinem knurrenden Magen Eügen gestrafter Erklärung: „Ach, ich bin längst satt, ich kann nicht mehr!“ — als die erste Schüssel vor denselben hingesezt wurde, flüsterte er seufzend seinem Nachbar zu: „Das wird schrecklich viel Geld kosten. Ach, und ich habe ja nichts. Wie wird das enden!“ —

Raum war nach einem hübschen Dessert von einigen Ananasscheiben und Erdbeeren, die unsern Freunden in dieser Herbstzeit besonders auffielen, auf ihren Wunsch eine Tasse schwarzen Caffe getrunken, da lag mit einem Male eine lange quittirte Rechnung mit sauberer Einfassung in Congrevedruck auf dem Tische.

Der Fremde nahm sie rasch zu sich.

"Oh je! schon eine ganze Rechnung aufgeschrieben!" sagte Herr Ruchelberger, „aber mein Gütester, dürfte ich wohl darum bitten, da ich bei dem auch ihnen bekannten Unglücksfalle unseres Freundes die Rechnung abmachen muß."

Es hat mir ein besonderes Vergnügen gemacht," sagte Hippolyte verbindlich, „Sie bewirthen zu dürfen."

„Aber mein Guteser!“ sagte Herr Ruchelberger.

„Leid's auf keinen Fall!“ sagte Baumann leise zu seinem Freunde.

Allein Hippolyte war den Deutschen an Sicherheit des Benehmens in solchen Verhältnissen zu sehr überlegen, als daß er sich hätte irre machen lassen. „Sie haben wahrscheinlich aus der Zeitung gesehen,“ sagte er und schenkte eine neue Burgunderflasche ein, „daß hier kürzlich ein Prinz geboren ist, heut geben König und Stadtrath dem zu Ehren ein Fest. Wie wär's, wenn wir hinausgingen in die *champs elisées*.“

Herr Ruchelberger zeigte gleich große Lust dazu, doch konnte er seinen mißmüthigen Reisesgefährten nur mit Mühe und besonders nur durch die Vorstellung, daß am Tage eines solchen Volksfestes doch alle Nachforschung nach dem Sohne vergebens wäre, zum Mitgehen bewegen.

Schon längst war inzwischen den Freunden am Tische zunächst des übrigen ein kleiner, aber unterseht gebauter Mann, wegen seiner großen Beweglichkeit und Lustigkeit aufgefallen. Er war, wie man in Deutschland sagt, anständig gekleidet, d. h. er trug einen Leibrock, Weste, Weinleider, alles von schwarzem Tuch und ein weißes Halotuch. Während seine rechte Hand die enormsten Bissen in den großen Mund schob, welcher dennoch bei Zermalmung der Speisen Zeit für ein unaufhörliches Singen behielt, wühlte seine linke Hand in den schwarzen krausen Kopfhaaren, schweiften die lustiglachenden Augen rastlos in der Stube und auf den am Fenster vorbeipassirenden Menschen und Wagen herum. Seine Wangen glühten von Jugendkraft und Wein. Letzterer schenkte ihm jetzt endlich den erforderlichen Muth zu dem augenscheinlich schon lange intendirten Wagniß, unsere Freunde anzureden, gegeben zu haben.

„Ach, mein Herr, verzeihen Sie!“ rief er nämlich überlaut in französischer Sprache Hippolyte zu, „ist es das *Patois* von Languedoc, was Sie reden?“

„Nein, mein Herr!“ erwiderte dieser trocken, fast grob: „Wir sprachen deutsch.“

„Kennen Sie den Herrn?“ fragte Herr Ruchelberger.

„Wie soll ich!“ antwortete Hippolyte, „lassen Sie ihn,

das ist so ein Jean de Vordeaur, der zum ersten Male Paris sieht."

"Ja, meine Herren," hob der Fremde von Neuem an, "ich bin aus Vordeaur. Ich war noch nie in Paris. Würden Sie mir wohl erlauben, mit Ihnen in die *champs elisées* zum Feste zu gehen. Ich kenne hier Niemand, und meine Mutter hat mir gesagt, ich soll mich sehr vor den Pariser Industriellern in Acht nehmen, weil meine Kleidung von so feinem Tuche ist. Sie scheinen mir brave, gefehrte Leute zu sein."

Unseren Freunden war von dem in der Schule erlernten Französisch genug übrig geblieben, um diese Anrede, durch die sie sich sehr geschmeichelt fühlten, zu verstehen. Sie ließen daher dem Fremden durch Hippolyte sagen, daß es ihnen viel Vergnügen machen würde, ihn mitzunehmen. Mr. de Vogue machte aber noch allerhand Gegenvorstellungen, ehe er sich zur Ausrichtung dieses Auftrages verstand.

Ziebentes Kapitel.

*Il arrive quelquefois des accidents dans la vie,
on il faut être un peu fou pour se bien tirer.
La Rochefoucauld.*

Untenwegs konnte Jean de Vordeaur kein Ende finden in seiner Verwunderung der glänzenden Kaffee's und Läden, der Glasdecken über den Passagen u. s. w., bald wollte er hier den wohlfeilen Champagner, bald dort wunderbares Schönheitswasser, oder goldene Repetieruhren für 12 Frank's kaufen. Sehr langsam gelangte daher die jetzt zu vier Personen angewachsene Genossenschaft auf den *Place de la Concorde*. Hier mußten sie nun gar den Jean de Vordeaur, weil das Menschengedränge sehr groß war, zwischen sich festhalten. Sonst war er ihnen alle Augenblicke wieder

aus dem Gesichte, und sie fanden ihn erst nach langem Suchen, wie er hier den Löwen an Lürer in den wasserspeienden Rachen schaute, oder dort die Inschriften der Städtestatuen las und die braunlackirten Reverberen à la colonne rostrata bewunderte.

Endlich hatten sie sich bis zum Eingange der champs-élisés durchgedrängt, und mußten zwischen den Verkaufstischen Halt machen, da der Raum zwischen den bunten Pudenreihen ganz von Wagen angefüllt war.

„Hier, meine Herren, ist der Händler mit alten Kleidern!“ rief ein Jude dicht neben ihnen und hielt einen Paletot in die Höhe: „Mein Nachbar, der Schneider,“ fuhr er fort, „brachte mir ihn gestern, als gerade mein Freund, der Tischler aus le Vlessis Biquet, bei mir war. Mein Freund, sagte der Schneider, der Rock ist ganz neu und nach der Mode von voriger Woche. Jetzt ist aber eine andere Mode, du sollst ihn um einen Spottpreis haben. Mein Herr, sagte ich zu dem Tischler und sagte ihn am Arme, (hier dachte der Jude Herrn Ruchelberger, der mit geschränkter Aufmerksamkeit sich die Rede des Marchand des habits in's Sächsische übersehte), das wäre ein vortheilhafter Kauf für Sie, fühlen Sie, wie fein das Tuch! so feines Tuch macht man nur in Frankreich, fühlen Sie!“

„Ne erlauben Sie, mein Guteder!“ schrie Ruchelberger: „wir haben in Sachsen eben so feines Tuch!“ — Hippolyte übersehte schnell, im höchsten Grade amüsiert, die Rede des Sachsen.

„Sie mögen Recht haben,“ rief der Kleiderhändler, „aber was würde dort solch ein Rock kosten?“

„Nun 3 Louisd'ors könnte er schon kosten,“ sagte Ruchelberger.

Hippolyte übersehte wieder.

„Ich lasse Ihnen den Rock für 2 Louisd'ors!“ rief der Jude.

„Ne, er ist alt,“ antwortete der Sachse. Sehen Sie, 1 Louisd'or gebe ich Ihnen, aber nicht mehr, und damit zog er einen Napoleon hervor.

„Da haben Sie ihn,“ sagte der Jude, „weil er nicht ganz mehr Mode ist!“ gab Ruchelberger den Rock hin und

hatte ihm mit unglaublicher Leichtigkeit das Geldstück aus der Hand genommen.

Die Umstehenden lachten, Baumann flüsterte seinem Freunde zu: „Sind Sie toll, Kuchelberger? Wir sind jetzt in Geldverlegenheit, weil mir das wenige genommen ist, und kaufen sich überflüssiges Zeug!“

„Na, nun sehen Sie nur, ob der Rock nicht preiswürdig ist,“ rief der Sachse, „ich hab’ mir immer solch einen Paletot für die Reise gewünscht. — Seine weitere Reden verschlang die alles übertönende Stimme eines Stiefelpugers. Unwillkürlich drehten sie sich um.

„Meine Wische macht die Stiefel blank, daß man sich darin spiegeln kann!“ schrie der Kerl.

„Sehen Sie, meine Herren, Sie sind bei der Feier der Geburt Mr. des Grafen von Paris, lange lebe er! in den champs elisées gewesen. Schnell wollen Sie jetzt in eine Gesellschaft eilen, aber — wie sind die Stiefel standig. Hier stehe ich; drei Striche — glauben Sie mir, drei Striche! und Sie könnten in des Königs Zimmer gehen. Sie zweifeln, mein Herr?“ sagte er zu den ihm zunächst stehenden Jean de Bordeaux, und setzte dessen Fuß auf den Schemel. „Sehen Sie, drei Striche“ — hier puhte er — „und der Stiefel ist blank, als ob er vom Schuster käme. Nicht wahr, mein Herr, mit einem blanken und einem schmutzigen Stiefel gehen Sie aber nicht? Zwei Sen und ich puhe auch den andern.“

Jean zahlte und wurde geruzt, aber ein so dummes Geßicht er auch machte, einer der Umstehenden sagte: „Ich möchte wissen, wer von beiden am meisten fripon ist.“

Auf einmal fuhr eine elegante Halbkarre, in welcher ein Herr und eine Dame saßen, aus der Wagenreihe in den Alleen heraus und mitten zwischen die Menschenmasse bei den Tischen. Man wollte sich widersetzen, als der Wagen still hielt, die Dame aufstand und ireg dem besten Cavallerietrompeter auf einer Trompete schmetternde Fanfaren in alle Himmelsgegenden blies. Sogleich strömte Alles um den Wagen zusammen, und auch die beiden Deutschen trieb die Neugierde, sich näher hinzunäheren. Hippelotte sagte aber: „Wenn Sie nicht bestohlen sein wollen, so bleiben Sie hier. Es ist nur ein Zahnarzt. Sehen

Sie, der jetzt zurückgelegene Rücksitz zeigt eine vollständige Zahnapotheke. Lassen Sie uns lieber die Gelegenheit benutzen, vorwärts zu kommen.“

Buden und Buden waren hier: Mißgeburt und Seiltänzer, Menagerie und ein Assau d'armes von zwei Damen zu sehen. In anderen Boutiquen schoß man für ein kleines Eintrittsgeld mit Windbüchsen, Blasrohren und Armbrüsten um die Wette, entweder Gipsfiguren in Stücke, oder nach kleinen, aus einzelnen Hölzern zusammengefügten Festungen. Auf dem großen Rondel endlich waren rechts und links zwei Bühnen, und zwischen ihnen Pavillons für Musikchöre errichtet. Da die Zuschauer über den ganzen großen Raum hinschauen wollten, so drückten die Schauspieler ihre leidenschaftlichen Kämpfe lieber durch heftiges Mimenpiel, als durch Worte aus, die hier doch von Wenigen gehört wären. Auf der einen Bühne wurde die Eroberung von Constantine, auf der andern, Scenen aus den Kreuzzügen dargestellt. In dem Momente, als unsere Freunde den Schauspiel betraten, war der Lärm betäubend, hier fiel so eben Graf Damiermond, heut um sechsten Male, unter heftiger Kanonade und Kleingewehrfeuer. Dort mordeten die Sarazenen ein ganzes Kreuzheer, um ein schönes Fräulein zu rauben, die im Vordergrund auf weißem Zelter sehr gelassen hielt. Der Beifall des Volkes, das Fortissimo der Musikchöre überrannten selbst die Kanonensalven vom unfern Hotel des Invalides.

„Wenn ich hier lange bleibe, werde ich narrisch!“ schrie der sonst nicht nervenschwache Herr Baumann Hippolyte in's Ohr. Sie warfen daher, ehe sie fortgingen, nur noch einen flüchtigen Blick nach dem Mat de Cocagne, wo ein Seiltänzer zwar glücklich sämtliche Gewinne erhascht hatte, aber jetzt vom Volk am Herabsteigen durch Steinwürfe verhindert wurde, da man meinte, sein Gewerbe schließe ihn von diesem Wettkampfe aus. Mit Mühe erreichten unsere Freunde wieder die Stadt, wo sie das Anerbieten Hippolyte's sich in einer Pragerie zu restauriren mit Freuden annahmen.

In dem untern Gemache, welches, nur von vier eiserne Säulen unterbrochen, den ganzen Partterraum des Hauses einnahm, waren alle Gäste, die man durch den

dicken Tabaksdampf sehen konnte, Kneusmänner, Bediente u. dgl.

Hippolyte stieg eine eiserne Wendeltreppe den Andern voran, sie kamen in ein großes, leeres Villazimmer.

Nachdem der Kellner etliche Flaschen Bière de Strassbourg, einige Vifors und Cigarren gebracht hatte, fragte Jean de Bordeaux: Ob die Herren auch Billard spielten?

„Auf meinen Gütern in Lothringen,“ sagte Hippolyte, sein unterwegs vorgetragenes Märchen, daß er ein Lothringer Edelmann sei, fortsetzend, „da habe ich sehr viel nach Jagdpartieen u. s. w. gespielt. Ich spiele sehr gut.“

Baumann saß mürrisch mit verschränkten Armen in einer Ecke des Zimmers und sah schweigend und finstern vor sich nieder. Ruchelberger, den das Treiben in den champs-élisés sehr aufgeregt hatte, und der jetzt, wie heut Mittag, der Flasche tüchtig zusprach, war sehr redselig. „Als ich in Leipzig in der Lehre war, da hab' ich müunter gespielt,“ sagte er. „Es ist aber ein sehr festspieliges Vergnügen, und als ich einmal in einem Nachmittage mein ganzes Monats Taschengeld im Boule verspielt hatte, da hab' ich meiner Mutter selig gelobt, nie mehr zu spielen, und das werd' ich auch halten.“

„Ach, spielen Sie mal mit mir eine Partie, Herr von Vogue,“ sagte Jean, „ich spiele zwar sehr schlecht, aber ich möchte es sehr gern lernen.“

„Nun, wenn Sie es wünschen,“ erwiderte Hippolyte und ging, sich einen Caneau auswählen.

Jean konnte in der That keinen Ball machen, ja es schien stets Gefahr, daß er, wenn er zehnmal Rids gemacht hatte, zum elftenmale ein Poch in's Billardtuch stoßen werde. Hippolyte spielte nichts als Kunstbälle mit Triples, ausgezeichneten Garambelagen u. s. w.

Die Partie, bei welcher Ruchelberger jeden Stoß mit einer Bemerkung begleitet hatte, war endlich aus. „Kennen Sie das?“ sagte Jean, stellte drei Bälle hart nebeneinander, zog den mustern heraus und suchte diesen Zwischen-stein hindurchzuspielen, ohne sie zu touchiren.

„Pah, das ist leicht,“ rief Hippolyte und sprengte den Ball so geschwind über die beiden hin, daß Ruchelberger nichts merkte. „Aber,“ sagte er, „kennen Sie dies!“ Er

setzte zwei Bälle nebeneinander dicht an die Bande, zog den der Bande zunächst stehenden heraus, und versuchte nun diesen zwischen denselben und den andern Ball durchzuspielen, ohne letztern zu touchiren. Als er etwa nach zehn vergeblichen Versuchen inne hielt, rief Jean: „Geben Sie mir das Queue das ist leicht.“

„Ich werde,“ rief Hippolyte, „daß es Ihnen in sechs-mal nicht einmal gelingt.“

„Ich halte die Wette,“ sagte Jean, „wenn Sie was ordentliches d’ran wagen wollen. Wir von Bordeaux haben Geld. Pariren Sie 40 Franks.“ Er schlug auf die Tasche, und es klang wie lauter Gold.

Hippolyte schien etwas piquirt. „Schändlich,“ sagte er, „daß ich gerade nicht so viel bei mir habe. Aber hier meine Uhr und Kette wird Ihnen wohl so viel werth sein. Er legte hiermit das uns schon bekannte vergoldete Messinggeräth auf das Billard.

„Ne, lassen Sie’s gut sein. Herr de Vogue,“ rief Auchelberger, „ich will Ihnen gern die 40 Franks vorstrecken.“

Baumann sprang vom Stuhle auf, um ihn davon abzuhalten, aber sowie jener die 2 Napoleons d’or gegeben hatte, war auch so schnell der Ball von Jean gemacht und das Geld eingestrichen, daß der Jäcker schon zu spät kam, obgleich er sich gewiß seit vielen Jahren nicht so geschwind, wie eben, bewegt hatte.

„Das ist Piellerei!“ rief er jetzt.

„Herr,“ antwortete Hippolyte gereizt, „habe ich etwa bei Herrn Auchelberger nicht 40 Franks credit? Uebrigens ist es meine und dieses Herrn Sache, oder sind Sie etwa der Vormund des Herrn Auchelberger.“

Baumann wollte mit geballter Faust auf den Franzosen einfahren, aber der Sachse hielt ihn zurück. „Sehen Sie nicht das verdächtige Volk,“ flüsterte er, „was sich über den Wirthwechsel auf der Treppe versammelt? Kommen Sie, wir scheinen hier in eine wahre Diebshöhle gefallen zu sein.“

In höchster Angst zog er den widerstrebenden Freund mit sich fort, die Treppe hinunter, wo man ihnen auch

höflich Platz machte. Aber — „Ah! que les Allemands sont des Bêtes,“ rief es, als sie unten durch den Saal gingen.

Achtes Kapitel.

L'officier de Paix.

Vanter ehrliche Peute.
Lafkas, im Heinrich IV.

Zu den wenigen, welche am Abende dieses Tages nicht zum Feste in die *champs elisées* oder an die Barriere du Trône hinausgegangen waren, gehören auch Madame Desiravant und Victoire, ihr *aide de camp*. Jene saß in ihrem Polsterstuhle, diese hockte wieder vor dem Kamine, sie hatte nämlich eben ihr Abendbrot, ein Töpfchen mit Ris au lait verzehrt, und tranken nun den Ueberrest des heut Mittag nachgebliebenen Kaffees.

„Uebereilen Sie sich doch nicht damit, den jungen Deutschen aus dem Hause zu jagen,“ sagte Victoire gelassen. Seine Sachen — er hat ja keine andere, als zehn bis zwölf Bücher — haben keinen Werth, sie würden dann also nichts kriegen. Und ich bin überzeugt, der Engländer ist jetzt so eng mit dem Deutschen befreundet, daß es uns nur Ein Wort kostet, und er wird gleich für ihn zahlen. Lassen Sie die Victoire nur machen.

„Ja, wenn du meinst,“ sagte Madame Desiravant, wer hätte z. B. denken sollen, daß Herr Hippolyte noch zahlen würde, und heute hat er nun auch sein Geld gebracht.“

„Und wenn er auch bezahlt hat,“ rief die Haushälterin eifrig, so möchte ich doch rathen, den lieber heut als morgen aus dem Hause zu weisen. Er bringt unser Hôtel in Verruf und Unehre!“

„Ach!“ lachte Madame Desiravant: „kannst das immer nicht vergessen, daß er dir den Laufpaß gegeben und die Kanon zu sich genommen hat? Das ist einmal der Lauf der Welt, verblühte Mädchen.“ — —

„Es wäre mir auch ein beneidenswerthes Loos!“ fiel ihr Victoire gereizt in's Wort.

Sie müssen freilich am besten wissen, Madame, daß Alter nicht vor Thorheit schützt, denn küßt Ihnen Hippolyte die Hand und erzählt, seine Freunde hätten Sie neulich beim Hinaufgehen durch die offene Thüre gesehen und gefragt: wer die junge hübsche Frau sei u. dgl., da kann Herr Hippolyte thun, was er will. Gestohlen ist das Geld, darauf wette ich meinen Kopf, und jetzt sitzt ihr Herr Hippolyte oben mit dem Jean Berdeaur, der für's Bagno reis ist, und sagt nur Champagner durch die Kehlen. Hören Sie ihn wohl auf der Treppe? Er ist schon so ange-trunken, daß er nicht mehr stehen kann, und doch will er hin und noch mehr holen. Ich muß nur hinunter gehen, er wird gewiß die Thüre offen lassen, und diese Bestnacht sind alle Brigands auf den Beinen.“

Ohe Madame antworten konnte, eilte sie hinaus, und Hippolyte hatte richtig die Thüre offen stehen lassen. Als Victoire selbige aber mit aller Kraft, damit nämlich Madame es eben hörte, zuschlagen wollte, schrie eine tiefe Bassstimme: „Mademoiselle, können Sie denn nicht sehen und hören, daß Sie einem Offizier de Vair die Nase breit schlagen?“ Victoire kreischte laut auf, denn wirklich standen sechs Munizipalgardisten in der Thüre.

„Also Sie kennen den Herrn?“ fragte der Offizier den Deutschen und den Engländer, die ihn hergeführt hatten, Sie wissen, daß er nicht der Aripen ist?“

Hippolyte ward nämlich, wie er aus der Thüre trat, ergriffen.

„Ja,“ erwiderten sie einstimmig und die Gardisten ließen Hippolyte laufen.

„Ich will wahr machen, was Sie von mir denken!“ flüsterte Hippolyte in fliegender Eile dem Deutschen zu: „Sie hören nie wieder, oder in Ehren von mir.“ Rasch war er gegenüber durch die Rue St. Louis verschwunden.

Victoire rief nach Licht, während die Freunde mit den Polizisten nach Hippolyte's Wohnung hinaufgestiegen.

Die Thüre war verschlossen, durch das Schlüßelloch sah man Jean de Verdeaur und Nanon in zärtlichster Umarmung. „Aufgemacht,“ schrie der Sergeant. „Im Namen des Gesetzes!“ das Licht erlöschte. Ein Kolbenstoß sprengte das schwache Pariser Schloß, in demselben Augenblick fiel aber im Innern ein Pülsenschuß. Victoire reichte zitternd dem Sergeanten ihr Licht. Jean lag mit zerschmettertem Kopfe am Boden. Nanon ohnmächtig auf dem Sopha. Sie, wie der Leichnam des Industrierritters, in dessen Tasche man alles fand, wie es der junge Baumann angegeben hatte; beide wurden von den Polizeisoldaten auf das nächste Bureau gebracht. Als sie an Madame Desirante's Zimmer vorbeikamen, sah man durch die halb geöffnete Thüre Victoire mit Niedwasser um die Ohnmächtige beschäufelt. „Ach, der Ruf meines Hauses! Ach, Hippolyte!“ seufzte sie, eben wieder die Augen aufschlagend. „Ich habe doch Recht!“ sagte Victoire.

Letztes Kapitel.

Wenn die Noth am größten, in die
Hülfe am nächsten.

Nicht mehr so leidenschaftlich aufgereggt, wie gestern beim Schlafengehen, aber desto gründlicher von der klaren Einsicht in die Trostlosigkeit ihrer Lage niedergebengt, saßen am andern Morgen Herr Baumann d. Ä. und Herr Kuchelberger einander schweigend beim Kaffee gegenüber. Ihre Gedanken mußten sich wohl in Bezug auf den Verlust des Geldes, als des Passes in sehr unangenehme Möglichkeiten verfliegen haben, denn als es jetzt plötzlich klopfte, fuhren sie erschrocken auf und riefen wie aus Einem Munde: die Polizei! — Herr Baumann sagte sich zuerst, nachdem er

mit der Miene eines Mannes, der entschlossen ist, wie ein Held, seinem Schicksale entgegen zu gehen, „herein!“ gerufen hatte, trat der Dicke, welcher gestern Herrn Kuchelberger hierher geführt hatte, in's Zimmer.

„Guten Morgen, meine Herren!“ sagte er, „da ich nicht herein rufen hörte, so glaubte ich, Sie schliefen noch. Ich wollte Sie nur ersucht haben, sich nach Namen, Stand u. s. w. in dieses Buch zu schreiben, und mir ihren Paß zu geben, falls Sie nicht selbst mit mir auf das Passbureau zu gehen gesonnen sind.“

Die beiden Deutschen sahen sich hier bedeutungsvoll an und Herr Kuchelberger sagte endlich: „Kannten Sie den Herrn, der mir das Hôtel so sehr empfahl und uns nachher besuchte?“

„Nein,“ erwiderte der Zubringer des Hôtels kossig, lachend. „Ich vermute, es war ein chevalier d'instruction und wird daher für Sie wohl am Besten sein, sich etwas vor ihm zu hüten. Sehen Sie, mein Geschäft besteht eigentlich nur darin, Fremde für dieses Hôtel anzuwerben. Je nachdem der Fremde ist, erhalte ich Honorar. Als ich noch unter der Schweizergarde stand, ich bin nämlich aus Sängere, oder Sangeren, aus dem Bisthale, da hatte ich freilich ein bequemes, aber nicht so einträgliches Leben. Von den 2 — 3000 Fr., die ich jährlich einnehme, kann ich so viel zurücklegen, daß ich mich mit 10 Jahren daheim ankaufen kann. Dabin strebe ich nur.“

„Aber warum haben Sie uns nicht gleich vor dem Menschen gewarnt?“ rief Baumann, „er hat uns nachher mit einem andern, wo möglich noch schlechterm Subjekte zusammengebracht. Kurz, ich bin um meinen Paß und mein Geld, und dieser Herr um viel Geld gekommen.“

„Dann sind Sie freilich schlimm daran,“ sagte der Schweizer, „denn abgesehen davon, daß Sie ohne Geld hier von Niemand im Hause geduldet, ohne Paß von der Polizei wahrscheinlich sehr streng angefaßt werden: so kann der Kerl so jetzt auf ihren Namen alle möglichen Spitzbübereien begeben. Einem Freunde von mir, der sich auch den Paß stehlen ließ, wurde, da der Dieb, als man ihn fassen wollte, mit Zurücklassung seines Passes entsprang,

nachher die Ehre zu Theil, sich überall mit Steckbriefen verfolgt zu sehen.“

„Guter Gott,“ rief Herr Baumann und wurde blaß vor Schreck, „wenn mir das passirte!“

„Da haben wir's; so eben treten Polizeidiener in's Haus!“ schrie Rachelberger vom Fenster aus.

„Junge,“ rief Baumann, wie außer sich, in welche Schande stürzest du den grauen Kopf deines alten Vaters, weil er dich lieb, so unendlich lieb gehabt hat!“ —

„Nein, Vater, Ehre will ich dir machen; du darfst mich noch lieb haben!“ jubelte es hinter ihm, und durch die halb offene Thüre stürzte der Sohn an die Brust des vor Freude weinenden Vaters! —

„Siehst du,“ sagte er, „da ist deine Prieftasche. Erlaube nur, daß ich diesen Herrn von der Polizei ein Douceur für ihre eifrige Unterstützung gebe.“

Die Municipalgardisten entfernten sich, wie es schien, sehr zufrieden, und der junge Baumann stellte jetzt seinem Vater den Engländer vor. „Sieh, Vater,“ sagte er, „das ist mein Freund Jones, der hat aus mir einen ordentlichen Kerl gemacht.“

„Ich danke ihrem Sohne,“ sagte Jones, zum zweitenmale das Leben, und zwar ein besseres Leben, als das erste war. Suchen Sie ihn jetzt zu bewegen, lieber Herr Baumann, daß er von mir ein kleines Darlehn von einigen tausend Thalern annimmt; da es, wie ich höre, in ihrer Stadt für das Fortkommen eines tüchtigen Juristen, und das ist ihr Sohn, nur einige Jahre hindurch Sicherung einer anständigen Subsistenz bedarf.“

Wahre, recht das Herz erschütternde Freude läßt sich nicht beschreiben. Ich habe daher nur noch zu erzählen, daß, nachdem sie eine Woche fröhlich zusammen in Paris verlebten, Herr Rachelberger und der junge Baumann nach Deutschland, Jones nach England reiste. Der junge Baumann lebt, nachdem er durch des Engländers Unterstützung die schweren Anfangsjahre glücklich überwunden hat, in seiner Vaterstadt, als ein angesehener Advokat zur

Ärcude Aller, und namentlich seines alten braven Vaters. Jones ist ein angesehener Parlaments-Mitglied, dessen Gesinnung und Tüchtigkeit Europa achtet. Hippolyte hat in Algerien unter den Kugeln der Beduinen seinen Leichtsinn gebüßt, und ist ein mit Narben und Ehrenzeichen geschmückter Offizier.

IV.

Hans Fallinbrei's
Jugend-, Lehr- und Wanderjahre.



Erstes Buch.

Hans Fallinbrei's Jugend - und Liebestage.



Erstes Kapitel.

Wir beginnen unsere Erzählung mit einem Gemälde:

Der dicke, alte Mann rechts, das ist der Herr Baron, und der junge Bursch links, das ist Hans Hallinbrei. Der Herr Baron hat eben leider selbst Mittagessen müssen und erholt sich nun von dieser Anstrengung. Ein Bedienter steckt ihm in gewissen Pausen, die er nach der Minutenuhr in seiner linken Hand abmisst, eine brennende Cigarre in den Mund, worauf dann jedesmal ein zweiter dem Herrn Baron einen Schluck schwarzen Kaffee einsflößt. Ein dritter Bedienter hält mit einem Regenschirm die Strahlen der Sonne ab, welche dem dicken Herrn Baron viel heißer macht, als dem schlanken Lumpen, Hans Hallinbrei, wie's auch nicht anders recht und billig ist. Ein vierter Bedienter verschluckt die Schmeißfliegen; wahre Ledermdäuler! denn aus welchem anderen Grunde sollten sie es besonders auf den Herrn Baron abgesehen haben, als weil aus seinen Poren lauter verdauter Burgunder, Champagner und Jasanen, und indianische Vogelnester verdunsten! Warum hält aber der fünfte Bediente so sorgfältig dem Herrn Baron die Ohren zu? — Es wird doch kein Mensch wagen in der Nähe des Herrn Baron etwas zu sagen, was dem Herrn Baron mißfallen könnte?

Um dieses zu ergründen, müssen wir uns den Hans Hallinbrei genauer ansehen. Es ist ein schmucker Bursch,

mit einem rothwangigen, trogigen Gesichte und jugendkräftigen Gliedmaßen, von denen man aber mehr sieht, als sonst eine strenge Giflette gestattet, weil er in der Mode bis zum sechszehnten Jahrhunderte zurück ist, wo aus Spanien die gerissenen Wämser und Beinkleider eingeführt wurden. Hans Kallinbrei's Vater ward Dorfmusikant und blies die erste Klarinette, und seinen Sohn hatte er die zweite spielen gelehrt. Letzten Herbst ist aber leider dem alten Hans Kallinbrei die Lust ausgegangen, so daß man ihn in einen großen und seine Klarinette in einen kleinen Kasten that, in denen sie beide ruhen werden bis an den jüngsten Tag. Weil nun aber Niemand beim Tanz bloß eine zweite Klarinette hören wollte, und die neue erste Klarinette, die sich im Dorf aufgethan hat (ein ehemaliger Stiefelpuger des Herrn Baron), den Hans nicht leiden kann, sintemal er mit seinem Spiele nicht den gegenwärtigen Anforderungen der Kunst entspreche: so hat Hans Kallinbrei den ganzen Winter für sich allein blasen müssen, und hat ihm Niemand einen Teut darum gegeben. Das machte bis dato dem Hans auch wenig Sorge, denn bis gestern haben die Wintervorräthe seines Vaters an Kartoffeln und Speck vorgehalten, und jetzt macht es ihm auch keine Sorge, denn er bläst so tapfer auf seiner Klarinette, daß er gar nicht hört, wie sein Magen bellt.

So weit man oben vom Schlosse umher sieht, alles das gehört dem Herrn Baron — — und seinen Gläubigern, nur die kleine Insel in dem Bache, der seinen Park umfließt, die gehört dem Herrn Baron gar nicht, sondern, sammt dem Birnbaum, dem Kartoffelgarten und der Hütte, welche auf ihr sind, ist die das Eigenthum von Hans Kallinbrei's alter Ruhme. Ach, wie oft hatte die alte, reiche, taube Ruhme Seifenlederwittwe schon den Hans Kallinbrei eingeladen, zu ihr in die Stadt zu ziehen, bis der alte Kallinbrei endlich seinen Sohn auf einmal mit tüchtigen Stedtschlägen, wie einen Hammel, in die Stadt zu ihr trieb. So wie aber der junge Hans seine Klarinette hervorzog und zu blasen anfieng, so fing die Alte gräulich an zu schimpfen, und weil nun ihre Stimme gerade, wie eine verstümmte Klarinette klang, und weil sie sich bei Lebzeiten ihres Mannes angewöhnt hatte, stets die erste Stimme

zu haben, so machte es dem jungen Hans viel Spaß, zu ihrem Schimpfen und Klucken die zweite Stimme auf seiner Klarinette zu blasen, worauf dann der Ruhme alter Kater die dritte Stimme nahm, und die Kanarienvögel ohne alle musikalische Kenntniß drein schrieen, bis es selbst die taube Ruhme hörte und sie den Hans mit ihrem Krückenstock zum Hause hinaus prügelte.

Der Herr Baron hatte einen Park, viele Morgen groß, und ein ganzes Tuzend von Pavillons, chinesischen Häuschen, Grotten und Eremitagen, in denen er hätte fuhr und bequem sitzen können. Aber so ist einmal der Mensch! So oft er sich vergenommen hatte, gar nicht mehr an den einzigen Platz weit und breit, der ihm nicht gehörte, und an die abscheuliche Klarinette Hans Kallinbrei's zu denken und sich nie mehr auf den Platz, gegenüber Hans Kallinbrei's Hütte, zu setzen, weil man da Mittags verbriet und Abends und Morgens vor Zug an dem Wasser Rheumatismen liegte: der Herr Baron saß doch gewöhnlich den ganzen Tag dort, wenn er nicht aß oder schlief; was freilich 18 von den 24 Tagesstunden ausfüllte. Denn was hätte es ihn auch geholfen, bis an's Ende der Welt zu gehen? — überall hört' er doch im Ohr die Klarinette, und sah er doch vor sich die verd — Hütte, welche für kein Geld zu kaufen war, denn außerdem, daß sie den Herrn Baron über alles haßte, war Hans Kallinbrei's Ruhme so mißtrauisch, daß sie Betrug und Boosheit vermuthet hätte, und wenn der Baron ein Rittergut für den Viertelmorgen Land geboten, und Hans Kallinbrei sagte, er lasse einmal nicht das Blasen, weil es seine einzige Freude wäre; wie es des Herrn Barons einziger Kummer war, das heißt, mit Ausnahme des Gedankens, daß er sein Geld und Gut nicht mit in's Grab nehmen, ja nicht einmal einem Erben seines Namens übergeben konnte, denn der Herr Baron hatte sich in jungen Jahren einbilden lassen, man könne auch Manneskraft für Geld wieder kaufen.

Als ihm nun gestern sein Jean die Nachricht brachte, Hans Kallinbrei's Vorräthe seien aufgezehrt, da hatte er seinem Haushofmeister befohlen, die größte Geldkiste mit vielen tausend Louisd'ors aufzuschließen und dem Jean aus dem kleinenbeutel in der Ecke einen Zwanziger zu geben.

Dann ließ er sich heut sein Mittagmahl, so köstlich es der Koch nur machen konnte, unter dem chineſiſchen Dache, gegenüber von Hans Kallinbrei's Hütte, ſerviren, und vier Kerle mit großen Blaebälgen hatten den Duft der Speiſen zu Hans hinüber blaſen müſſen. Aber Hans hatte auch nicht ſchlecht geblaſen und dazwiſchen mit geſchloſſenen Augen ein Stück trocknen Brod geſeſſen und behauptet: es ſei ihm ganz geſeſſen, als äße er alle die köſtlichen Speiſen, die er gekochen hätte. Da nun deſhalb dem Herrn Baron vor Mergel und Hige heute kein Biſſen ſchmecken wollte, ſo war der ganze Verſuch zum Vortheil Hansens und Nachtheil des Herrn Barons ausgefallen, worüber ſich letzterer endlich ſo ſehr ärgerte, wie ſich überhaupt ein Mann von 380 Pfund ärgern kann.

Die hochwichtige Frage, welche nun in oben dargeſtellter Nachmittagsſcene den Herrn Baron beſchäftigt, daß ihm bei mühsamer Verathung mit den ſechs Bedienten der helle Schweiß von der Stirn tropft, dieſe Frage iſt: Wie iſt Hans Kallinbrei zu dem Stück Brod gekommen? —

Die Wachen, welche Tag und Nacht rings um Hansens Inſel aufgeſtellt ſind, haben augenblicks abgelöſt werden müſſen, um vom Herrn Baron verhört zu werden. Die Scene friedlicher, wenn auch nicht Beſchaulichkeit, ſo doch Verdaulichkeit, hat ſich plötzlich in eine hoch nothweilige Gerichtsſitzung verwandelt, und Jean, der ſchöne Kammerdiener, brüllt jetzt mit der ganzen Hülle von Klugheit und Anſtand, die er ſich als Kellner erworben hat. Der Herr Baron hat nämlich, weil er es für ſehr vornehm hält, die Gewohnheit, ſieſ, wenn er nicht en famille, oder bei Seinesgleichen iſt, alle ſeine Gedanken möglichſt kurz durch einzelne Worte, Grunzen und Geſten anzudeuten, worauf Jean das mit unglaublichem Scharſinn Errathene der ſprechenden Umgebung in meiſt ziemlich groben, mitunter auch mit ſehr ſchwulſtigen Worten auslegt.

Der Herr Baron grunzt zornig: „Schimpfen, Brod, Waſſergrrrr —!“

Jean zieht ſeine Stirn in Falten und überſchüttet die zitternden Wächter ſo lange mit einer Kluth von Schimpfworten, bis der Herr Baron leiſe den Daumen ſeiner rechten Hand bewegt; das Zeichen zum Schweigen. Dann fährt

Jean sott: „Also deshalb nähre, kleide und besolde ich nun schon Wochenlang Euch Taugenichtse, Euch Hungerleider! Deshalb habe ich mit größten Kosten den Graben auf der andern Seite des Hügels ziehen lassen, damit Ihr, wenn nun endlich der entscheidende Moment kommt, Eure Pflicht vergeßt, und doch ein Stück Brod hineinflaßt in die belagerte Festung?!“

Der Herr Baron grunzt wieder und die armen Wächter sagen gar nichts, und offenbar ist auch die ganze Rede durch den Augenschein widerlegt. Seht nur her, diese Ueberreste von Männern sollen in den letzten Wochen genährt und bekleidet sein?! Diese Taschen, zerrissen, wie die Gemüther der Gegenwart, machen ja gar nicht mehr den Anspruch je wieder einen positiven Gehalt, eine Versorgung, zu beherbergen! Und der Graben hat auch keine Unkosten gemacht, da Jean mit gewohnter Schlantheit einige Bauern beschwätzt hat, die Kohlraben des Herrn Baron gebieten deshalb nur so gut, weil sie in Erde von jener Stelle gepflanzt seien, worauf 1. Bauern wagenweis die Erde ausgekauft und abgeführt haben, und ihr Lohn in der Jean's Obhut anvertrauten Kasse geblieben ist. Endlich haben die Wächter auch nicht ihre Pflicht vergessen, denn weder sie, noch der Herr Baron, noch Jean wußten eigentlich bis Dato, warum dort eine Wache aufgestellt sei? —

Nach einer langen Pause, in welcher der Herr Baron sein Mittagsschläfchen absolvirt hat, beginnt dieser von Neuem: „Schimpfen, Unglück! — Mann, Schwefeltrrr!“ — und wieder entströmen Jean's Munde dieselben Schimpfworte, und er spricht im Namen und aus der Seele seines Herrn: „Ach, was sind wir Großen der Erde doch unglücklich! Und wenn wir alle unsere Schätze mit unseren lieben Untergebenen theilen, so daß weit und breit die Fremden herreisen, um diesen glücklichen Winkel der Erde zu sehen, wo der Knecht und Bauer die Hände in den Schooß zu legen und nur zu essen und zu verdauen braucht, denn sein milder, gütiger, weiser, geschäftiger Herr darbt sich selbst den besten Bissen ab, um ihn den ihm anvertrauten Untergebenen in den Mund zu schieben, dennoch

können wir's niemals erlangen, daß selbst unsere gerechtesten und bescheidensten Wünsche erfüllt werden.“

Denn was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das über in Einsicht ein kindlich Gemüth.

Niklas soll augenblicks in's Schloß rennen und den vier-spännigen Reisewagen mit Jäger und Kauser vor dem großen Schloßportale vorfahren lassen. Peter soll aber seine Staatslivree anlegen und sich zu meiner Schwester, dem hoch- und vielmögenden Fräulein, der Freifrau Beata Regina Thugnelda von Vollsink begeben, und ihr kund und zu wissen thun, wenn ihr noch die Ruhe und das Leben ihres theuren Herrn Bruders, des Freiherrn Peter Damian Gyprian von Vollsink, Erb- und Gerichtsherrn auf Vollsink, an ihren schönen Herzen lägen, so möge sie einige Minuten ihrem künigen, menschenbeglückenden, jungfräulichen Leben abmüßigen, um Ee. Gnaden in dieser wichtigen Sache mit Rath und That zu unterstützen.“ —

Der Herr Baron nicht Beifall, weil er schon wieder eingeschlafen ist, Niklas und Peter rennen mit Sturmeselle davon, d. h. bis sie das nächste Gebüsch verdeckt, denn nun gehen sie möglichst langsam, und Niklas plüückt sich alle Taschen voll vom nächsten Apfelsinenbaum, und Peter schäuferte mit der Stallmagd, die ihm gerade in den Weg kommt.

Nachdem der Herr Baron und seine Umgebung, die sich an die nächsten Bäume lehnt, eine Stunde geschlafen haben ('s ist aber auch zu heiß an dem Plage), kommen Niklas und Peter wieder und melden: Das Fräulein sitze in Thränen gebadet in ihrem Zimmer und könne nicht sprechen, weil sie eine zu rührende Thatsache in Erfahrung gebracht hätte. Hans Hallindrei's einziger Freund und einziges Eigenthum, der Rattenfänger Janferl, habe nämlich, vom schrecklichsten Hunger geplagt, seinen Herrn einen Augenblick verlassen und richtig, man wisse nicht wo, ein Stück Brod erhalten. Von derjenigen Seelengröße, welche allen Seelen im Gebiete des Herrn Barons eigen sei, erfüllt, habe er aber das Stück nicht selbst gestessen, sondern seinem wahrscheinlich noch hungrieren Herrn gebracht, welcher es dann nach den beglaubigten Nachrichten zur Hälfte

selbst veripeist, zur Hälfte dem Junkerl gegeben. Darauf habe ihre freiherrlichen Gnaden die Hand auf die Stelle gelegt, wo andere, gemein gebohrne Mädchen, einen Busen zu haben pflegen, habe nichts gesagt und sei in Ohnmacht gefallen.

Babette, das Kammermädchen, das würdige Seitenstück Mr. Jean's, welches mit mehr als menschenmöglicher Klugheit stets wisse, was ihrer Gebieterin Ohnmachten zu bedeuten hätten, diese hätte ausgebrochen: Ihr hoffreiherrlichen Gnaden sind entzündt und sogar etwas gerührt, und wollen augenblicks sich den Göttergenuss verschaffen, Hans Kallinbrei und Junkerl in ihrer neuen Freundschaft zu sehen. Man soll daher beide waschen, kämmen und mit Eau de Parjoly einreiben, auch dem Junkerl das rothe Halsband mit der Aufschrift: *je ne change, qu'en mourant* und dem Hans Kallinbrei eine rothe Fohelhyree mit vergoldeten Knöpfen anziehen. Darauf sei die Babette mit noch zwei Fosen in die Garderobe geeilt, und binnen Kurzem würde man sie Hans Kallinbrei und Junkerl abholen sehen.

Als der Herr Baron dieses hörte, machte er das Zeichen, daß man ihm eine Pilsche geben sollte — ein Zeichen höchsten Zornes — und rief aus seiner feinen Gurgel so laut, daß es wirklich die Nächststehenden hörten: „Meine Schwester ist ein Wechselbalg und die Babette eine Gans! Nimmermehr soll sie mich um die Früchte meines Lebens bringen. Warum haben wir denn mit ungeheuren Unkosten die freiherrlich Bollfinkische wohlthätige Wechselbank eingerichtet, an welche alles falsche Geld abgeliefert werden muß, um jedem Handwerksburschen und sensigen Bedürftigen einen Sechser geben zu können (wenn er einen nicht falschen Groschen wieder herausgeben kann, murrte Jean vor sich hin). Der Baron fuhr aber fort: Kaum ist bei dem allgemeinen Wohlstande, wie der Herr Amtmann sagt, jede Möglichkeit eines Diebstahls oder gar Raubmordes in meiner Umgebung verschwunden, so daß wir das Pfissen haben zu einem Schweinestalle verwenden können, und nicht mehr zu fürchten brauchen, daß, während wir schlafen bei wohlverwahrten Thüren, irgend ein bössartiger Mensch einen Diebstahl oder Mord begeht, wo dann der Justiziar froh

ist, seine alte Lücke an mir auslassen zu können, den Kerl erwischt und wir uns ruiniren müssen, indem wir allen Spitzbuben in unseres Gerichtes Vann, Kost und Logis zu geben genöthigt sind, die wir doch sonst aus heilsamer Sparsamkeit unserem besten Freunde versagen, kaum ist so das Glück meiner Unterthanen für alle Zukunft gesichert, so soll in meiner nächsten Nähe, von meiner eigenen Schwester unterstützt, ein so schwerer Kriminalfall geschehen, ja geduldet, ja bewundert sein! — Jean fluch mal, denn das ist für Unsereins unanständig. — Jean fluchte. — „Aber,“ fuhr der Baron fort, „da sollen mich hunderttausend Donnerwetter verschlagen, hat Jean gesagt, wenn ich den Hans Kallinbrei mit sammt seinem Zankerl nicht einsperren lasse, denn Zankerl hat gestohlen und Hans hat's verhehlt. Und zwar, weil jetzt das Prison Schweinstall ist, so soll man sie in die Speisekammer neben meiner Schwester Zimmer einsperren; auszuräumen wird's da nicht viel geben. Also, wenn meine Schwester schwarz würde vor Aerger, Kiffas, Peter, Heinrich und Gabriel lauft durch den Graben und arretirt die Diebebande, Michel und Gust kennt in's Dorf und holt den Ammann und seinen Schreiber. Jean bleib bei mir!“ —

Er schöpft sank der Baron in seinen Stuhl zurück, Jean sagte aber, indem er ihm den Schweiß abtrocknete: „Es wird sich Furthbares begeben. Aber es ist, wie die Geschichte durch viele große Beispiele lehrt und im Eosofle steht, höchst anständig für ein vornehmeres Haus, durch Familienzwist zu Grunde zu gehen.“

Zweites Kapitel.

Hans Kallinbrei hatte inzwischen fortgespielt, als ob der Sturmangriff der vier Bedienten ihm gar nicht gelten könnte, und Jean und der Baron lächelte mitleidig über den

gänzlichen Mangel an Feldherrntalent, als Hans einen der Bedienten nach dem anderen auf dem kleinen Boote nach seiner Insel herüber fahren ließ, ohne sich zur Wehre zu setzen, da doch alle überzeugt waren, daß er jedem Einzelnen seiner Gegner weit an Kraft überlegen sei. Immer noch spielte Hans fort, und schon kletterten die Angreifer, durch den bisherigen Erfolg ermuntert, zu je zwei und zwei den steilen Uferrand der Insel hinan. Jetzt ragten Peters und Niklas Köpfe über den Rand hervor, da sprang Hans mit einem großen Sage herzu, sagte mit jeder Hand einen der Köpfe, schmetterte sie mit voller Kraft gegen einander und warf die betäubten Kerle auf das nachfolgende Paar, daß alle vier über einander in den Bach lugelten. — — Aber wie? — — sollte ihm im Moment eines so entscheidenden Sieges derselbe dennoch streitig gemacht werden. — In demselben Augenblicke, als die Bedienten drunten in's Wasser plumpten, fühlte sich nämlich Hans hinterrücks von zwei Armen umfaßt, er griff nach denselben, sie waren rund, warm, weich und über die Schulter sah ihm das schelmische Gesicht Franzels, der zweiten Jofe ihrer hochföhrlichen Gnaden, während etwas weiter zurück die auch noch ganz hübsche Babette, mit der Rechten Franzels' rothes Halsband und mit der Linken die für Hans bestimmte Wree, als Vorkspeise, in die Höhe hielt. „Weichwind Hans!“ rief sie, „zug Dich und Jansel heraus und dann geh's zur gnädigen Frau.“ Hans wurde blutroth im Gesichte, denn seit seine Mühme als achtzehnjähriges Mädchen nach der Stadt zog, war gewiß kein Frauenzimmer auf der Insel gewesen. Er trat einen Schritt zurück und fiel über seine eigenen Beine, wie ein umgestoßener Sack. Die Mädchen schrien hell auf, aber ehe sie ihm noch aufhelfen konnten, war er gewandt auf den Beinen, hatte jeder der über ihn gebeugten Kammerjungfer einen verben Kuß applicirt, nahm dann beide in den Arm und die Wree und das Halsband in die Hände, und, ohne auf den Einspruch seiner Begleiterinnen zu achten, marschirte er mit ihnen nach dem Boote, auf dem sie herbeigefahren waren, fuhr sie mit drei Ruderschlägen an's Land und ebenso marsch! marsch! die Alleen und die Treppe zum Schloß hinan. — Es wäre so geradewegs in's Zimmer des gnädigen Fräuleins fortgegan-

gen, wenn ihn nicht unter dem Portale der riesige Portier mit einem kräftigen Nackengriff zum Stehen gebracht hätte. Hans riß sich los und rief: „Er solle ihn nicht aufhalten, das gnädige Fräulein hätte ihn zu sich bestellt!“ — Aber die Zeugen für seine Aussage, die Kammermädchen, waren die großen Doppeltreppen hinauf gehuscht zum Fräulein, um ihr das Gelingen ihres Planes anzuklagen. Hans wollte nachlaufen, der Portier hielt ihn wieder.

„Dummes Zeug! weiß schon, weiß schon!“ rief er, „aber Du mußt erst in meine Loge treten und die Livree anziehen. In den Lumpen kannst Du doch nicht zum gnädigen Fräulein?“ —

„Wenn das gnädige Fräulein will, daß ich ihr was vorbebringe,“ sagte Hans und kreuzte trotzig die Arme über die Brust, „so ist's recht! Aber wenn sie meint, ich soll ihr Bedienter werden, da schneidet sie sich gewaltig.“

„Du hochmüthiger, unverständiger Bursch,“ schrie der Portier, „solch ein Hungerleider sollte sich freuen, wenn man ihn würdigt, die Livree zu tragen, welche ganz andere Leute, als Er ist, zu Ehren gebracht haben. Hier steh' ich (er stellte sich, den Stod mit dem silbernen Knopfe aufstemmend, mit der ganzen Breite seiner ansehnlichen Figur vor den Eingang der Treppe) und jetzt wollen wir sehen“ — —

„Ho, ho!“ rief Hans, „wenn Du auch einen Kopf größer bist als ich, solch ein Mastochse ist auch noch auf die Seite zu bringen,“ und ehe der Portier sich dessen versehen konnte, hatte Hans sich niedergebengt, den Kopf zwischen die Beine des Portiers gesteckt — — und da lag der Portier, da Hut, da Stod, da Perücke! und Hans Kallstreibei sprang, gefeiert vom laut bellenden Ranzert, die Treppe hinan und stürmte in das Boudoir des gnädigen Fräuleins.

„Mon Dieu!“ rief das Fräulein, „so kommt ein Mann in mein Gemach, und in diesem Aufzuge! Setouffe! Ich falle in Ohnmacht! Fränzchen, Babette! bringt Hirschhorngeist, schnürt mich auf! schafft den zudringlichen Menschen fort!“ —

Hans hatte sich ganz leise auf den Boden gesetzt, denn sich auf einen der schönen gestickten Sessel zu setzen,

wagte er nicht. Zankerl lag zu seinen Füßen, die Klarinette spielte in ihren sanftesten Tönen:

Daß du mein Schätzchen bist,
Das du weßt weisest.

d. h. die zweite Stimme.

Das Fräulein lag todtentbleich (wie immer) im Hauteuil, aber der Hirschhorngest mußte seine Wirkung schnell gethan haben, sie schaute ganz hell und freundlich nach Hans hinüber. Wenn auch die Ellenbogen aus dem unendlich weiten, blauen Frack des alten, seligen Hans Kallindrei, und die Knie aus den ehemals braunen Manchesterhosen hervorguckten: der Bursch war zu hübsch mit den vom Streit erbigten, jugendlich vollen Backen, den hellen, freundlichen, braunen Augen, den strogenden, kirschrothen Lippen! Und selbst, daß ihm das krause braune Haar, ungesämmt, halb das Gesicht verdeckte, das machte ihn nur noch hübscher.

Ein starkes Aepsen unterbrach die Scene. Kaum hatte das Fräulein Zeit, sich im Sessel aufzurichten und eine Stiderei zu ergreifen, als sich die Thüre öffnete und der Herr Oberforstmeister in ihr erschien. Nachdem er einen großen Windhund, der sich gewaltsam, ihm nach in's Zimmer drängen wollte, durch einen tüchtigen Schlag mit der kurzen Reitpeitsche zurückgeschoben hatte, brach er in ein lautes, vom Geheul seines Hundes begleitetes Gelächter aus. —

„Guten Morgen, schönes Mähmchen,“ rief er. „Vog Mohrenhaqel, Ihr habt Euch einen drolligen Pagen angeschafft! Aufgestanden, Bursche! oder ich lege Dir meine Peitsche um die Ohren.“ — —

„Mann,“ sprach Hans auffpringend, „versuche das nicht, mein Instrument macht Dir sonst auch Ohrenweh!“ und drohend hob er die Klarinette.

„Na, laß gut sein!“ antwortete der Grünred: „da wir heut einmal die Rolle gewechselt haben, und ich, sonst der Friedensstörer dieses friedlichen Hauses, heut den Friedensstifter machen soll. — Also hört mich an. Aber wenn Ihr dann nicht Ruhe gebt, so sollen tausend Kreuzschwere- nöther“ — —

„Ach meine Nerven!“ seufzte das Fräulein.

„Hochgeehrter Herr Baron!“ sagte eine sanfte Stimme hinter dem Oberforstmeister, wenn Sie Ihre, sonst gewiß, als Beweise von Charakterstärke, höchst schätzbaren Klüfte nur von allen Aufspielungen auf Religion u. dgl. frei halten wollten?!” —

„Halten Sie's Maul! Herr Doktor,“ antwortete der Oberforstmeister; „wer denkt denn an die Passionsgeschichte bei einem Kreuzdonnerwetter, und an den Heiland, wenn er Herr Jes! sagt? Also dieses sind die Friedensbedingungen: Mein Schwager, der Baron, läßt den Hans Hallinbrei die erste Klarinette spielen lernen, und wenn er's ordentlich kann, schickt er ihn mit einem stattlichen Reisegeld in die weite Welt hinaus.“ —

„Wann!“ schrie Hans Hallinbrei fröhlich, „das habe ich mir längst gewünscht, die erste Klarinette ordentlich nach Noten spielen zu können und dann hinauszuzwandern in die weite, weite Welt.“

„Du, Hans,“ fuhr der Herr Baron fort, „mußt aber versprechen, erstlich, nie anders als im Dorf bei Deinem Lehrer Klarinette zu spielen, und dann schriftlich von Dir geben, daß die Insel, wenn Du die Ruhme beerbst, an meinen Schwager fallen soll.“

„Und ich mache die Bedingung,“ sagte das Fräulein, „daß Hans namentlich in der Religion von seinem Herrn Bruder unterrichtet wird.“

Das schwarze, hagere Männchen küßte dem Fräulein die Hand und sprach mit süßer Stimme: „Oh, wie wohl thut meinem Herzen dieser neue Beweis des Vertrauens meiner gnädigen Herrin! Wie wohl thut es meinem Herzen, daß ich endlich etwas für die Ausbildung meines halb in Rohheit untergegangenen Bruders thun darf.“

„Und der Jean,“ fügte Babette halblaut ein, „soll dem Hans seine Manieren und das Tanzen beibringen.“

„Na, ich bin neugierig,“ lachte der Oberforstmeister, was der Hans nicht alles hier im Hause lernen wird, besonders von ihr, Mamsell Babette? — Aber jetzt, Bursche, marsch! hinunter zum Portier, daß Du in ordentliche Kleider kommst! man müßte sich ja schämen, wenn Dich Lumpenkerl Jemand so trüfe.“

Es dämmerte stark, als Hans drunten in die große

Stube des Portiers trat. Dieser saß in einem langen, grauen Schlafrocke, eine weiße Nachtmütze auf dem Kopfe, in der dunkeln Ecke hinter dem Dien, so daß seine rothe Nase unter der weißen Mütze, wie der Mond unter Nachgewölk hervortauchte. Der Kopf war möglichst weit über eine Geige gelehnt, auf welcher er mit einem Ingrim, daß fast die Seiten sprangen, die Melodie von: „Einsam bin ich, nicht alleine,“ spielte und dazu sang:

Ginst verliebte sich ein Schinder
In ein alt Pusarenpferd u. s. f. w.

„Ihr sollt mir Kleider geben!“ sagte Hans Hallinbrei.

„Dummes Zeug!“ brummte der Portier und sang fort.

„Na, wenn Ihr mir nichts anderes geben wollt!“

rief Hans, „so zieh' ich derweil Euren rothen Staatstroß an,“ und damit riß er den Rock vom Haken.

„Dummes Zeug!“ schrie der Portier, sprang wie ein Raubthier auf Hans ein und riß ihm den Rock aus der Hand. Nachdem er diesen aber säuberlich und gelassen wieder an den Haken gehängt hatte, trat er mit dem ganzen Gewichte seiner kolossalen Figur auf den jungen Burtschen ein, so daß er ihn mit seinem Bauche fast gegen die Wand schob. „Dummes Zeug!“ sagte er noch einmal, aber jetzt mit sanfter Stimme, und nahm Hansens Kopf zwischen seine beiden, großen, fleischigen Hände: „Du arme Kreatur, jetzt haben sie Dich in ihren Krallen! Aber es soll Dir nichts geschehen, Deine gute, handfeste Natur soll nicht verderben werden von ihren feinen Teufelskünsten. — Hüte Dich vor dem alten Baron! Hüte Dich vor seiner Schwester! Hüte Dich am meisten vor Deinem sogenannten Herrn Bruder! Niemand meint es hier gut mit Dir, als der alte Oberforstmeister und ich. Aber vor mir sollen sie sich in Acht nehmen. Wenn ich auch nie da oben in die aufgepuzten Zimmer komme, als am Neujahrmorgen, um dem Herrn Baron zu gratuliren, so habe ich doch nicht umsonst dreißig Jahre lang, wie ein Kettenhund, an der Thüre gelegen und Tag und Nacht gesehen, was und wie's aus- und einging. Wenn ich auch nicht mehr beißen kann, so sollst Du mir Deine jungen Zähne leihen.“ —

„Hör' Er mal, Portier," sagte Hans, „hat Er einen zu viel getrunken, oder ist Er nicht recht bei Trost?"

„Dummes Zeug!" sagte der Portier und langte eilfertig einen grünen Jagdrock, gelblederne Kniehosen und Stulpschuh aus dem Schrank. Da, das zieh' an! Und wenn Du nicht seit darauf bestehst, daß man Dir ein ordentliches Taschengeld giebt, um jeden Abend mit uns in's Wirthshaus gehen zu können, so schlag' ich Dir alle Knochen im Leibe entzwei."

„Portier," brummte Hans, sich wohlgefällig in seinem neuen Anzuge betrachtend: „Ihr sprecht wahrhaftig, als ob Ihr mein Vater wäret."

„Weiß der Teufel, wer Dein Vater ist!" rief der Portier heraus und hing den großen Regenmantel um. „Jetzt komm!"

Drittes Kapitel.

Im köstlichen Gemache mit dunkelrothen Sammettapeten und buntfarbigem Teppichen lag der Herr Baron im weichen Hauterul. Die Luft des Zimmers war schwül und von starken Essenzen durchduftet, und von den kostbaren Gemälden und Statuen, Möbeln mit Marmor und Vergoldung, Spiegeln und Vorhängen konnte man nur wenig bestimmtes erkennen, denn das Licht der Lampe, welche eine Mohnstatue auf dem Ofen hielt, war durch grüne Schirme fast ganz verdeckt. Nach seinen starken Athemzügen und der Unbeweglichkeit seiner Glieder hätte man den Freiherrn für schlafend halten sollen, wenn der unstill umherschweifende Blick der kleinen, weit geöffneten Augen nicht gezeigt hätte, daß seine Seele wach und unangenehm aufgeregt sein mußte.

Da sprach es kaum vernehmbar hinter ihm: „Ich habe die Ehre, dem Herrn Baron meine unterthänigste Aufwartung zu machen."

Der Angeredete wandte ein wenig den dicken Kopf: „Ach, seid Ihr's, Doktorchen! Ihr kommt, wie stets, gerade wenn man Euch braucht. Da habe ich mich wieder von meinem saubern Herrn Schwager schön verleiten lassen! Ihr wißt, wie ich den Hans Fallinbrei hasse und warum ich ihn hasse?“

„Da Erw. hochfreiherrlichen Gnaden,“ antwortete der Doktor und ein hämliches Lächeln spielte um seine grünlichen Nasenflügel: „die Herablassung hatten, mir solches mitzutheilen, so wage ich anzunehmen, daß in Bezug auf diesen Menschen, ihr sonst so liebevolles Herz sich zum Hass bewegt. Warum Sie den Hans aber hassen, kann und darf ich nicht einmal vermuthen, da Erw. Gnaden, mir dieses zu sagen, nicht geruht haben.“

„Ach, Doktorchen,“ stöhnte der Dide, „jetzt sind wir ja ganz unter uns, so laßt doch einmal die langen, steifen Redensarten und beruhigt mich schnell mit einem guten Mathe. Um den verdammten Burschen mit seiner Klarinette, auf der er immer die Melodien aus der Unglückszeit meines Lebens spielt, aus Augen und Ohren fortzuschaffen, habe ich mich durch meinen Schwager zu einer Uebereinkunft mit demselben verleiten lassen, und wenn ich's nun recht bedenke, werde ich des Burschen — Glück machen, statt daß ich ihn zerreißen — zerfetzen — verbr — —“ ein heftiger Husten hindert ihn am Weiterreden, aber er hatte in der Wuth das Rissen auf der Lehne des Sessels abgerissen.

„Es ist Jammer und himmelschreiendes Unrecht,“ sagte der Doktor, leise eine Prieße Spaniel nehmend: daß die guten Zeiten vorüber sind, wo ein Edelmann ohne Furcht vor menschlicher Gerechtigkeit über ihm seinen Zorn freien Lauf lassen durfte. Es giebt aber für einen klugen Kopf auch noch feinere Mittel, um Jemandem zu schaden, die kein Gesetzbuch der Welt verboten hat. Und da Erw. Gnaden Wunsch, wie Sie wissen, mir Befehl ist“ — —

„Na, Doktorchen,“ meinte der Baron, halb lachend, halb weinerlich, „Ihr seid zwar unserem Hause merkwürdig zugethan, was um so mehr Anerkennung verdient, da Ihr doch, so sehr Ihr auch dagegen protestiren mögt, in Eures Vaters Hause den Haß gegen mich mit der Muttermilch

eingefogen haben müßt. Aber Ihr seid falsch, wie die Schlangen, und scheint fromm, wie die Tauben, Ihr seid ein zu kluger Korb, um etwas umsonst zu thun. Der Jean hat mir's im Vertrauen gesagt: wenn Ihr meinem Haß Genüge leistet, und diesen Burschen, den ich nun einmal nicht leiden kann, zu Grunde richtet, so verlangt Ihr viel, sehr viel, fast zu viel: die Hand meiner Schwester und, daß ich Euch adoptire und zum Erben einsetze. Allein, was soll ich thun? Einen Sohn habe ich ja nicht, mein Stamm muß erhalten werden, und Ihr werdet ihn mit Eurer Klugheit gewiß hoch zu Ehren bringen." —

Der Baron hatte das Letzte mit seltsam entstellten Mienen, halbblau vor sich hin gesagt. Dennoch war dem, sein lächelnd zuhorchenden Doktor keine Sylbe entgangen. „Es ist wahrlich Ihr Bestes, Herr Baron,“ sagte er mit zutraulichem Tone, denn nur in diesem Falle kann ich auch mit Muß und Lust Ihrem Dienste widmen, wenn Sie sehen, daß, was mir als Belohnung ausgesetzt wird, in Wahrheit eben so sehr auch Ihr Vortheil ist.“

Se. hochfreiherrlichen Gnaden hatten ihren treuen Helfer und Freund, wie oft, zwar nicht ganz verstanden, lächelten ihm aber doch freundlich zu und meinten: „Meine Schwester, die besonderen Antheil an dem Burschen zu nehmen scheint, will ja aber, daß Ihr ihn in ihrer Gegenwart unterrichtet?! — Ueberhaupt habe ich noch gar nicht verstanden, was Ihr eigentlich mit dem Burschen anstellen wollt.“

„Wenn Sw. hochfreiherrlichen Gnaden erlauben,“ sprach der Doktor und nahm wieder eine Pife, „so habe ich dieses auch noch gar nicht gesagt. Ich habe durchaus die Absicht, dem jungen Burschen eine gründliche Bildung zu geben; so schlage ich zwei Fliegen mit einer Klappe. Es ist mir ganz recht, daß Ihre Schwester zuhören will, denn auf diese Weise erlangt sie die Bildung, welche ich von meiner künftigen Frau fordern will und muß. Hans Zallindrei soll aber durch Bildung einerseits körperlich und geistig seine jetzige harmlose Fröhllichkeit verlieren, andrerseits aber in ihm Ansprüche und Wünsche nach einer geselligen und öffentlichen Lebensstellung erregt werden, wie er sie, dafür laßt mich auch nur sorgen, mitunter von ferne sehen,

nie aber wirklich erreichen soll. Und damit diesem, allen Stürmen des Lebens preisgegebenen Gebäude auch der innere Halt fehle, zerstöre ich ihm den lindlich frommen Köhlerglauben, wie er uns von unserem Vater eingemipft wurde, nicht durch überfluge Räsonnements und Grübeleien, da könnte er möglicherweise selbst den Weg zur Religion zur Hintertüre hinaus wieder finden, oder gar durch Egoismus ein charakterstarker Tropfops werden. Nein, nicht durch zu wenig, sondern durch zu viel sogenannter Religion will ich ihn verderben. Die Reden, welche die heiligsten Verhältnisse bezeichnen, muß er mir so viel zur Unzeit herleiern, bis sie gar keine Bedeutung mehr für ihn haben. Indem ich ihn zur Selbstüberhöhung führe, lehre ich ihn weichlich, auf jede Regung seines Gefühls hordchen und nur an ihnen, namentlich den schmerzlichen, Genuß finden, statt thatkräftig thörichtes Begehren und nutzlose Reue zu unterdrücken, gesundes Begehren aber mit fröhlicher Anspannung aller Kraft befriedigen zu lernen durch die Erfahrung, daß man das zu Vereuende jetzt nicht wieder thun kann. Wenn es dann diesem fähigen und doch so weichlichen Menschen, bei dem alles, was sich noch an Kraft vorfindet, auf sinnlichen Genuß des Augenblicks abgelenkt werden muß, in der Welt schlecht geht — wie es nicht anders sein kann — so lehre ich ihn alle seine Schuld auf die Welt schieben, denn von der Weltverachtung bis zur Selbstverachtung ist nur Ein Schritt, und das unvermeidliche Ziel ist Selbstmord.“

„Wie kann man das Gute so genau wissen und doch so raffiniert schlecht sein!“ sagte der Baron, indem, von unwillkürlichem Schauer geweckt, sein Geist einmal wieder in früherer Heiligkeit durch die Fettkruste seines Lebens aufbligte.

„Ich habe mir nicht selbst diese Kraft gegeben, durch welche die Menschen nur ein bildsames Wachs in meiner Hand sind,“ sagte der Doktor mit höhnischem Stolz, wie kann ich denn für den Gebrauch dieser Kraft, wenn sie auch Verderben bringen sollte, verantwortlich sein?! Es ist aber ganz etwas anderes, das Gute wissen und gut sein, wie man ja auch darum nicht schlecht ist, wenn man auch das Schlechte weiß. Hier leitet mich aber ein gerechtes

Rachegefühl, denn um dieses sogenannten Bruders willen hat mich der Vater von jung an mishandelt, und er hätte mich in Niedrigkeit und Unwissenheit verkommen lassen, wenn Eure hochherzige Schwester mich ihm nicht mit Gewalt ent-rissen und sich meiner angenommen hätte. Und wenn's auch nicht so wäre," fügte er halblaut hinzu, "meine größte Freude ist einmal, wenn ich einen dieser Menschen niederdrücken kann, die mit einem offenen Gesichte und etwas Zuversichtlichkeit und Klugen überall von der bühnen Welt vorgezogen werden."

"Was steht Ihr da wieder die Köpfe zusammen," schrie der rasch eintretende Oberforstmeister und knallte mit seiner Peitsche, als ob er nicht übel Lust hätte, sie Beide fähren zu lassen. "Scheer' Er sich hinaus, Doktor, ich habe mit meinem Herrn Schwager was zu reden, das Ihn, heimtückischen Heuchler und Schleicher, nichts angeht."

"Wenn ich nicht längst gelernt hätte in christlicher Demuth jede Beleidigung zu vergeben," sagte der Doktor mit fromm verdrehten Augen, "so müßte mich Ihr Benehmen, Herr Oberforstmeister, tief schmerzen. Aber wer unschuldig leidet, leidet wohl." Mit lautlosem Schritte eilte er aus dem Gemache.

"Herr Schwager," sagte der Baron, "dem die Aufregung der Scene Rath gegeben hatte: "Ich habe Dir schon oft gesagt, wir werden uns noch ganz vereinden, wenn Du nicht aufhörst, diesen frommen, gebildeten Mann, den besten Freund unseres Hauses, so roh zu behandeln."

"Schweig!" herrschte ihm der Oberforstmeister zu, "Ich muß wissen, was ich zu thun habe, und gebe der Himmel, daß Du einst nicht zu schmerzlich erfährst, wie sehr ich Recht habe. Du warst ein guter Junge, bis Dir eben solch ein Schuft mit frommer Heuchelei die arme Marie in die Arme führte, um Dich nachher mit superfluger Schmelchelei zu verleiten, sie der Schande und dem Elende Preis zu geben, wenn nicht ein wackerer Seisensleder äußerlich wenigstens wieder gut gemacht hätte, was der Herr Baron verdorben hatte. Wärest Du nicht meiner Frau Bruder, zehnmal schon hättest Du mir vor's Pistol gesollt, denn es wäre mir eine Freude gewesen, einen der Pilze zu vernichten, welche unseren Stand in Unehre gebracht haben, und

es den besseren Gliedern desselben so schwer machen, den Beruf zu erfüllen, der ihnen durch ihre Lebensstellung angewiesen ist.“ — Und laut seinen Hunden pfeifend, stürmte er ohne gute Nacht hinaus.

Viertes Kapitel.

Nichts zeugte so sehr von der Wohlhabenheit des betriebamen Fleckens Bollfink, als sein stattliches Gast- und Brauhause: „das Lamm,“ welches aber, eher wie ein Wolf, schon manches Mannes Hab und Gut verzehrt hatte, und nichts zeugte so sehr von der Solidität dieses gefräßigen Lammes, wie sein Wirth, Herr Meier, welcher auch schon manches verzehrt haben mußte, bis sein Prib so durchgehend diese angenehme Rundlichkeit erhalten hatte.

Gleich beim Eintritt durch die Hausthüre war links von der Hausthur die große Küche, wo des Lammwirths nicht minder wohlgenährte Ehehälfte, der hübschen Schlosskammerzofen Mutter, den ganzen Tag mit hoher Würde regierte. Rechts ging eine Treppe hinauf, auf deren letzten Stufe man durch eine Glasthüre in die große Wirthsstube sah. Hinter dem geschlossenen Theile dieser Flügelthüre führte Herr Meier nun sein wechselvolles Leben. Seit zwanzig Jahren erhob er sich täglich zwar nur dreimal, um halb elf, dreiviertel und vor elf Uhr. Das erste Mal, um jeden seiner Gäste durch eine höfliche gute Nacht an das Herannahen der Polizeistunde zu erinnern; das zweite Mal, um diese Mahnung in möglichst grobem Tone zu wiederholen. Wenn er dann zu seinem Plage zurückkam, schnallte er die Anietriemen an seinen kurzen Hosen auf und bedeckte sein Haupt, statt der gewöhnlichen Pelzlappe, mit einer weißen Schlafmütze. Der dritte Umgang begann damit, daß er die Flügelthüre weit aufstieß: ein Zeichen für die Mägde, sogleich zum Aufwaschen zu kommen. Dann löschte er, ohne Rücksicht, ob noch Gäste da waren oder

nicht, die große Blendlampe aus und ging langsam, gewichtigen Schrittes, ohne seinen Mund anders, als zu einem langen, langen Gähnen zu öffnen, in's Bett.

Den Tag über regierte Herr Meier von seinem Stuhle aus, wenn auch nicht „mit Einem Blick die Welt,“ doch mit drei Blicken sein Haus, d. h. wenn die Schelle in der Küche anzeigte, daß eine Speise fertig sei, so schaute er durch die Glashüre die Treppe hinab; klopfte ihm gegenüber einer der ordnaren Gäste mit dem Deckel des Bierglases, so sah er geradeaus, und rief der Billardkellner an der Fensterselle des Zimmers: „Parthie!“ so blickte Herr Meier nach der rechten Seite. Gleich geregelt, wie seine Welt oder vielmehr Zimmer-Anschauung waren auch seine Gemüthsbewegungen. Ging ein Kellner an ihm vorüber die Treppe hinauf, oder hinab, so hatte er stets eine Rüge für denselben in Bereitschaft, auf die ein zotniges Brummen folgte. Die Worte, welche er an jeden anständigen, aus- und eingehenden Gast richtete, waren dagegen stets von einem schütternden Lachen begleitet. Die schwere Aufgabe, so stets, wenn er es wünschte, lustig sein zu können, über welche sich die größten Philosophen vergebens die Köpfe zerbrochen haben, diese löste Herr Meier, wenn ihm nicht gerade eine Geschichte einfiel, dadurch, daß er dann in Reimen sprach, welches nach einer eigenen Einrichtung seines Wesens stets bei ihm ein Lachen erzeugte. Außer diesen mannigfachen Geschäften versah Herr Meier endlich auch noch die Stelle der Uhr im Wirthszimmer, denn genau jede Stunde, von Morgens elf bis Abends elf, mußte der Kellner ein volles Glas vor ihn hinstellen, welches dann Herr Meier mit Kreide auf dem Tische anmerkte.

Wenn aber der günstige Leser bei dieser großen Regelmäßigkeit des Lebenswandels Einspruch thun wollte, daß wir denselben oben wechselvoll genannt haben, so sind wir dennoch völlig im Rechte, denn wenn Herr Meier besagte zwölf Trinkstunden hindurch auch in sehr gleichmäßigen, kleinen Zügen fortrauchte, so steckte er sich doch nie eine Cigarre an, wenn er eine Cigarre, und eine Pfeife, wenn er eben eine Pfeife geraucht hatte, sondern wechselte auch hier mit der sein ganzes Leben bezeichnenden Consequenz ab. —

• Es schlug acht, Herr Meier stach seinen neunzehnten Schoppen an, machte den Kreidestrich und reichte die Hand dem Portier, welchem der Kellner soeben an der Thüre den Mantel abnahm. „Grüß' Gott, grüß' Gott! rief Meier lachend: weiß nicht, warum ich doch, so oft ich Euch sehe, Oevatter, an die Geschichte vor 23 Jahren denken muß. Ihr wißt — der Schulmeister — bei der Schnepfenjagd — wie der Kerl mit den Windhunden durchschwamm! Ich mußte ihm noch eine große Rührstange geben, daß er sie unter die Arme nehmen konnte. Nein, das vergeh' ich mein Lebtag nicht — 's war brav lalt.“ — Der Portier ging heut mürrisch nach seinem Plage auf der Honoratiorenbank neben Herrn Meier; dieser erblickte jetzt plötzlich Hans Gallinbrei, den die starke Figur des Portiers bis dahin verdeckt hatte. Der schmuckgekleidete Mensch mußte zum Jäger auf dem Schlosse bestimmt sein und war also ein willkommenener Gast, und vielleicht zukünftiger Gemahl des hübschen Tabetts oder Franzels. Herr Meier rief daher, ihm derke die Hand schüttelnd; mit seinem erschütterndsten Lachen:

Sieh' da ein neues Angesicht!
Ich sah den Herrn bis heute nicht.

„Na neu ist mein Gesicht just nicht, denn es ist 19 Jahre alt,“ sagte Hans, „und wenn ich Euch auch noch nie gesehen hätte, so hätte ich freilich sehr viel noch nicht gesehen.“

„Du scheinst ein frisches Waidmannsblut,
Komm', setz' Dich her und trinke gut,“

lachte der Wirth.

Hans Gallinbrei und Monsieur Jean, der auch mitgekommen war, setzten sich gegenüber vom Portier und Herrn Meier. Die Bauern, drüben auf der Ofenbank, steckten die Köpfe zusammen über die Ehre, die dem Aufkömmling widerfahren sei, bis auf einmal die erste Dorfclarinette höhnisch ausrief: „Was, kennt Ihr den nicht mehr? Das ist ja den alten Gallinbrei sein Sohn!“

Diese unerhörte Frechheit, daß einer von der Ofenbank sich in's Gespräch des Herrentisches mischte, brachte seit vielen

Jahren einmal wieder Herrn Meier aus der oben an ihm gerühmten Gemüthsruhe. Herr Meier lachte nicht, wie mit dem Gasten, und brummte nicht, wie mit dem Kellner: Herr Meier wurde ein Augenblick blaß — dann schloß all das viele überflüssige Blut seines schwammigen Leibes nach dem Kopfe. Er blickte starr nach der Ofenecke, dann auf das Schnupstuch, welches er auf seinem Schooße mit beiden Händen zusammenrollte, dann wieder in die Ofenecke und sprach: „Ob ich den Hans Gallmbrei kenne, fragt Ihr mich, Herr Kilian? Wenn Ihr mich so fragt, so müßt Ihr's wahrscheinlich nicht wissen, daß ich den Hans Gallmbrei kenne! Wenn Ihr Euch darüber hier, wie auf dem Markte, mit mir unterhalten wollt, so will ich Euch sagen, Herr Kilian, Unserens ist in jungen Jahren in die große Welt gekommen und weiß, daß man oft nicht sehen darf, was einem vor der Nase liegt. Der Portier kann mir's bezeugen, wenn Ihr heut alles vergessen haben solltet, daß ganz Prag von dem schönen Häuser Meier sprach, als er Kutscher bei meinem Grafen war. Damals habt Ihr Stiefel gepuht, will ich Euch sagen, Herr Kilian!“

„Und ich will Euch noch mehr sagen, Herr Kilian, Ihr würdet noch Stiefelpuger sein, wenn Ihr nicht Marienstunden beim alten Gallmbrei genommen hättet! — damit der Herr Baron ungestört mit der Marie scharmiren — — Laßt mich, Portier!“ schrie er, durch dessen Bemühungen, ihn zu beschwichtigen, noch mehr geteilt: Ihr wißt von Prag her, daß mit mir nicht zu spaßen ist, wenn ich einmal wüthend werde. Ich bin sonst ein Mensch wie ein Lamm, und ich kann es Niemand verbieten, hier ist ein offenes Wirthshaus! Jedoch wurmt es mich schon lange, daß der auf der Ofenbank sitzt. Er hat viel näher in den Hirsch, da findet er Leute seines Gesichters! — Verdreht nur nicht so scheinheilig die Augen, Herr Kilian! Ich weiß, was Ihr für falsche Stücke geblasen habt beim alten Gallmbrei und der Portier weiß es auch. Und als ich heut Mittag hörte, daß der junge Hans um sein mütterlich Erbtheil gebracht werden und bei Euch in die Lehre kommen soll, da hab' ich mein Sauerkraut und Schweinefleisch nicht essen können, sondern hab' Messer und Gabel hinggelegt und bin aufgestanden. O, ich weiß recht gut, wen

der Hand eigentlich beerben sollte, und wenn gewisse Leute einem noch offen in's Angesicht sehen könnten, so hieße der Hand „Herr Baron“ und trüge einen Degen! — Und wenn Ihr mir noch so sehr den Mund zuhaltet, Portier, so will ich doch sagen, was ich weiß, damit Einer vor allen von der Wahrheit Zeugniß gebe. Ich fürchte mich nicht vor dem Herrn Baron und seinen saubern Helfershelfern und habe mich nie vor ihnen gefürchtet, und sie wissen recht gut, daß ich mehr sagen könnte, als ihnen lieb ist. Der alte Gallinbrei war mein Freund und seine Schwester ein gutes, braves Mädchen. Aber wie so die Russanten sind, hoch hinaus und nirgendso hinan, oft selten Groschen im Sack und doch sollt es immer was Apartes sein! Bassem teremtetem! sagt der Ungar, ich habe wie ein ehrlicher Mann um das Mädchen angehalten, aber der Meister Dudelbei sagte, seine Schwester hätte ganz andere Ausichten, und die schöne Marie steckte die Nase hoch in den Wind über den dummen Peter, und als ich sie herübernehmen wollte, als Kellnerin, da hieß es, ich hätte unehrliche Absichten. Möchte doch wissen, wer dümmer war, ich oder die Marie, die sich einbilden ließ von dem Stiefelputzer da, der Herr Baron würde sie heirathen, und ob ich ehrlichere Absichten hatte, oder der Herr Baron, dem, als er nachher auslöffeln sollte, was er sich eingebrockt hatte, der Obersforstmeister das Pistol unter die Nase halten mußte, damit er ein gut Stück Geld hergab und der Seifenfieder mit seinem ehrlichen Namen die Schande zu deckte.“

„Seid Ihr denn ganz von Sinnen, Lammwirth,“ flüsterte der Portier, „dummes Zeug! solche Sachen zu schwagen. Denkt Ihr denn gar nicht daran, daß der Jean in der Stube ist?“

„Er kann's meinethwegen dem Herrn Baron sagen,“ schrie der Lammwirth, der, sobald er einmal in Zorn kam, erst, wenn er völlig erschöpft war, ein Ende finden konnte. „Laß den Herrn Baron nur kommen mit seinem Justitiar und was von Injurien schmähén, und einen einsperren, wie den armen seligen Gallinbrei, als er den Herrn Baron zum Hause hinausgeprügelt hatte! Ich bringe die ganze Geschichte vor den König, wenn sie mich nicht in Ruhe lassen,

noch giebt's Gerechtigkeit im Lande! — Und wenn der Meister Dodeldei mit seiner Augenverdreherel nicht gleich macht, daß er aus der Stube kommt und mit je wieder die Schwelle betritt, so laß ich ihn vom Hausknecht hinauswerfen, denn ich mag mich nicht mit dem Kerl befudeln. Und wenn er sich untersteht, daß er dem Hans Marinettsunden giebt, so verlange ich mein Geld, das er hier seit sechs Jahren auf der Kreide hat. Und wenn er's nicht zahlt, laß ich ihn einsperren. Da steckt wieder ein schöner Streich hinter den Marinettsunden. Soll ich nicht auch welche nehmen, um nach des Herrn Baron's Weise tanzen und das Maul halten zu lernen!?"

„Herr Meier!“ sagte Jear und warf sich, so gut es gieng, in die Brust. „Was Ihr mit Herrn Kilian habt, geht mich nichts an, aber in meiner Gegenwart leib' ich nicht, daß man so von dem Herrn Baron spricht.“

„Halt er's Maul, Er helmtüdtischer Sadermundsbü!“ schrie der Lammwirth. „Er und sein Herr Baron und sein Herr Baron und Er! Soll ich ihm auch etwas sagen, wer er ist? Er kann sich hinauscheeren. Ehrliche Leute will ich hier sehen und keine Gesichter, bei denen das Bier im Glase sauer wird, lieber will ich mein Gasthaus schließen.“ — —

Da slog rasselnd die Glasthüre auf und, den größten Kochlöffel in der Faust, die Haube schieß auf dem Kopfe, trat Herrn Meiers Gehälfste in der ganzen Würde ihrer Korpulenz mitten in die Stube hinein: „Was giebt's hier,“ rief sie, „hat mein Alter mal wieder zu viel Bier getrunken!? — Wenn Du nicht Ruhe giebst, Peter, Du kennst mich!“

Herr Meier senkte das Haupt wie eine vom Sturm zerknickte Sonnenblume: „Kind,“ sagte er, „Du weißt ja, wie ich bin; ein Lamm, so lange man mich nicht reizt, aber wenn ich einmal wüthend werde — —

„Für einen Wirth ziemt es sich,“ unterbrach ihn seine Frau, „nie wüthend zu werden gegen seine Gäste. Du bist kein Lamm, Du bist ein Schaaf! Einen so frommen Ehrenmann tranken, wie Herr Kilian ist, und in Gegenwart unserer hohen Gönner vom Schloß solch einen Kärm zu führen! — Marsch, gleich vertragt Ihr Tusch miteinander,

gebt Euch die Hände, stoßt an, trinkt zusammen und dann —"

"Aber lieber Schah!" wagte Herr Meier zu äußern.

"Wird's bald!" schrie Madame Meier und schwang, mit wüthenden Augen ihren Mann anbliegend, den Löffel über Nilian. „Na, wird's bald?! Hab' nicht lange Zeit mit Euren Narrenpossen zu verlieren, daß mir drunten auf dem Herde das Essen verdirbt.“ Herr Nilian schlich in weitem Bogen um die zornige Birthin zum Herrn Meier, der, ohne ihn anzusehen, ihm die Hand gab und beim Anstoßen, wie ein Bullenbeißer knurrte.

So sehr ernst Hans Hallindrei bis dahin von dieser, ihn offenbar zumeist betreffenden Scene aufgeregt war, seht mußte er doch in ein schallendes Gelächter ausbrechen, welches zum großen Aerger Madame Meiers sich schnell über Ofen- und Honoratiorenbank verbreitete.

„Er Thunichtgut! Er Grindiewelt! Er Lotterhube! Er Vassard!“ schrie sie: „Kommt in ein für Ihn viel zu anständiges Gasthaus, um die Leute an einander zu hegen, und hintendrein noch gar auszulachen! Er Er Er!“

„Frau Meier,“ sagte Hans und führte die Birthin mit eiserner Kraft die Treppe hinunter:

Wenn ein Weib böse wird, so stellt sich ihre Gebärde und sie wird scheußlich, wie ein Esel. „Conservire sie ihre Schönheit und laß sie das Essen nicht verbrennen!“ und damit schob er sie unten in die Küche und war mit drei Sprüngen wieder oben im Saale, wo er den fortschleichen wollenden Nilian an der Thüre festhielt. „Halt,“ rief er, da hier mehr, als zu deutlich, auf allerlei angespielt ist, welches offenbar mich zunächst betrifft, so fordere ich jetzt ordentlichen, wahrhaften Aufschluß, damit ich weiß, was ich zu thun habe. — Wenn ich wirklich der Sohn des Herrn Baron bin und noch einmal die schöne Herrschaft erbe, warum soll ich mich denn mit so viel Lernen bei meinem Bruder Doktor abquälen? Steckt aber eine Schlechtigkeit dahinter, so will ich schon drein fahren, daß Ihr Euch wundern sollt. Also heraus mit der Sprache!“ —

„Dummes Zeug!“ sagte der Portier, „der Bursche ist kaum trocken hinter den Ohren und will hier alten Pen-

ten befehlen, was sie sagen und verschweigen sollen! und nun gar so häßliche Dinge, wohinein so hohe Personen verflochten sind."

"Meine Herren," rief Jean, der Kammerdiener, mit drei Tansschritten vortretend, den Arm auf die vorgebogene Hüfte gestemmt, "sie können meinerwegen sonst reden, wovon sie wollen, aber in meiner Gegenwart muß ich bitten, daß man nicht einmal erwähne Se. hochfreiherrlichen Gnaden, oder" —

"Du langer Treßentock! Du gepudertes Gastnachtsge-
sicht," schrie Hans, "wenn Du nicht hören magst, was wir hier reden, so hat da der Zimmermann ein Loch gelassen auch für Dich, wenn es schon nur für Dich nicht weiter, als ein Nadelöhr, zu sein brauchte. — Ich leid's nicht, daß man hier bald 'nen Wechselbalg, bald 'nen Bastard aus mir machen möchte. Mag die längst verstorbene Gallinbrei, oder die noch lebende Ruhme Seifensiederin meine Mutter sein, es soll Niemand ihr Andenken schänden durch dunkle Andeutungen! Weiß aber Jemand was bestimmtes, so soll er's heraus sagen, daß ich ihn im Nothfall vor Gericht wieder darum fragen kann."

"Ganz das Ebenbild seines Vaters," sprach Jean mit noch größerem Affekte. Ach, wenn ich noch daran denke! (ich war noch ein kleiner Bube, aber ich werde es nie vergessen) Wenn Meister Kilian, damals noch ein schmucker, junger Bursch, darauf rechnete, der alte Gallinbrei könne vor den Lichtern auf dem Orchester nicht gut sehen, was im Saale vorging, und er die Marie mit Gewalt lassen wollte vor allen den Leuten, und der alte Russtant herunter sprang und seine Klarinette auf Meister Kilians Kopf zerschlug, daß ihm den andern Tag die Augen ganz geschwollen waren. Lassen Sie sich umarmen, junger Mann, o, warum sind die Gallinbrei's nicht ein ritterliches Geschlecht, sie würden von Generation zu Generation der Stolz unseres Heeres sein!"

Hans ließ sich aber nicht irre machen, sondern ließ den Kammerdiener von sich, daß er rückwärts einen Purzelbaum über das Billard machte. Ein Posthorn, welches so eben vor der Thüre des Gasthauses einen ankommenden Postillon anzeigte, schien ihm einen Gedanken erweckt zu

haben. „Noch einmal und zum letzten Male,“ sprach er: frage ich Euch, wollt Ihr mir reinen Wein einschenken über meine Herkunft, oder soll ich mich an einem Orte und auf eine Weise, wo's Euch nicht lieb wäre, Gewißheit holen?“

„Dummes Zeug, bleibst hier!“ schrie der Portier.

„Je me vengerai!“ rief Monsieur Jean.

„Niklas, halt ihn fest!“ rief der Wirth, das Fenster aufreißend, dem Hausknecht unten zu, aber Hans sprengte schon auf dem Postgaule zum Dorfe hinaus, und der jammernde Postknecht lief leuchtend in seinen großen Stiefeln hinterdrein.

Fünftes Kapitel.

Hans Gallinbrei wollte nach dem Gute, wo der Oberforstmeister wohnte, denn dieser allein hatte in ihm durch sein entscheidendes Wesen besonderes Vertrauen erweckt. Von diesem Gedanken ganz erfüllt, war er im Cartiere durch die Nacht fortgejagt. Gleich dem Gespräche im Wirthshause hatte noch nichts im Leben sein Inneres aufgeregt. Der alte liebe Mann, von dem er mit so vieler Schonung aufgezogen war, von dem er Clarinette hatte spielen lernen: der sollte nicht sein Vater sein, und seine Mutter nicht die Frau mit den noch jugendlich schönen Zügen, mit dem reinen blauen Auge, die Frau, vor deren Wilde (denn sie selbst hatte er freilich nie gesehen) der Vater ihn jeden Morgen und Abend sein Gebet sprechen ließ! Alles, was ihm im Leben lieb und theuer war, hing mit diesen Erinnerungen zusammen, und jetzt sollten die wüste, reisende Muhme Seifenlederin und der dicke, alte Baron, dessen Name in seinem Elternhause stets nur mit Verwünschungen genannt war, die sollten seine Eltern sein! — —

Ein heftiger Regen, welcher auf einmal herabzuströmen anfang, beruhigte und ordnete etwas das Gewühl von Gedanken in seinem Kopfe. Er fand hinter sich auf dem

Pferde den Mantel des Postillons aufgeschnallt, er nahm ihn um — aber jetzt fiel ihm ein, daß er ja gar nicht den Weg nach jenem Gute kenne. Er hielt einen Augenblick still, allein schnell war sein Entschluß gefaßt. Nach der Stadt zurückzukehren? Jedenfalls nicht! und dort feimwärts von der Landstraße schimmerte ein Licht. — Gedacht, gethan! wieder so schnell, wie nur ein Postgaul laufen kann, der heute wer weiß schon wie viel Meilen gemacht hat, ging's querselbein auf das Licht zu. Erst kam er durch eine Haide; der Hund bei der Hütte des Schäfers schlug an, Hans sah noch zur rechten Zeit den Haag, in welchem die Schaafe Nachts eingeschlossen waren, um sein Pferd etwas feimwärts zu lenken. Der Schäfer kam heraus und rief ihm nach: „ob er toll wäre? Dahinaus sei ja gar kein Weg!“ Hans dachte nicht daran, daß er auch den Schäfer hätte nach dem Wege fragen können; immer trieb's ihn fort, dem Lichte zu. Ein frisch geaderetes Feld passirte er, wenn auch langsamer, doch ohne Unfall; der Gaul hatte wohl schon öfter vor Pflug, oder Egge Erdschollen plattgetreten. Dann kam wieder etwas Grauboden, in der Nähe sah man eine Reihe Weiden, Hans ritt schneller — da stürzte sein Pferd in einen Graben und er, vorweg mit dem Kopfe gegen einen Stein, daß ihm einen Augenblick die Sinne schwanden. Er raffte sich auf, verband den heftig blutenden Kopf mit seinem Sacktuche, das Pferd war nur in die Knie gefallen, Hans riß es in die Höhe, saß wieder auf und jagte weiter durch ein Kartoffelfeld, denn ganz dicht vor ihm schimmerte jetzt das Licht. Bald sah er, daß es aus dem Erdgeschoß eines stattlichen Landhauses kam, zu dessen beiden Seiten ansehnliche Wirthschaftsgebäude lagen. Das Licht kam von einer argandischen Lampe, die man an's Fenster gestellt hatte, als ob man einen Erwarteten leicht machen wollte, sich auf dem Steinhofe zwischen Gruben und Ackergeräth und Wagen sicher durchzufinden. Als Hans über das Pflaster trabte, öffnete sich rasch die Hausthüre, welche mit einem Portale und einer Freitreppe versehen war, und eben so schnell, wie Hans vom Gaulle herunter kam, lief eine weibliche Gestalt die Treppe herab und fiel Hans mit dem Ausrufe: „Grüß Gott, Vater! Gut, daß Du endlich kommst,“ um den

Hals. Hand drückte, ohne sich lange zu bedenken, einen Kuß auf die frischen Lippen des wunderlicblichen Mädchen-gesichtes. Aber jetzt mußte er das Mädchen umfassen, denn sonst wäre sie bleich vor Schreck umgefunken, als nämlich ein alter Diener, der sie begleitete, dem Ankömmlinge in's Gesicht leuchtete und sie zwar Mantel, Jagdrock und Reithosen, wie bei ihrem Vater, aber ein fremdes Jünglings-gesicht sah, dessen jugendlich schöne Züge halb von einem Tuche verhüllt, halb leichenblau und mit Blut überlaufen waren.

„Mein Himmel, wer seid Ihr? Was ist Euch? — Wißt Ihr nichts vom Vater; ihm ist doch kein Unglück!“ — rief das Mädchen und trat weit zurück. —

„Ich wollte mich nur hier erkundigen,“ antwortete Hans Kallinbrei, „wie ich nach dem Gute des Herrn Oberforstmeisters von Tanager komme?“ —

„Na, da seid ihr jaust vor die rechte Schmiede gekommen,“ lachte der alte Diener: „aber was wollt Ihr von dem Herrn Baron?“

„Kommt er nicht bald?“ rief wiederum das Mädchen: „Was wißt Ihr von ihm?“

„Ihr müßt nämlich wissen, junger Herr,“ sagte der Diener, nachdem er den Fremden etwas genauer beleuchtet hatte. „Ihr seid hier im Hause des Herrn Baron. Jedem-falls kommt aber jetzt nur herein und laßt Euch den Kopf ordentlich verbinden, denn Ihr seht aus, ob's Euch nicht recht gut zu Sinne wäre. Ihr müßt einen bösen Puff gegen den Kopf gekriegt haben.“

Und in der That begann es nun von dem vielen Blut-verluste so zu wirbeln in Hansens Kopfe, daß der Diener Mühe hatte, ihn die Treppe hinauf zu bringen, und als man ihn darauf in einem warmen Zimmer auf einen weichen Sessel setzte, war ihm die Zunge steif im Munde, daß er nichts reden konnte. Bald ward es ihm ganz schwarz vor den Augen, dann mußte er sie wieder vor ungewöhnlicher Helle schließen; bald konnte er verschiedene Gesichter, unter Anderen das des alten Dieners, aber auch das des Mädchens erkennen, bald wieder nichts; als ihm später ein weicher, kühler Verband um die heiße Stirn gelegt wurde, fühlte er ganz deutlich, daß es Ihre Hand war,

die denselben noch ein wenig zurecht schob und die Focken zur Seite strich. Dann hörte er Hundegebell, eine bekannte Stimme, begleitet von raschen, festen Fußtritten — und die Sinne vergingen ihm.

Als er wieder erwachte, schien die Morgensonne freundlich durch ein hohes, mit grünen Vorhängen fast ganz verhülltes Fenster, er lag in einem feinen, weichen Gardinenbette, draussen hörte er ein Geräusch, als ob man Pferde vor Kastragen spannte und zum Theil schon mit denselben rasselnd davon fuhr. Dazwischen erklang ordnend und befehlend die starke Stimme des Oerforstmeisters. Jetzt rollten eine Menge Wagen unter lautem Hundegebell über das Steinpflaster fort, dann wurde es ganz stille. Hans richtete sich im Bette auf. Er fühlte zwar noch ein scharfes Stechen im Kopfe und in den Gliedern, namentlich auf den Augen lag's ihm schwer, sonst war ihm wohl. Seine Kleider waren, sauber gepugt, über einen Stuhl vor dem Bette ausgebreitet.

Hans kleidete sich an, als er aber im Zimmer auf- und abgehen wollte, fühlte er sich so matt, daß er sich auf einem Sessel niederlassen mußte, und er wäre gewiß gleich wieder eingeschlummert, wenn sich nicht leise die Thüre geöffnet hätte und der alte Diener zu ihm getreten wäre. „Guten Morgen, junger Herr,“ sagte der Greis, „nun, wie geht's? Ihr hättet noch ein Weilchen im Bette bleiben sollen, bis der Herr Chirurgus wieder hier gewesen ist. Er wird gleich kommen. Habt Ihr Hunger, so will ich Euch ein mageres Frühstück bringen, wie's der Herr Doktor vorgeschrieben hat. Der Herr Baron wird dann auch bald kommen, denn er ist sehr begierig, zu hören, was drüben bei seinem Herrn Schwager vorgefallen sein mag, das Euch zu solch einem desoperaten Nachtritte veranlaßt hat.“

„Hans meinte: etwas zu essen würde ihm gut thun, und als der Diener darauf hinaus ging, fiel ihm mit einmal wieder die Scene von gestern bei seiner Ankunft ein, denn er meinte dieselbe Stimme dicht vor seinem Zimmer jetzt gehört zu haben, wie sie den Diener hastig nach seinem

Befinden frag. Hans versank in einen sanften Schlummer, in dem ihm aber eben so wohl war, als ihn die Nacht hindurch wilde Träume gequält hatten. Nach wenigen Stunden war er durch Pflöge und eigene Jugendfrische schon so weit wieder zu Kräften gekommen, daß er dem Baron das ganze Gespräch, gestern im Lamm, mittheilen konnte.

Der Oberforstmeister ließ, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, ihn ruhig austreden: „Ja,“ sagte er dann nach einer kleinen Pause, „die Marie war die Anmuth und Lieblichkeit selbst; man sollte das dem alten Drachen, der sie jetzt ist, ebensovwenig ansehen, als in meinem viden Herrn Schwager den schlanken Kammerjunker wieder erkennen. Dir wird es auch schon aufgefallen sein, daß der Doktor, den man Deinen Zwillingsohrer nennt, doch so gänzlich von Dir verschieden ist. In einem Alter seid Ihr freilich, aber er hat viel gelernt und zu viel schon gelebt, und Du bist im halben Traume, wie das liebe Vieh, aufgewachsen. Als Deine Mutter ihre Schande vor dem alten Gallindrei, ihrem Bruder, nicht mehr hatte verbergen können, ging sie, unter dem Vorwande, dort einen Dienst zu suchen, zu einer Verwandten in die Stadt. Der alte Muskant war einer der größten Ehrenmänner, die mir je vorgekommen sind, aber auch ein rauher Polsterer, wie's nicht viele giebt. Mr. Jean, der selbst die Marie gar zu gerne gehabt hätte, hinterbrachte dem Alten, daß seine Schwester Dich geboren, und er machte nun solch einen Kram in seinem Hause, daß seine Frau, die auch gerade in Kindsnöthen lag, den Tod davon hatte. Der Portier nahm darauf dem wüthenden Alten das neugeborne Kind und brachte es der Marie nach der Stadt; so wurde der jetzige Herr Doktor, die Ganaille, dein Milchbruder. Als aber bald darauf der Seifensieder für ein gut Stück Geld, welches ich von meinem Herrn Schwager erpreßte, die Marie heirathete, machte er es zur Bedingung, daß Du nicht in seinem Hause bleibst, und so kamst Du mit dessen Sohn zum alten Gallindrei, der sich inzwischen besonders durch des Portiers Vermittelung mit der Marie auch wieder ausgeföhnt hatte. Was Dir eigentlich gebührt hätte, wurde nun dem Sohne des alten Muskantens zu Theil, denn mein

Schwager haßte Dich, als das lebendige Zeugniß seiner Schuld, ebenso sehr, als er sich vor dem alten Hans Hallmbrei fürchtete. Auf den hat es aber wenig Eindruck gemacht, daß mein Schwager den Doktor auf das Sorgfältigste erziehen ließ; es war ein alter wunderlicher Kauz. Jetzt habe ich aber, wie ich hoffe, meinen Schwager dahin gebracht, daß er sein Unrecht auch an Dir wieder gut machen will. Wenn Dein sogenannter Herr Bruder auch ein scheinheiliger Heuchler ist, so kannst Du doch viel von ihm lernen, und da er Dich in Gegenwart meiner Schwägerin unterrichten muß, so muß er sich schon Mühe mit Dir geben. Du kannst ja von ihm lernen, was er weiß, ohne daß Du darum seine Gesinnung und Grundsätze anzunehmen brauchst, denn namentlich in religiösen Dingen wird er Dir viel Unsinn vorschwätzen, da er um meiner sentimental-frommen Schwägerin zu gefallen, gern den Pietisten spielt. Thue Recht, scheue Niemand und suche aus den Verhältnissen so viel Vortheil für Dich zu ziehen, als nur immer möglich ist. Die Welt ist einmal nach unabänderlichen Gesetzen aus gut und böse gemischt. Niemand muß den Weltlauf ändern wollen, sondern der Kluge nimmt die Dinge, wie sie einmal sind, und zieht aus Gutem und Schlimmen so viel Vortheil für sich, wie er kann — — — „Gi so schlage das Donnerwetter drein!“ rief Hans Hallmbrei: „wenn ich gewiß der Sohn des Herrn Baron bin, obgleich mir's gar nicht so vorkommen will, warum kann ich denn nicht meinen Herrn Papa beim Kragen nehmen und sagen, erkennst Du mich ordentlich als Sohn an, und gibst mir von Deinem vielen Gelde und schönen Wagen und Pferden, oder! — — Meine angebliche Mutter, die Seifensiederin, lebt ja noch, daß sie mir's bezeugen kann, wessen Sohn ich bin.“ — „Um unsere Familie bei Zeiten vor solch einem Affront zu schützen,“ sagte der Oberforstmeister, „habe ich Deiner Mutter nur unter der Bedingung die Aussteuer, welche sie wieder zu Ehren brachte, zukommen lassen, daß sie schriftlich von sich gab, sie hätte sich für Geld Preis gegeben und keinerlei Eheversprechungen von meinem Herrn Schwager.“

„Das hat die Seifensiederin gethan!“ schrie Hans, „so ist sie nicht meine Mutter und die ganze Geschichte ist

schändlich erlegen! Aber wartet nur, ich komme schon hinter Eure Schliche, und wenn Ihr mich wie einen tollten Hund an die Kette legt, so soll der, welcher Schuld hat, meine Häute probiren" —

Der Oberforstmeister erhob sich mit Ansehen vom Stuhle und ging schweigend hinaus, ohne sich um Hans zu kümmern, obgleich dessen Wunde von der Aufregung wieder zu bluten angefangen hatte, und er, todtendleisch und ohnmächtig, auf dem Sepha lag.

Während der nächsten zwei Tage sah Hans Niemand, als den alten Diener und den Chirurgus. Als er am dritten Tage sich so weit erholt hatte, daß man ihn in einem Wagen nach Schloß Vollsink zurückbringen konnte, ließ ihm der Oberforstmeister beim Abschied noch durch den alten Diener sagen: Er solle sich klug den Verhältnissen fügen und mit Eifer benutzen, was ihm geboten würde, dann dürfe er stets seiner freundlichen Hülfe mit Rath und That gewiß sein und könne er zu ihm kommen, wann er wolle, sobald er sich selbst nicht zurecht zu finden wisse.

Auf Schloß Vollsink nahm sich der Portier, neben dessen Stube unserm Hans ein Zimmer eingeräumt war, wie ein Vater seiner an. Auch er redete ihm zu, sich dem zu fügen, wie es der Oberforstmeister angeordnet hatte. Und in der That suchten auch, als jetzt, da er ganz wieder hergestellt war, der Unterricht begann, alle im Hause sich in Aufmerksamkeiten gegen ihn zu übertreffen. Der Doktor war der zärtlichste Bruder und eifrigste Lehrer, Mr. Jean behandelte ihn wie den Sohn seines Herrn. Das Fräulein verzog ihn aber förmlich mit tausend Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten, die sie ihm zukommen ließ, wo er es nur leise zu wünschen schien. Ja sogar auf Hans Kallinbreit's alten Freund, Zanferl, erstreckte sich diese Sorgfalt, so daß er bald wegen des vielen Fleisches, das man ihm gab, starb. Das alles erregte nicht geringes Verstaunen bei denen, welche Fräulein Franziska von Vollsink sonst nur als einen wahren Geizteufel kannten. Den alten Baron sah Hans nie, da dessen Haushaltung im anderen Flügel des Schlosses ganz von jener der Schwester getrennt war. Seine besten Stunden waren aber, wenn er mit seiner Geige, die er vom Portier recht hübsch allmählig spielen lernte, allein im

Wald und Auer umherzuschweifen konnte; vom Klarinettenunterricht beim Meister Alilian war weiter nicht die Rede, und der Portier hatte Hans seine Klarinette weggenommen, da, wenn er anfangs wieder einmal seine alten Lieder blies, stets auch die frühere Unbändigkeit und der Wismuth mit seinem jetzigen Leben über ihn kam.

Zehntes Kapitel.

Unter diesen Verhältnissen verlebte Hans nun ein paar Jahre, leiblich und geistig gleich sehr gefördert durch die gute Küche des Herrn Baron und durch den Umgang und Unterricht bei dessen Schwester. Manches war ihm zwar theils curios, theils unangenehm, aber, von Hause aus überhaupt nicht zum Grübeln und Grämen geneigt, nahmen ihn jetzt seine Arbeit, wie seine Vergnügungen gleich sehr in Anspruch, daß er zu eulen Sorgen gar keine Zeit fand. Unangenehm berührte es freilich, daß der Doctor, so anschaulich und bedeutsam er sonst alle Unterrichtsgegenstände auf sagte, in den Religionsstunden Alles, wie eine reine Gedächtnissache und möglichst langweilig breit, behandelte. Da mußte Hans aus sogenannten Erbauungsbüchern ellenlange, aus schwülstigen Umschreibungen der einfachsten Gedanken zusammengesetzte Gebete auswendig lernen, und gerade alle die Lieder aus dem Gesangbuche, die ihm nicht gefielen.

Hatte Hans nun, mit seinem Bruder und dem Fräulein auf einem Teppich mitten in der Stube knieend, ein paar von diesen Gebeten hergesagt, so begann der eigentliche Religions-Unterricht. Eine Hauptlehre der Kirche nach der andern mußte er aus einer hochgelehrten Dogmatik abschreiben, wenn er aber die lange Erklärung, welche darunter stand, und die zahlreichen Belegstellen aus der Bibel nicht begriff, so beantwortete sein sogenannter Bruder stets seine Fragen dadurch, daß er dasselbe nur mit anderen Worten noch einmal sagte, und fragte Hans dann wieder, so rief

der Doktor, wie außer sich: Nein, ein ärgerer Zweifler ist mir nie vorgekommen! Religiöse Wahrheiten sind nun einmal unbegreiflich! — Ebenso wurde auch sehr viel in der Bibel gelesen, aber auch hier nichts näher besprochen, mit Ausnahme, daß der Doktor, wenn das Kräulein nicht zugegen war, über Dinge, wie Noah's Trunkenheit und Joseph's Keuschheit, höchst leichtfertige Scherze trieb. Und dieser Unfug wurde durch die langen, gleich unzusammenhängenden moralischen Sermonen und die ausdruckslos hergeplapperten Bibelstellen und Gesangbuchverselein ausgeschmückten Stoppseuffer des Kräuleins für Hans nur noch widerwärtiger gemacht. Wie oft war dann Hans im hellen Zorn zum Oberforstmeister hinüber geritten, um dem seine Noth zu klagen, denn er hatte oft nicht übel Lust gehabt, dem Er-Bruder zu erklären, er könne seine Andachtsübungen und Religionsstunden allein halten, aber sein heiliges, dem Forstmeister gegebenes Versprechen, sich ganz zu fügen, hielt ihn von den Erzeßeln zurück — und Hans hielt stets sein Wort, wenn er auch sah, daß es sein Schaden war.

Der Oberforstmeister gab dann auch schlechten Trost; er erinnerte zunächst Hans sehr ernst an jenes Versprechen, und fügte mit lachendem Munde hinzu: Er solle die Sache nur nicht wichtiger nehmen, als sie sei. „Um in der menschlichen Gesellschaft leben zu können,“ sagte er, „mußt Du ja auch die Religionslehren und Gebräuche kennen, wie sie die Priester zur Begründung ihres Ansehens und Wohllebens erfunden haben. Und für das gemeine Volk,“ setzte er hinzu, „das nicht selbst denken kann, ist eine solche äußerliche Religion nothwendig, welche durch geheimnißvollen Unsinn ihre Phantasie beschäftigt, und sich, wie etwas unendlich Höheres, ihnen gegenüber stellt, damit sie Glauben schenken und, wegen der angedrohten Strafen und Belohnungen des Jenseits, keine groben Erzeße bezagen, und sich trösten bei ihrem sorgenvollen Arbeitsleben, wenn ihnen gesagt wird, das sei Strafe für ihre angeborene Sündhaftigkeit. Für einen Mann der gebildeten Stände, denen Du durch Geburt und Erziehung künftig angehören wirst, besteht die ganze Religion in zwei Worten: Thue recht und schene Niemand.“

„Also für einen geheimnißvollen Unfinn,“ meinte Hans, „hätten so viele freudig Noth und Tod erduldet?“

„Es waren halt Schwärmer!“ lachte der Baron, „arme Sünder, welche ihre Gewissensbisse über ein verlorenes Leben durch Selbstquälerei hoffen gut machen zu können.“

„Das Leben dieser Menschen,“ erwiderte Hans, „wird uns doch im Gegentheil als ein besonders reines und edles geschildert, und dann, wie kann ich aus mir selbst wissen, was recht ist?“

„Das sagt Dir Dein Gewissen!“ erwiderte der Herr Baron.

„O, Herr!“ rief Hans, „mein Gewissen sagt mir stets Ja und Nein, und mein böses Gelüste ruft oft eben so stark, oft stärker das Gegentheil. Sobald man sonst keinen Halt im Leben hat, läßt sich im Augenblick des Verlangens das Gewissen leichter belügen, als ein neugieriges Kind. Wie soll ich aus mir selbst ein Leben finden, in welchem die Stimme des Gewissens die stärkere ist, während das Leben so viele Veranlassung zum Argen giebt? Darauf hat mich wenigstens der Mann hingewiesen, von dem Sie behaupten, daß er nicht mein Vater ist.“

„Ja, lieber Junge,“ sagte der Baron, „ein Pfarrer bin ich nicht, und in theologischen Streitigkeiten bin ich sehr schlecht bewandert. Wenn Sie auch ein Frauenzimmer ist, darüber kannst Du schon viel besser mit meiner Tochter reden, denn aus der hat unser seliger Pfarrer einen halben Geistlichen gemacht. Wie denn,“ setzte er halbblau hinzu, und nahm Bücher und Waidtafeln von der Wand, sich solche Wundergeschichten, Spitzfindigkeiten und Gefühlsachen viel besser für Frauenzimmer als für Männer passen.“

Während des Gespräches hatte Hans, da die Thüre nicht ganz geschlossen war, mehrer Mal im anstößenden Wohnzimmer der Familie ein Geräusch gehört, doch in der Aufregung nicht weiter darauf geachtet. Jetzt lief er ohne Abschied zum Zimmer hinaus, aber nicht in den Stall, um wieder nach Hause zu reiten, sondern in den Garten, ohne bestimmtes Ziel. Er verwünschte, so sehr ihn der Unterricht anzog, doch sein Leben auf dem Schlosse, da es ihn

in allerlei Zweifel gestürzt, ohne ihm Lösung zu geben. Er wollte zur Hinterpforte hinaus laufen auf die Chaussee und als ein armer Spielmann frei und unbekümmert die Welt durchziehen, dann, meinte er, müsse ihm in jeder Beziehung wieder zu Muthe werden, wie einst, wann er auf seiner Insel unter dem Birnbäume saß und Klarinette blies. Aber vieles hinderte ihn doch, seinen Entschluß ohne Weiteres auszuführen. Sein dem Oberforstmeister gegebenes Wort, das Verlangen, Gewißheit zu erlangen über seine Abkunft, die Zuneigung zu dem alten Vortier, der sich wahrlich väterlich seiner annahm, nun, und dann das herrliche Wohlleben auf dem Schlosse und auch Abends der Spaß im Lamm, besonders wenn Tanz war und das hübsche Fränzchen und die lustige Babett hinkamen, und der alte Herr Meier in Versen sprach, weil er sogar noch etwas mehr, als seine gewöhnliche „gute Laune“ hatte. Babett und Fränzchen waren zwar recht hübsch, und er hatte mit ihnen so viel Karrethei gehabt, daß ihn der alte Meier schon zu Zeiten im Spaß seinen Schwiegersohn nannte, aber das Gefühl, welches sich über ihn beugte, als er damals hier auf dem Schlosse in Ohnmacht lag, das hatte er auch nicht vergessen, wenn er auch nur selten seitdem mit Luise, der Tochter des Oberforstmeisters, gesprochen.

Der Baron legte ihm zwar gar kein Hinderniß in den Weg, selbst unter vier Augen mit dem Mädchen zusammen zu sein, und die Leute sagen sogar, der Oberforstmeister, wenn er sich sonst auch viel auf Reinheit seines Stammes zu gut that, habe den Plan, daß sein Schwager das an Hansens Mutter begangene Unrecht durch Adoption des Sohnes wieder gut machen solle, und daß es ihm wohl ganz recht wäre, bei seinen arg zerrütteten Finanzen, seine Tochter mit dem dann sehr reichen Hans Fallmbrei zu verbinden. So redeten die Leute, das hatte wenigstens Monsieur Jean behauptet, wofür ihm Hans, ohne langes Besinnen, eine so tüchtige Ohrfeige gegeben, daß eine große Puderwolke aus Monsieur Jeans Toupé gefahren war. Denn wenn Luise sich auch gerne mit ihm unterhielt, und stets sehr lustig war, so konnte er mit ihr doch nicht, wie mit anderen Mädchen, Spaß treiben, und fühlte er vor ihr noch mehr Respekt hatte, als vor dem Herrn Pastor, wenn sie

ihn ansah mit ihren großen, blauen Augen, die einen so klug und doch so fromm, so unschuldig ernst und doch so schalkhaft bis in die Seele hinabschauten.

Während Hans, mit solchen Gedanken beschäftigt, ziellos im Garten umherirrte, war bei der vorgerückten Jahreszeit die Nacht eingebrochen. Er befand sich fern vom Schlosse, in einem dichten Lustwäldchen, und die Neugier, mit welcher ihn die zahmen Hirsche und Rehe anschauten, zeigte, daß hierher selten ein Besucher, nie ein Feind dieser Thiere kam. Hans wußte, dieses war Luise's Lieblingsaufenthalt, welche auch die Fütterung dieser Thiere überwachte. Den Schluß dieses Wäldchens machte nämlich eine Terasse, die, hoch über dem Spiegel eines klaren Sees gelegen, mit einem Kreis uralter Buchen besetzt war. Inmitten dieser Laubrotunde, zwischen deren natürlichen Säulen hindurch man jetzt im Mondlicht eine weite, herrliche Aussicht auf Nebengelände, Wiesen, Wald, Dörfer und ferne, blaue Berge genoss, in der Mitte dieses Plazes hatte der Oberförstmeister über einem einfachen Granitwürfel die Büste seiner verstorbenen Gemahlin, einer von Freunden, wie Untergebenen, gleich hoch geachteten Frau, aufstellen lassen. Der Gedanke an Luise hatte Hans, ohne die bestimmte Absicht, sie zu suchen, hierher geführt.

Obgleich schon viele der herbstlichen Blätter am Boden lagen, waren die Bäume doch noch dicht genug belaubt, um den ganzen Platz in tiefe Schatten zu legen, durch welche nur die weiße Marmorbüste hervorschimerte. Hans blieb am Eingange stehen, denn es war ihm, als hätte er eine leise flüsternde Stimme gehört. Er blickte schärfer hin, und als sein Auge sich an die Dunkelheit gewöhnt hatte, sah er Luise, den Rücken ihm zugekehrt, auf den Stufen des Monumentes knien. Mit der Unschuld und Anspruchslosigkeit eines Kindes und dem tiefen Verständniß und Gefühl, wie wohl eine welterfahrene Frau, betete sie das Vaterunser und sprach dann: „Liebe Mutter, Du bist jetzt beim Herrn Christus im Himmel, bitte ihn, daß er ihm hilft aus seinem Zweifel und aus aller Noth des Lebens. Du weißt schon, wen ich meine, und weißt, wie gern ich ihm helfen und rathe'n möchte, wie Du mir geholfen und gerathen hast, da Du mich den Herrn, Jesum Christum,

kennen lehrtest, wie er war, lebte und litt. Aber, nicht wahr, ich darf ihm nicht mit meinem Rathe entgegenkommen? Würdest Du es in meiner Lage gethan haben? Was würde Christus sagen, wenn Er es erführe?" —

„Er würde sagen, Du hast eine Seele von zeitlicher und ewiger Angst geteilet und das ist brav von Dir, sagte Hans, der einige Schritte hinter ihr auf die Knie gesunken war, gleichfalls mit kaum vernehmbarer Stimme, und wie bestimmend fiel plötzlich ein voller Strahl des sich zum Untergang neigenden Mondes auf Beide.

Ohne zu erschrecken, aber mit hochgerötheten Wangen, schaute Luise nach dem unerwarteten Antworter zurück, stand auf, nahm seine Hand und setzte sich mit ihm auf die Stufen des Monuments. Das schöne, blond umfleckte Gesicht dem Mondlicht entgegen gewendet, das blaue, treue, jetzt von einem heiligen Ernste strahlende Auge himmelwärts gerichtet, sprach sie mit sanfter, ruhiger Stimme:

„Ich war vorhin in der Wohnstube, als Ihr dem Vater Eure Noth klagtet, und hörte, daß er Euch an mich verwies. Ich kann Euch auf die Fragen nicht antworten, die Ihr an den Vater gerichtet habt, aber ich will Euch sagen, wie die Mutter und der Vater mich gelehrt haben, in zweifelhaften Lagen sich zurecht zu finden. Von jung an haben sie mir oft von Christus erzählt, und später in guten Stunden mir aus seiner Lebensgeschichte in der Bibel vorgelesen, so daß mir's ist, als hätte ich Ihn persönlich gekannt, und wäre mit ihnen in den Himmel gekommen und sähe jetzt mit ihnen auf mich und mein Leben herab. Dann haben sie mich gewöhnt, stets auch auf die leiseste Mahnung des Gewissens zu hören, und warnt mich dieses, so denke ich, was würde meine Mutter gethan haben in diesem Falle? und würde mich Christus vorzig oder freundlich anschauen, wenn er mich so oder so handeln sähe? — Für Euch giebt es keinen Vater und keine Mutter, deshalb müßt Ihr Christum allein so kennen lernen, daß Ihr ihn lebhaftig vor Euch wandeln seht auf Erden und im Himmel. Lebet in allen guten Stunden Christi Leben, bis Ihr in allen bösen Stunden gleich sehet, wie Christus an Eurer Stelle gehandelt haben würde.“ —

Als sie geendet hatte, saß auch Hans noch eine Weile

schweigend neben ihr; er dachte Wort für Wort noch einmal allem nach, was sie gesagt hatte, dann betete er leise für sich ein Vaterunser, daß ihm der Himmel zum Gelingen seines Vorhabens helfe, drückte einen warmen, keuschen Kuß auf ihre Hand und ging langsam, ohne sich umzuschauen, durch die Nacht nach Hause.

Ziebentes Kapitel.

Wieder verging geraume Zeit, ohne daß der einförmige Verlauf von Hans Hallubrei's Leben gestört wäre. Sein Streben nach einfacher, wahrer Religiosität war von dem herrlichsten Erfolge gekrönt, und seit diese ihm eine ruhig strahlende Laune in allen Lebendstagen gegeben hatte — mit Ausnahme jener Entwicklungspunkte des Lebens, wenn das Herz in wahren Jern, in wahrer Liebe thatkräftig überströmend aufblüht — seit Gewinnung dieses inneren Friedens war auch der andere, weltliche Unterricht eine wahre, geistige Erziehung für ihn geworden, statt daß sonst nur sein kräftiger Charakter sich an schneller Erreichung stets von Neuem vorgesteckter, wissenschaftlicher Ziele geübt hatte. Jetzt wurden ihm aber die heuchlerische Frömmigkeit des Doktors, wie die zudringliche Freundschaft der alten Baronin mit jedem Tage mehr verhaßt, und er hätte längst sein Bündel geschnürt, wenn es ihm nicht zum unerläßlichen Lebensbedürfnisse geworden wäre, wöchentlich mindestens einmal einige Stunden drüben bei der Tochter des Oberforstmeisters zu verbringen. In diesem ganz geschwätterlichen Umgang verband sich der niedrigste Scherz und der tiefste Ernst, so nahe wechselten beide so unbefangen, oft ganz plötzlich mit einander ab — wie es in jedem kindlich reinen Gemüthe der Fall ist. Drum trieb aber Hans nach wie vor nicht minder auch tausend verfohlene Neckereien mit der lustigen Babette und dem hübschen Bränzchen; waren sie

doch die Einzigsten in Vollstuf, an denen er seine fröhliche Laune auslassen konnte und — sonderbar genug — sein sonst so strenger Herr Gr.-Bruder that stets, als sähe er nichts von diesem Treiben mit den Mädchen; ja er leistete demselben, wo sich's, wie zufällig machen ließ, allen möglichen Vorschub. Abends im Lamm wäre Hans auch oft gern lustig gewesen, aber der Lammwirth hatte seit jenem Abende einen tiefen Groll gegen ihn, und es schien wirklich, als ob, den Hans sehen, und aus seinem sonst unerschütterlichen Gleichmuth aufahren, für Herrn Meier dasselbe sei. Der Portier, welcher für alles in der Welt gute Hausmittel wußte, hatte ihm zwar gerathen, stets, wenn sich dieser unbequeme Zorn einstellte, 1 2 3 u. s. w. zu zählen. Das half auch wirklich, aber leider zu spät, denn wie Herr Meier einmal ein Gewohnheitsmensch war, so hatte er sich jetzt daran gewöhnt, Abends zu rauchen, und war daher mit Hans nichts anzufangen, so mußte Herrilian aushelfen, als Gegenstand seines Eckelns.

Es schlug Neun, Herr Meier erhielt seinen 19ten Schoppen, und die stöhnende Treppe zeigte an, daß „der gewichtige Hüter des Hauses“ mit Monsieur Jean sich näherte. „Monsieur Jean,“ rief Herr Meier lachend, während der Kellner dem stattlichsten der Stammgäste den Mantel abnahm.

Ich sitze hier in guter Ruh'

Und sprich: Comment vous portez vous? —

Ha, ha, ha. „Grüß' Gott, Portier, wenn ich Euch sehe, muß ich doch immer an die Geschichte denken, ha, ha, als Ihr erst hierher gekommen waret — bei der großen Treibjagd — wo der Schulmeister mit der Stange unter dem Arm durch den Teich schwamm — und Ihr dem Schultheiß, der sich so viel zu gute that auf seinen sicheren Schuß, und deshalb nicht eher ruhte, bis er an den Jagden der großen Herren Theil nehmen durfte, ha, ha, ha! Aber der Oberforstmeister gab ihm stets einen Posten, wo fast nie ein Stück Wild hinkam, und wie da doch zufällig eine Rinde an der Stelle ausbrach und Ihr riefet: Schuß, 'S gilt 'nen Thaler, daß Ihr nicht seht! und er schrie: Das woll'n wir sehen. Da lag auch schon die Rinde, und der

Schultheiß mußte Euch einen Thaler, dem Herrn Baron fünf Thaler büßen, und kriegte einen Strich mit Pulver quer über's Gesicht. Hahaha!"

Der Portier sagte: „Dummes Zeug!“ aber mit seinem besten Tone. Er war heut gut aufgelegt, denn der Kellermeister hatte Wein abgelassen und dabei ihn und Hans Hallinbrei, einige Häßchen mit den edelsten spanischen und Rhein-Weinen nicht nur gezeigt, sondern sie auch kosten lassen vom Pacharett, Rivesaltes und Hochheimer. „Dummes Zeug!“ sagt er, „das war ja ganz im Anfange, als Ihr noch Gärtner auf dem Schlosse vorstelltet, weil Ihr zum Käufer zu dieß geworden waret. Wißt Ihr wohl noch, als Ihr den Buben von der Hochalp, als Gärtnerjungen, gekriegt und ihm gesagt hattet — 's war im Herbst — daß Du mir nicht von den spätreifen Vinen issest! Und wie Ihr da in der Früh um Tagesanbruch im Garten waret und der Bursch mit einmal rief: Sevel, han't de Birnle auch Boinsle? und Ihr riefet: Du Sakermenter, was soll'n denn Deine han?! — und er sagte: Byggscht, so hab' i ä Krot g'streife und g'weint, 's wäre ä teichige Birn.“ — Ein schallendes Gelächter, welches dieser doch schon so oft erzählten Geschichte folgte, zeigte an, daß des Portiers Ansehen noch ungeschwächt war im Kreise der Stammgäste.

„Han't de Birnle auch Boinsle, ha, ha, ha!“ wiederholte Herr Meier noch einmal halb vor sich hin, und wischte die Nachtränen aus den Augen, da standen Hans Hallinbrei und Herr Kilian vor ihm und aus war es mit seiner guten Laune. Geschickt packte er den vorüberrennenden Kellner am Ohr und rief: „Kannst Du, oder willst Du nicht hören, daß der Herr da drunten schon dreimal geklopft hat!“ und dann zu Hans gewendet: „Herr Hallinbrei, ich weiß nicht, warum Ihr mit dem Musfanten hier noch immer an der Thüre steht, daß Niemand aus- und eingehen kann? Seht Euch, oder geht hinaus.“

Hans ließ sich aber nicht aus der guten Laune bringen, die auch er vom Weinkosten her hatte: „Seit Ihr so zornmüthig geworden seid, Herr Meier!“ sprach er, „fallt Ihr ordentlich von Tag zu Tag ab. Ihr solltet das nicht thun, Euer Bauch hat Euren Kinnbacken so viel Mühe

gemacht und Guter Frau so viel Geld gekostet. Wenn Ihr Euch aber auch ärgern solltet, daß Ihr dünn werdet, wie eine Reitzgerte, so muß ich doch eine Weile hier an der Thüre vor Euch stehen bleiben. Der hochberzige Herr Kilian hat mich nämlich am Eingang des Dorfes hinterlistigerweise in Schaden bringen wollen, und das Brett über dem Mühlbach fortgenommen, so daß, wenn mir nicht im Augenblick, wo ich schon fallen wollte, ein Sprung, von dem mir noch alle Knochen dröhnen, geglückt wäre, ich jetzt schon längst vom Mühlrad zerschlagen sein müßte. Dafür habe ich Herrn Kilian den grünen Rock ausgefloßt, wie er wohl nicht ausgefloßt ist, seit ihn der Herr Baron Jäger abgelegt hat. Und da er auch wohl künftig nicht wieder unter den Stod kommt, so habe ich ihn noch einmal durchgefloßt, damit er mir den Beweggrund seiner teuflischen Bosheit nenne.“ —

„Ich begreife nicht,“ fiel ihm Herr Meier in's Wort, „warum Ihr mich mit der ganzen Geschichte behelligt, Raß schlägt sich, Raß verträgt sich! Kurz, Ihr wißt einmal, daß ich Euch alle Beide nicht recht leiden kann.“ —

„Danke sehr, Herr Meier!“ rief Hans lachend, „daß Ihr uns so schnell Bescheid gegeben habt. Oben dieses wollte ich nur aus Eurem Munde wissen. Herr Kilian wäre nämlich nur deshalb fast ein Mörder geworden, weil er glaubt, Ihr versagt ihm deshalb Guter Tochter Babette Hand, weil Ihr sie mir zugedacht hättet.“

„Der Herr Doktor vom Schloß,“ sagte Kilian giftig, „hat neulich erklärt, darüber wären alle einig, daß Herr Hans und Babette noch einmal ein Paar würden. Mr. Pierre, der Koch, der die Babette so gerne hat, der hatte nämlich gesehen, wie Hans sie küßte, und wie's der Doktor sah und doch that, als sähe er nichts, da er doch den großen Hans erziehen soll in allem Guten.“

Das traf beim Herrn Meier, dem ein blutrothes V vor der Stirn schwoll. Herr Kilian hatte sich nicht verrechnet mit seinen Reden, wenn er die Babette nicht kriegen konnte, so sollte sie der Hans auch nicht haben. Daß er aber in seiner Bosheit das Werkzeug sein mußte, etwas Gutes in's Werk zu richten, daran hatte er nicht gedacht.

Als das Blut in Herrn Meiers Brust und Kopf sich

so weit wieder beruhigt hatte, daß ein zum Sprechen genügender Athemzug durch die fette Kehle ging, rief er aus: „Gräßliche Geschichten sind mir das! Damit sie auch eine Zeitlang in der großen Welt leben, wie ihr Vater, und seine Conduiten lernen, nur deshalb habe ich meine Töchter auf's Schloß geschickt, und nun solcher Unfug! — Oh, sonst brauchte der Meier nicht seine Töchter dienen zu lassen. Hier sitzen die Musfikanten! (er schlug auf seine Tasche, daß der Groschen in derselben laut klimperte) Aber was Ihr auch angestellt habt, ich will Euch allen einen Streich durch die Rechnung machen, daß Ihr Euch wundern sollt. Wenn der Koch auch ein Hasenfuß ist, und pauvre, wie eine Kirchentatte, so weiß man doch, wer sein Vater war, und versteht er seine Kunst aus dem Fundament. Der Meier braucht keinen reichen Schwiegersohn, der Koch soll meine Babett haben, und wer ein Wort dagegen mußt (hier blickte er unwillkürlich nach der Küchentür, hinter welcher seine Frau rumorte), dem will ich zeigen, wo Bartel Most holt!“ —

„Ihr Alle habt gehört,“ rief Hans Kallinbrei, „was Herr Meier gesagt hat, und Ihr könnt's und müßt's bezeugen! Daher lade ich Euch alle, im Namen des Koch's, zu seiner Hochzeit mit der Babette Meier. Kommt her, Alterchen, wenn Ihr auch grob seid wie Bohnenstroh, seid Ihr doch ein braver Alter.“ Im Nu hatte er den dicken Herrn Meier umarmt und war in drei Sprüngen die Treppe hinunter, und Herr Meier und Herr Kilian, die sahen sich gränzenlos dumm an.

Als Hans Kallinbrei auf's Schloß kam, war gerade die Stunde der Abendandacht. Da es im großen Saale schon dunkelte, so bemerkte er nicht, daß der Doctor in der Ecke beim Kamin stand, sondern Babett sehen, wie sie den Teppich in der Mitte des Zimmers ausbreitete, und sie umfassen, war das Werk eines Augenblicks!

„Aren' Dich, Babett,“ rief er: „Dein Vater hat eingewilligt, Du sollst den Koch haben. Warum habt Ihr Euch aber auch mir nicht eher entdeckt? — Zum Dank muß ich aber noch einmal einen recht herzhaften Kuß haben und dann nicht wieder!“ —

„Welch ein Benehmen! welch eine Unfütlichkeit in

meiner Nähe," stöhnte das eben eintretende Fräulein und wankte, auf Fränzchen gestützt, wieder hinaus.

"Es ist schrecklich!" rief der Doktor, gravitatisch aus seinem Versteck hervorschreitend, aber, hochgeachtete Freundin, wollen wir nicht erst die Abendandacht und dann Gericht, strenges Gericht halten?" —

"Ja, Gericht halten!" schrie Hans, wie außer sich, "das ist mir eben recht. Da will ich Euch sagen, Ihr Heuchler, was das ist mit Eurer gotteslästerlichen Scheinheiligkeit. O, ich habe auch recht gut mehr als einmal gesehen, wie der fromme Herr Doktor und das unschuldige Fräulein sich drunten im Gartencapillon geküßt haben."

"Ist betrunken!" sagte der Doktor, und bot dem Fräulein seinen Arm. Kommen Sie, meine Gnädige, und erholen Sie sich von dem unerhörten Affront dieses undankbaren Schurken. Babett, Fränzchen, folgt uns!"

Als die vier hinaus waren, wurde die Hauptthüre abgeschlossen, Hans setzte sich auf ein Sopha, der Kopf brannte ihm vom ungewohnten Genuß des feurigen Weines und von der Aufregung der Scenen hier und im Weirathshaus. In unruhigen Träumen verbrachte er die Nacht. Die Sonne fand ihn noch auf dem Sopha. Diener kamen herein, um die Sessel abzubürsten und den Fußboden zu wischen. Sie boten dem Hans, den sonst alle im Hause gerne hatten, keinen guten Morgen; auf ähnliche Weise behandelten ihn alle, die ihm auf der Treppe und auf der Hausthür begegneten, als ob er ein schweres Verbrechen begangen hätte. Selbst der Portier sagte nichts als: "Dummes Zeug, wer hätte solche Abgeseimtheit hinter den offenen Mienen suchen sollen. Verdreißt sich an der Babett, und dann soll der Koch seine Schmach entdecken!" —

"Portier! so hört doch!" rief Hans.

"Dummes Zeug! war ja selbst dabei," brummte der Portier und ging, die Schloßuhr aufzuziehen.

Hans kochte vor Wuth, er mußte Aufschluß haben. Der Doktor hatte sich eingeschlossen, er ließ sich daher, obgleich es noch sehr früh war, beim Fräulein anmelden. Wider Erwarten wurde er angenommen und Babett und Fränzchen hinausgeschickt. Das Fräulein saß auf einer chaise longue im leichtesten Negligee und, nur rasch in einen

großen prächtigen Shawl gehüllt, war sie trotz ihrer fünf- unddreißig Jahre und großen Magerkeit, doch eine edle, zartgebaute Gestalt. „Ihr werdet endlich ganz erkennen, sagte sie, ihn neben sich auf das Haubett niederziehend, wie groß meine Zuneigung zu Euch ist, da ich Euch Undankbaren nach dem, was gestern vorgefallen ist, noch vor mir erscheinen lasse.“ Hans hatte sich vieles zu sagen vorgenommen, aber dieser unerwartete Empfang machte, daß er stumm, mit niedergeschlagenen Augen, da saß. Das Fräulein deutete aber leider seine Schüchternheit ganz falsch.

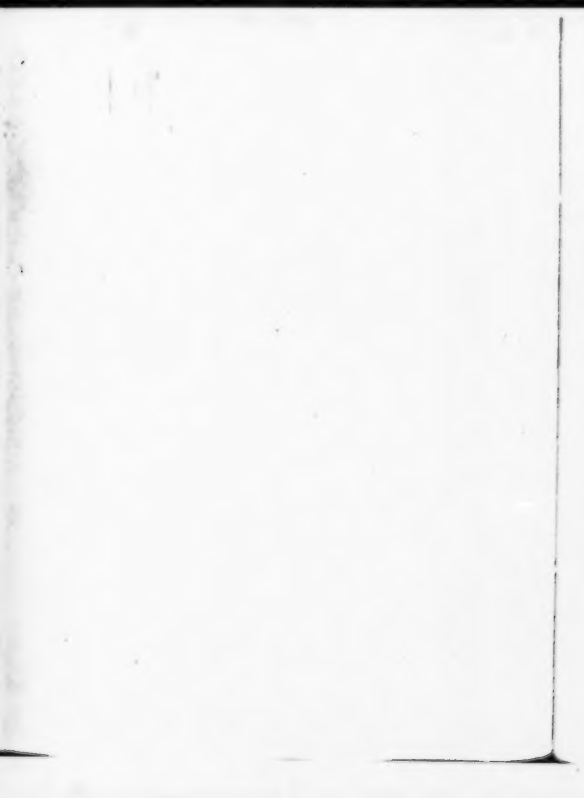
„Gesteh' mir,“ sagte sie und lehnte den weißen Arm vertraulich an seine Schulter, „aus Eifersucht gegen den Doktor, weil Du lange fühltest, was ich fühle, und nur vom Standesunterschiede zurückgeschreckt warst! — Nur deshalb warst Du gestern so aufgeregte!“ und sie fasste mit der anderen Hand seine Hände und brachte ihr Gesicht mit den dunklen, schwimmenden Augen dicht vor seines. „Aber, rief sie mit leidenschaftlicher Bewegung, daß ihr der Shawl von der Schulter glitt. Was sind solche Rücksichten für Seelen, die in wahrer Liebe für einander glühen.“

Hans ließ es bald warm, bald kalt den Rücken hinab, so sehr ihn die Scene anwiderte, ward es ihm doch, wie jedem unverdorbenen Manne, schwer, das Gefühl eines Mädchens auf dem empfindlichsten Punkte roh zu treffen. Er wand sich mit sanfter, aber entschiedener Bewegung los und sagte: „Da Niemand sonst sich sprechen wollte, habe ich mich an Sw. Gnaden gewandt, um anzuzeigen, daß ich in dieser Stunde für immer dieses Haus verlassen werde. Ich wollte nicht wie ein Dieb forttschleichen, wo ich für so manche Wohlthat herzlich zu danken habe.“ Er drückte leicht hin ihre Hand, und ohne sich umzusehen, rannte er in die Portierstube, und als der Portier nicht hier war, ohne Hut, nur seine Geige mit sich nehmend, zum Hause hinaus. Er wußte selbst nicht, welchen Weg er einschlug, als er aber sich recht besann, stand er auf der Landstraße unter der Terasse mit dem Denkmale der Oberforstmeisterin.

Gewandt erklimmte er die fast senkrechte, aber etwas zerbrockelte Brüstung. Oben saß Luise mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt am Fuße des Denkmals. Er setzte sich neben sie und erzählte, was sich gestern und heut mit ihm

zugetragen hatte, wie er es seit jenem Abende mit allen Vorkommnissen seines Lebens gewohnt war, zu thun. Fest auf ihre Arbeit blickend, hörte sie ihn von Anfang bis Ende, dann sagte sie ruhig, doch mit eigener Wärme des Ausdrucks: „Ja, dann mußt Du fort!“ Er sah sie an, als sie jetzt aufblühte; ihr schönes blaues Auge schwamm in Thränen. Er drückte ihr einen warmen langen Kuß — es war der erste — auf die frisch blühenden Lippen und rief: „Behalt' mich lieb!“

„Behalt' mich lieb!“ sagte Luise und ihre Augen sprachen: In Ewigkeit, Amen!“



Zweites Buch.

Hans Fallinbrei's Lehrzeit (Gespräche über das
Christenthum und dessen Gegner).



Erstes Kapitel.

Gerade als das wenige Geld, das er noch in der Tasche gehabt hatte, aufgezehrt war, kam Hans Ballinbrei eines schönen Abends in eine große Stadt. Obgleich er seit Mittag nichts gegessen hatte, und acht Stunden seitdem müßig fortmarschirt war, so spürte er doch keinen Hunger vor Freude über die langen, von Gaslampen beleuchteten Straßen mit den hohen, lichterstrahlenden Kaufläden und Wirthshäusern zu beiden Seiten. Dazu das Rasseln der glänzenden Kutschen, das Geichrei der Leute, die mit Reun-
gen und Kaviar, Kaskanen und Würsten handelten, und das verworrene Gedudel von zwei Dreihörnern und einer Bande Prager Musikanten, welche dicht neben einander die verschiedenartigsten Stücke spielten. Am meisten fesselte seine Aufmerksamkeit aber ein großes Schild. Mit ellenlangen, transparenten Buchstaben stand auf demselben:

Better Michels Menschen-Fabrik.

Ohne sich lange zu bedenken, ging er hinein. Ein Portier, der eben so stattlich ausah, wie Hansens guter Freund auf Schloß Bollfink, wies ihn in einen prächtigen, runden Saal. Die gewölbte Glaskuppel ruhte auf weißen Säulen, an der Wand zwischen den Säulen ging ein Corridor rings umher, an dessen Brüstung vorn Bilder befestigt waren von alten und jungen Leuten, von Soldaten und Civilisten. Die Köpfe waren

aber merkwürdiger Weise überall ausgeschnitten. Vor jedem Wilde hing ein Spiegel, das Glas dem Wilde zugekehrt; zu beiden Seiten jedes Spiegels waren Lampen angebracht. Nach einigen Minuten trat ein kleiner, bagerer Mann in grüner Tuchjacke und mit einer weißen Nachtmütze auf dem Kopfe herein, machte drei tiefe, tiefe Bücklinge, und sagte mit sehr verbindlicher Miene: „Haben Sie auch Geld, Herr Baron, um einen Rock aus Vetter Michels berühmter Kleiderfabrik sogleich bezahlen zu können?“

„Also hier ist eine Kleider- und keine Menschen-Fabrik!“ rief Hans Hallindrei.

„Beides, wenn Ew. Gnaden erlauben,“ sagte Vetter Michel, denn dieser alte Deutsche war es: Kleider machen Leute, und ich mache Kleider, also! — mache ich die Leute.“

„Das klingt lustig!“ lachte Hans, „Ihr scheint mir ein großer Schalk zu sein, welcher der Menschen Schwächen zu nützen versteht.“

„Bitte sehr um Vergebung, Herr Baron,“ erwiderte Vetter Michel: „ich bin nur ein Schneider, aber ein Schneider auf der Bildungstufe des zwanzigsten Jahrhunderts; denn ich bin meiner Zeit, ja, genau getrocknet, eigentlich mir selber vorausgeeilt! Zu diesem raschen Fortschritte geistiger Entwicklung hat mir mein Geschäft aber auch besonders Gelegenheit gegeben. Thun Ew. Gnaden gefälligst nur einen Blick hier in meine Werkstatt, kann Jemand eine bedeutungsvollere Perspektive in das Innere unserer Zeit eröffnen?“ — Er zog an einer Schnur, ein Vorhang rollte auf und man sah — zwei lange Reihen von Tischen mit eifrig nähernden Schneidergesellen, und am Ende dieser Perspektive einen riesigen Geldsack. Alle nähten in gleichem Tempo nach der Musik eines herrlichen Klavierwerkes, das durch den Druck jenes Geldsackes in Bewegung gesetzt wurde. „Welch ein Paradies,“ rief Vetter Michel, „würde die Erde sein, wenn alle Menschen in meinen harmonisch bereiteten Röcken steckten! — Ueber das Verurtheil, als ob das Auge der Spiegel der Seele wäre, sind wir, Gott sei Dank! ja schon lange hinaus, seitdem man die Menschen von jung an darauf dressirt hat, Miene und Blick möglichst zu verstellen, und was sieht man heut zu Tage sonst von

Einem Menschen so, wie es ist, wenn ein geschickter Schneider seine Kleider gemacht hat? Unsere größten Humanisten erklären ja auch eine Harmonie der Röcke für das Ziel der Menschheitsentwicklung. Glauben Sie mir, die Zeit ist nicht mehr ferne, wo die Könige (dann große Fabrikherren und Eisenbahnunternehmer), wie sie jetzt zu Ritttern schlagen, dann zu „Schneidermeistern“ ernennen werden, und wo man hochgestellte Personen, wie man sie jetzt aus Höflichkeit Herr Baron nennt, dann: Herr Bräumeister! anreden wird.“

„Sie scheinen mir ein kluger, weitausschauender Kopf zu sein, Herr Schneider!“ sagte Hans Hallinbrei mit einem tiefen Wüchling.

„Ja, ich weiß es,“ erwiderte Vetter Michel mit stolzer Sicherheit, „ich habe sehr viel Verstand, denn ich habe sehr viel Geld. Dazu bin ich aber auch nur durch den heldenmässigen Kampf mit den Vorurtheilen meiner Zeit gekommen. Es ist z. B. eines der schändlichsten und schädlichsten Vorurtheile, welches unter Hohen und Niedern mit am weitesten verbreitet, daß man sich besser kleiden müsse, als es Stand und Bildung mit sich bringt, und daß man seinen Schneider nicht zu bezahlen brauche. Es wurde mir sehr leicht, ein großes, wissenschaftliches Werk hierüber zusammen zu stellen, da mir die dienlichen Urkunden (unbezahlte Rechnungen aus dem Nachlaß bankrottirter Schneider) aus allen Theilen der Welt zu Gebote standen. Dieses Urkundenbuch wäre größer, als das berühmte, englische Gedächtnisbuch und das achte Wunder der Welt geworden, eben deshalb habe ich aber keinen Verleger finden können.“

„Statt Wunder und Prophezen,
„Liebt die Welt Plunder und Moneten.“

Es ist vielmehr der praktische Kampf gegen diese Vorurtheile, der mich — beides — gesprochen — groß gemacht, der mir so viel Verstand verschafft hat. Anfangs machte ich allen Tagelöhnen unfein Kleider, bis es unfein wurde, andere Kleider, als aus meiner Offizin zu tragen. Als ich mich so einmal zum Helden der jetzt alles geltenden, öffentlichen Meinung emporgeschwungen hatte, versicherte ich

mich derselben, wie sich alte Gecken der Jungelsgang ihrer Geliebten versichern: ich tyrannisirte das Publikum. Einerseits, je stolzer man sich rühmte über die Zellen der Erstarrung und Versumpfung des Menschengeschlechtes, über das Rokoko-Zeitalter hinaus zu sein, desto mehr suchte ich die Menschen ihren Urgroßvätern wieder ähnlich zu machen. Und Eine Abgeschmacktheit jener Zeit nach der andern: Reifröcke, Schnürbrüste, Perücken und Fracks, wieder erstehen zu lassen. Andererseits erhielt Niemand einen Rock von mir, wenn er nicht, sobald er ihn, dort auf dem Schmel vor dem Geldsack knieend, anprobiert hatte, meine unver- schämt hohe Rechnung sogleich in jenen Geldsack bezahlte. That er es nicht, so ließ ich ihn zwischen den Nadeln meiner Gesellen Spießruthen laufen, und ich war gewiß, daß sie tapfer zustachen, denn in einem von meinen Röcken war stets dieser, oder jener meiner Gesellen auf dem letzten Balle Nebenbuhler des Herrn Baron gewesen. Doch meine Zeit ist kostbar, wenn ich Sie bitten könnte, dort auf dem Korridor ihren Kopf durch die Gesicht-Öffnungen der Bilder zu stecken und sich das passendste auszuwählen, indem sie sich in den, vor den Bildern hängenden Spiegeln betrachten. Sollten Sie aber mit einer für unsere Zeit ebenso unanständigen, als unvortheilhaften Verscheldenheit Ihrem eignen Urtheil nicht unbedingte Autorität zutrauen, so kommen Sie in Begleitung Ihrer reichsten Geliebten und Ihres größten Gläubigers wieder her und lassen Sie die urtheilen, in welchem Rocke Sie jene am längsten lieben und dieser Ihnen am längsten borgen zu können meint."

"Lieber Herr!" sagte Hans, "da irrt Ihr sehr, wenn Ihr glaubt, daß ich bei Euch Kleider kaufen wollte. Ich muß Euch gestehen, daß ich vergessen habe, in welchem Gasthause mein Kutscher eingekehrt ist, und andererseits werdet Ihr wissen, daß bei Leuten meines Standes der Kammerdiener den Geldbeutel führt. — —"

"Kommt, laßt Euch umarmen!" rief Bettler Michel, "ich merke schon, Ihr seid ein Lump und derer ist die Zukunft der Welt. Die Hölenuhr spielt gerade:

Treibt der Champagner u. s. w.

Das bedeutet Helterabend und daß meine Gesellen zu Vier

gehen. Kommt mit mir, eßt mit mir zu Nacht, und dann werdet Ihr bei meinen Gesprächen hinter dem Ofen mit dem Herrn Magister Wanst einen tüchtigen dritten Mann abgeben."

In einer kleinen, freundlichen Hinterstube fanden Vetter Michel und Hans Gallinbrei einen reinlich gedeckten Tisch mit der dampfenden Suppenschüssel; hinter demselben saß der alte Magister Antonius Wanst im Sorgenstuhl, und las in einem großen Buche. „Guten Abend, Herr Vetter," sagte Vetter Michel, „da bringe ich Ihm einen Gast. Hans Gallinbrei nennt er sich, ob er wirklich so heißt, weiß ich nicht, denn er strolcht ohne Geld und Raß, ja selbst ohne Hut im Lande umher. Na, ich brauch's auch nicht zu wissen, sondern will ihn nur satt machen an meinem Tische, weil ich aus Erfahrung weiß, daß der Hunger einen scharfen Zahn hat. Dann mag er gehen, wohin er will, und hat er sich wo was eingebrocht, so wird eine wachsame, hohe Polizei schon sorgen, daß er's auch zu lösen kriegt. —"

„Hör' Er mal, mein Vester," sagte Hans Gallinbrei und faßte den Schneider mit eiserner Faust am Kragen, „ich bin nicht gewohnt, so mit mir reden zu lassen. Meint Er, daß ich für einen Löffel Suppe meinen ehrlichen Namen antasten lasse? Wenn ich auch ein Lump bin, was man jetzt so nennt, d. h. ein Mensch ohne Titel, Amt und Vermögen, so bin ich doch kein Bettler, und kann mir schon Unterhalt schaffen, ohne daß ich ihm ein gutes Wort darum zu geben brauche."

„Glaub' Er nicht, daß ich mich einschüchtern lasse," schrie Vetter Michel und zog so stark an der Klingelschnur, daß sie abriß: „habe meinen Ruth bewiesen in allen fünf Welttheilen, wie's mein Vetter, der Magister, beschrieben hat in vielen Büchern. Kann mir's schon denken, wie Er sich seinen Unterhalt verschafft. Vetter, hab' Er ein wachsames Auge auf die silbernen Löffel! —"

In diesem Augenblick zeigte sich, was der Grund war von Vetter Michels Ruth, denn die Thüre flog auf, und hereinstürmte ein Duzend Gesellen mit Nadel und Scheere, an ihrer Spitze Michels Frau mit einem dunstenden Schweinebraten und Salat.

„Ein Schneider und sieben Scheeren,
Die wiegen Ein Pfund.
Und wenn sie's nicht wiegen,
Da sind sie nicht a'fund.“

hobnte Hans Kallmbrei, öffnete dann gelassen ein Fenster, und hielt Vetter Michel mit dem linken Arm hinaus in die Luft, während er mit der Rechten einen Stuhl über dem Kopfe schwang: „Herr Meister,“ fuhr er fort, „setzt leistet mir feierlich Abbitte, oder ich lasse Euch die zwei Stöck hoch hinunter fliegen, denn zum Rallen seid Ihr zu leicht, und Ihr, Gesellen, murt Euch nicht, oder ich will an Euren Köpfen zeigen, daß ich eben so gut, wie Herr Gutskow, die Strohharmonika zu spielen verstehe.“

„Ruhe!“ sagte der Magister, „ich leide da eben sehr schön aneinandergesetzt, wie nur durch allgemeinen Frieden die Welt gedeihen kann, und Ihr wollt Streit anfangen? Sagt, Hans Kallmbrei, seid Ihr verwandt mit der Marie Zent, geborene Kallmbrei, der Seisensiederwitwe in Dingoskirchen?“

„Das ist ja meine Mut — — Muhme,“ antwortete Hans, und von der schwersten Erinnerung seines Lebens fühlte er auf einmal seinen Muth und seine Kraft gebrochen. Er setzte den Stuhl hin, und Vetter Michel auf denselben, und lehnte sich an die Fensterbrüstung: „Vetter Michel hat Recht,“ murmelte er vor sich hin, „ein Mensch, der nicht weiß, wer sein Vater und seine Mutter ist, das ist ein Lump.“

Aber der alte Magister hatte sich so eifertig, als es seine Jahre nur erlaubten, hinter dem Tische hervorgemacht, umarmte Hans Kallmbrei auf das Zärtlichste und rief: „So seid Ihr ja mein lieber Vetter, denn wir in Dingoskirchen sind alle miteinander verwandt, und der Seisensieder war auch mein Vetter. Kommt, gebt Euch die Hände, Vetter Michel ist denn ja auch Euer Vetter, und Ihr, Leute, geht nur wieder fort. Es war ein Mißverständnis; zur Aete, daß wir den Vetter Hans gefunden haben, wird Frau Michel gern jedem einen Schoppen Bratbirnenmost geben.“

„Vivat! der Herr Vetter Hans Kallmbrei soll leben!“ jubelten die Gesellen, und zogen lärmend ab. Frau Michel ließ sich jetzt mit vielen Antren, als Wäschen, vorstellen,

und nachdem der Magister das Tischgebet gesprochen hatte, setzten sich die vier hin und aßen in größter Einheit zu Nacht. Dann holte Vetter Michel, um die Versöhnung zu kräftigen, eine Flasche Alten aus dem Keller, und Hallinbrei mußte seine Lebensgeschichte erzählen: er verschwieg nichts und erzählte alles der Wahrheit gemäß. Nur Luise's Name wollte nicht über seine Lippen, und da er den Einspruch, den sie auf ihn geübt hatte, in seinem Berichte nicht auslassen konnte, so nannte er sie immer etwas verlegen: jemand im Hause des Herrn Oberforstmeisters.

Als er geendet hatte, stockte sich der Herr Magister eine lange und Vetter Michel eine kurze Pfeife an: Hans Hallinbrei erhielt auch eine lange Ohrenpfeife, und Frau Michel nahm einen Strickstrumpf zur Hand. So setzten sie sich auf die Bank hinter und neben dem Ofen, und der Herr Magister sagte eine lange Zeit gar nichts. Dann bat er den Vetter Michel, er möge ihm den Spuckkasten herstellen, und sprach, zu Hans Hallinbrei gewendet, wie im folgenden Kapitel zu lesen.

Zweites Kapitel.

„Er scheint mir ein braver Bursch zu sein, Vetter Hans,“ sagte der Magister, „und 's thut mir herzlich leid, daß Er nicht weiß, wer sein Vater und seine Mutter ist, und daß ich's auch nicht weiß, und's Ihm deshalb auch nicht sagen kann. Will aber doch schreiben an einige alte Freunde, die ich in Dingofürchen habe, ob man der Sache nicht auf die Spur kommen, und von der Seifensiederswitwe herausbringen kann, wie sich die Sache verhält? Ich, was war die Marie doch für ein liebes, braves Mädel, bis sie sich vom Teufel blenden ließ, und meinte, des Herrn Barons Seele sei eben so rein und hell, wie die ergoldeten Messingknöpfe an seinem grünen Jagtrocke! —“

Sie gedachten es böß mit Dir zu machen, aber der Herr hat es gut mit Dir gemacht. Die Sonne, welche sonst allein ein armes, unruhvolles Menschenleben erleuchten kann, daß man den langen oder kurzen Weg zur Himmels Thür nicht verfehlt, das ist die Erinnerung an eine rein und fröhlich verlebte Jugend und an die lauterste, irdische Liebe, an die Liebe ächter Eltern, so allein unter allen nur geben, nichts dafür nehmen will, die darin allein ihre Seligkeit findet, und doch nicht äffisch liebt, bis der Liebling zu Tode gefüttert ist. Diese Erinnerung fehlt Ihm leider, Better Hans, aber der Herr hat anderweitig für Ihn gesorgt. Er ist wie ein Stück Vieh aufgewachsen, so lange es noch nichts schadete, ein Vieh zu sein, und als es sich entscheiden sollte, ob Er nun auch im Leben ein Mensch unter Menschen werden könne, oder nicht, da hat Ihm der liebe Gott rechts und links offen die Gefahr gezeigt, und über seinem Haupte den Stern, der die Hirten nach der Wiege des Herrn führte. Der Jemand im Hause des Herrn Obersforstmeisters muß ein herrliches Mädchen sein, und nur ein Mensch, in dem die ächte Elternliebe fortlebt, oder ein Vieh, wie Er, Better Hans, hat mit einem solchen Mädchen in ein solches Verhältnis kommen können. Eine solche Liebe im Augenblick, wo es sich entscheidet, ob man für's ganze Leben ein halber oder ein ganzer Mensch werden soll, das ist eine nicht minder große Gnade des Himmels, als gute Eltern zu haben. Wie's auch kommen mag, Better Hans, bleib' er dem Jemand sein Lebenlang treu in Gedanken, Worten und Werken und mit dem festen Glauben an diese Liebe stürze Er sich hinein in's Leben, wo's am buntesten d'runter und d'rüber geht, da wird Er ein ganzer Kerl, d. h. es wird nach allen seinen Fähigkeiten und Gaben, mit denen er geboren ist, schon hier auf Erden aus Ihm werden, was aus Ihm werden kann und soll."

"Mit Vergunst, Herr Better," sagte Better Michel, "ich meine, man brächte doch keine Sach' recht zu Stande, wenn man sie sich nicht von Anfang an möglichst schwer dächte, aber nur, um desto weniger den Muth sinken zu lassen, und um desto mehr alle seine Kraft zusammen zu nehmen, je schwerer man sich die Sache denkt. Der, oder

die Jemand nimmt's nun aber doch, wie mir's scheint, zu leicht mit der Religion. Bei so 'nem vornehmen Fräulein geht das auch am Ende noch an, denn was hat die groß für Gelegenheit zur Schlechtigkeit, wo ihre Leidenschaften aufgeregt würden! Wie wird die von jung an von hundert Händen bewahrt, daß kein unreiner Eindruck des Lebens in ihre Seele kommt! So Eine kennt nicht die Desperation wegen der Sorge um's liebe Brod. Die meisten Menschen, welche schlecht werden, werden's aus Gewohnheit nach und nach vom kleinen zu immer größerem, wie sie's an Anderen sehen, und dann selbst versuchen. Oft scheint's dann entschuldigt, weil ein Mensch meint, sonst nicht das liebe Leben behalten zu können, oder um dem bedrückenden Drucke der Sorgen mit Einem Sprunge zu entgehen, und weil die Sorgen der Seele Kraft allmählig abtumpfen und weil, wenn's äußerlich unsauber zugeht ringsumher, dem Menschen innerlich auch nach und nach das Gemeine immer weniger fremd scheint. Wir beten nicht umsonst: Und führe uns nicht in Versuchung. Und wie erntet außerdem solch ein Mädchen sich selbst beherrschen, und stets auf sich achten bis in's Kleinste, wegen der tausend Rücksichten, welche sie von jung an gewöhnt wird im geselligen Leben zu nehmen! Erinnert Ihr Euch wohl noch des kleinen, struppigen Kerls, unseres Nachbarn, des Schusters in Dingelkirchen, dem's mit dem Geschäft nicht fort wollte, weil er ein böses und ludderiges Weib hatte? Der den ganzen Tag in der Bibel las, und der, wenn das Weib betrunken war und schimpfte und die Kinder nach Brod schriegen, ein Lied aus dem Gesangbuch anstimmte? Wenn Ihr ihm sagtet, er sollte arbeiten, so rief er: für den frommen sorgt der Herr, der die Lilien kleidet, und den Vogel nicht vom Dache fallen läßt. Uebrigens sei's nicht nöthig, denn die Erde wäre einmal ein Jammerthal, und man müsse sich freuen, je schlimmer es Einem hier ginge, denn wenn man nur nicht den Glauben verliere, so würde's Einem darum desto besser jenseits ergehen. Die Menschheit sei jetzt schon so verderbt, daß die Welt bald zu Grunde gehen müßte, und der jüngste Tag kommen. Und dann wieder der verlumpfte Kesselflicker, welcher auch stets Bibelprüche im Munde führte, und doch die schlechtesten

Streiche machte. Verdammt seien wir doch einmal, sagte er, wegen des Sündenfalls. — Die kannten alle Beide Christi Leben bis in's Kleinste, und waren doch alle Beide schlechte Kerle, der Eine aus Dummheit und der Andere aus Bosheit. — Ich meine nun, wenn eines Mannes ganze Religion im Bibellefen besteht, wie das Fräulein will, so kann er leicht so Einer, wie der Schuster, oder der Kesselflicker, werden."

"Vetter," sagte der Magister, "wenn Er mir seine Nadel, Scheere und Bügelleisen schenkt, und ich brauch' die Nadel zum Pfeifen ausputzen und die Scheer zum Haarschneiden, so bin ich darum noch kein Schneider, wie Er. So macht Ihn auch das Bibellefen noch nicht selig, und macht's Ihn nicht selig, wenn ich Ihm die schönsten Vorschriften über das Bibellefen gebe, und Er befolgt sie nicht; so wenig als ich ein Schneider bin, wenn ich mir auch zu seinen Nadeln und Scheeren bei Herrn Basse in Duedlinburg den „Schneider, wie er sein soll," kaufte. Nach den guten Vorschriften, mit den rechten Mitteln muß die Sache lange und ohne Ermüden im Kleinen geübt werden. Er, Vetter, hat richtig vom Einsichleichen des Bösen durch Gewohnheit geredet. Mancher erschrickt am Hochzeitstage vor der Häßlichkeit seines Weibes, und wenn sie zehn Jahre verheirathet sind, weiß er nichts mehr davon. So giebt's aber auch eine hülfreiche Gewohnheit des Guten und Schönen, und wer auf einmal mit beiden Beinen in den Himmel springen will, der fällt durch, und fährt zur Hölle. Ein Mensch muß schon ziemlich gut sein, um die Bibel zu verstehen, und je besser er wird, je mehr versteht er sie zu seiner ferneren Besserung. Deshalb ist es eine große Sünde, wenn Eltern ihre Kinder nicht von jung an, wenn sie noch ein sind, mit dem Leben und Leiden des Herrn bekannt machen, aber auch nicht unterlassen, sie von jung an im Großen, wie im Kleinen, zu üben in dem Kampfe mit den Bösen (wie der Herr mit ihm selbst gekämpft hat), und zu üben in unschuldiger, rechter Befriedigung unserer Begier, (wie der Herr auch fröhlich war mit den Fröhlichen), bis sie endlich aus langer Übung es aus sich selbst können, wie man die Kinder das Gehen ja auch erst lehren muß. Dergleichen hat Er ganz Recht, wenn

meint, das Leben gäbe dem Einen mehr, dem Andern
 aber Gelegenheit, zu beten: Und führe uns nicht in Ver-
 suchung! und Er hat Recht mit dem, was Er sagte vom
 Schmutz des Lebens, wie der auch inwendig unsauber
 werde. Da ist aber auch gut vorgefagt, daß solche Un-
 sauberheit in Noth und Angst stürzt, und Noth lehrt beten.
 Er muß man sich hüten vor der traurigen, unfruchtbaren,
 qualvollen Reue, die des Menschen Kraft aufzehrt und
 so lange vorhält, bis sich wieder eine Gelegenheit
 derselben Sünde darbietet. Glaube Keiner, daß er be-
 reue, bis er die Gelegenheit der zu bereuenden Sünde ein-
 mal mehrmals glücklich überwunden hat! Darüber braucht
 aber Niemand zu grämen, daß er denkt, ihm sei das
 Leben schwerer gemacht, als einem Andern. Jeder soll
 nach seinem Maße gemessen werden, und dann ist es
 nicht bloß gleich schlecht und schadet gleich sehr der Seelen
 Ruhe und Seligkeit, ob ein Raubmörder Jemand auf der
 Straße umbringt, oder ob z. B. eine Frau ihren Mann
 den Kirchhof schafft, sei's durch böses, zänkisches Wesen,
 oder durch Vernachlässigung von Hauswesen und Kindern,
 oder auch durch eine mit der größten Sanftmuthigkeit ge-
 führte Untreue. Es kann vielmehr eben so schlecht sein,
 wenn ein junger, noch wenig mit dem Leben verkehrender
 Mensch durch äußerlich unbedeutende Gedanken, Worte und
 Werke seiner Seele Unschuld und Reinheit hinmordet, daß
 wenn eine Kraft zum Guten mehr hat, wenn's einmal im
 Leben gikt, als wenn ein Mensch etwas thut, wodurch
 ganze Nationen in's Unglück gestürzt werden. Beim
 Selbstbesserungswerke, wie beim einstigen Spruch des ewi-
 gen Richters kommt nur der innere Kampf in Betracht,
 wo dort werden keine Zeugen für und wider den Men-
 schen vorgeladen, als er selbst und seine eigenen Thaten.
 Es ist doch der Mensch eigentlich keinen anderen Feind auf
 der Welt, als sich selbst, und der wird selig, dessen kleinste
 Gedanken, Worte und Werke aussprechen: Ich bin aller
 Menschen Freund und nur mein eigener Feind.
 Wenn ist der Mensch aber auf die rechte Art und Weise
 Menschen Freund, wenn Er sich nicht scheut, dem
 schlechten in's Gesicht zu sagen: Du bist eine Kanaille!
 und den schlechten Werken entgegen zu treten mit aller

Kraft, und hierbei wird er in allen Lagen des Lebens nur dann die rechte Einsicht haben in das, was gut und schlecht ist, und hinreichend Muth und Kraft, sie siegreich zu bekämpfen zu seinem und seiner Mitmenschen Frieden und Seligkeit, wenn er auf die rechte Weise sein eigener Feind ist."

"Das ist aber sein Feind in ihm, daß er in Leidenschaft sich den zerstörenden Mächten außer ihm zum Knecht giebt und thöricht begehrt, was anfangs wohlgefällt, aber zuletzt an Leib und Seele schadet. Diese Leidenschaft, dieses Begehren, diesen Feind soll er aber nicht meinen, todtschlagen zu können. Vor dem Gesänge der Konventikel und dem gedankenlosen Herplappern frommer Redensarten und selbst der Bibelsprüche schlummert der Feind zwar eine Weile ein, aber die Kraft in uns, die den Feind zähmen soll, die schläft auch ein, und wenn dann die Gelegenheit kommt zum Bösen, so ist der vermeintlich todtschlagene böse Feind stets eher wach, als die Kraft zum Guten. Deshalb tapfer hinein in's Leben, und übt die Kraft zum Guten! Gelegenheit giebt es an Euch und Anderen stets die Hülle und Fülle, und wenn dann auch dem bösen Feinde in Euch Gelegenheit gegeben wird, sich Euch in den Rücken zu setzen, so schadet das nicht, sondern ist nützlich! — Wie wollt Ihr ihn bezwingen, wenn Ihr ihm ausweicht? Wie wollt Ihr, wenn sich die Gelegenheit zum Kampfe bietet, gerüstet sein, wenn Ihr nicht kennt seine Rücken und Tücken; versteht mich! ich meine Eure Rücken und Tücken. Seine schlechte Gesellschaft wird Euch, statt zu schaden, nur nützen, wenn Ihr sorgt, daß Euer Feind, d. h. Euer eigenes Wild nach allen seinen schlimmen Leidenschaften und Begierden, wie sie sich schon bethätigt, und viel Schönes und Gutes in und um Euch zerstört haben, oder wie sie nur der Gelegenheit warten, um hervorzubrechen (und die letzteren könnt Ihr erkennen, wenn Ihr mit wahrer Menschenliebe die schlechten Streiche Anderer betrachtet, und an Eurer Brust schlägt und ruft: Wahrlich, wenn ich mit des Herrn Hülfe nicht gerade dann zum Kampfe gerüstet wäre, so hätte ich den schlechten Streich unter denselben Umständen auch begehen können.); es schadet nichts, sage ich, wenn dieser böse Feind bei Tage und bei Nacht stets links

neben Euch wandelt, wenn nur rechts neben Euch hergeht das Bild Eures guten Theiles. Das gute Bild würde jetzt freilich oft farbloser, machtloser sein, als das böse, aber das ist ja eben die Gnade des lieben Gottes gewesen, daß er Mensch geworden ist, und in seinem Leben gezeigt hat, wie alle Menschen aller Zeiten leben sollen und können. Deshalb muß Christi Bild, als Euer guter Theil, an Eurer rechten Seite wandeln, damit Ihr Euch nicht fürchtet vor dem Teufel links, und wenn Ihr den Unterschied klar seht, dem Teufel sag'n könnt gerade heraus, was er ist, und ihn zum Sklaven machen, daß er, der Starke, wie es sein soll, auch zum Guten diene. Dann wird aus der tollen Leidenschaft aufopfernde Begeisterung für alles Edle und Große und Schöne, und aus der schlaffen Begier nach übertriebenem Genuß des Augenblicks jene stille, aber nie ermüdende Regsamkeit bei der Arbeit, deren Mangel die Meisten allein in's Unglück bringt. Nichts ist gut, was nicht thatkräftige Ueberwindung des Bösen ist, und nur durch solches Guthun werdet Ihr von Innen heraus gut, daß Ihr Christum auch immer genauer erkennt und Ihm ähnlicher werdet. Denn nur mit starken Augen kann man in die Sonne sehen."

Drittes Kapitel.

Also sprach der Herr Magister Antonius, und eine Weile waren alle stille. Endlich bemerkte aber Hans Falmbrei: „Das ist alles recht schön gesagt, aber, so gut, wie der liebe Gott selbst, kann ich doch nie werden!"

„Haltet einen Augenblick inne," unterbrach sie Vetter Michel, „da kommt mein Nachbar, der will mir seinen Jungen in die Lehre geben. Grüß' Gott, Meister!" sagte er dann, schüttelte dem Nachbar die Hand und beredete alles mit demselben, verhehlte ihm aber auch nicht, daß sein Junge

wenig Anstelligkeit habe und wohl nie was Rechtes leisten werde.

„Weiß ichen,“ seufzte der Nachbar, „aber wenn er auch kein Hof- und Stadt-Schneider wird, wie Ihr, so hoffe ich doch, daß er bei Euch so viel lernen soll, um sich als Dorfschneider ehrlich durchzubringen.“

Darauf zeigte Vetter Michel dem Duben ein von ihm selbst gut gemachtes Wams und wie man mit Nadel und Scheere, Maas und Bügelleisen umgehen müßte, gab ihm dann ein altes, schlechtes Stück Tuch und ließ ihn's versuchen. —

„Die kamen eben recht,“ sagte der Magister, als sie fort waren: „Was würdet Ihr gesagt haben, Vetter Hans, wenn der Junge angerufen hätte: Der Vater sagt ja, ich würde nie so geschickt, wie Ihr, und jetzt verstehe ich noch gar nichts vom Handwerk, wie soll ich Euch denn ein Wams machen!“

„Schon recht!“ antwortete Hans: „Lehrweis ist kein Meisterstück. Aber im lieben Gott ist gar nichts Böses, wie kann er mir denn Vorbild für den Kampf mit dem Bösen sein, da Er nur will und stets schon gesiegt hat!“

„Deshalb ist Gott ja eben Mensch geworden,“ sagte der Magister, „und hat, wie ein Mensch, den Kampf mit menschlicher Sünde und menschlicher Noth bestanden, nur daß Er in dem Kampfe, auch als Mensch, stets siegte, wir aber leider nur zu oft unterliegen. Seht, Vetter, solchem Gerede, wie Ihr da eben hattet, dem liegt, ohne daß die Leute sich's klar machen können und wollen, der schaaale Gedanke zu Grunde: „Ja, der liebe Gott hat es leicht, weil der nach seiner Natur gut sein muß, wir haben aber das starke Begehren zum Bösen. — Ich habe Ihm aber schon einmal gesagt: Es giebt kein anderes Gutssein, als in thatkräftiger Ueberwindung des Bösen, und Gott hat, als er Mensch war und unter uns lebte, eben so gut das Begehren zum Bösen gehabt, wie wir, und sogar so viel, wie alle Menschen zusammen, sonst wäre sein Sieg zum Guten nicht der allervollkommenste und sein Leben auf Erden nicht ein Vorbild für alle Menschen aller Zeiten. Gott ist im Himmel deshalb nur der gute Gott, weil Er die Welt so eingerichtet hat, daß sie voll des Bösen ist und

er weil Er überall, wo ernstlicher Wille ist, dieses Böse überwinden, hilft, daß der Sieg gelinge und so durch das Gute geboren werde. Warum Gott die Welt nicht gleich gut geschaffen hat, sondern so, daß alles Gute, alles lebendig Wirkende in ihr in der Ueberwindung des Bösen besteht? das hieße fragen: Warum hat Gott überhaupt nicht unterlassen, die Welt zu schaffen? oder: Warum hat Er sie nicht überhaupt ganz anders geschaffen? Sie einmal so und solche Fragen zeugen nicht von Klugheit, sondern von Dummheit und kommen aus einem schlechten, verirrten Herzen. Kann ein Mensch sich denken, wie es wäre, wenn durchaus alles ganz anders wäre! — Wie kann er denn fragen, ob es nicht besser wäre, wenn es anders wäre?! Wir sollten vielmehr alle Tage Gott danken, daß es so ist, wie es ist. Ist denn die Ueberwindung des Bösen, ist die thatkräftige Verwirklichung des Guten, wenn's ernstlich damit gemeint ist, etwas Beinlegendes und Schmerzliches? Ist dieser Kampf und Sieg nicht vielmehr die unfäglichste Freude! Wenn wir's ganz gut haben können, so bald wir nur wollen und nicht aus Schläffheit über 100 Thlr. nach und nach ohne Mühe, als mit einmal eine Million durch eine rechtchaffene, nachhaltige Kraftanstrengung gewinnen wollen (und gerade so ist's mit den Tugenden, übertrieben sinnlichen und großen, geistigen Kreuzzügen), wenn wir's ganz gut haben können in der Welt, wie sie ist, was geht's uns an, wie's auf andere Weise auch ganz gut sein könnte; denn mehr, als das, kann's nicht sein. Wer sich solche Fragen stellt, der kommt mir vor, wie Jemand, dem, als er recht hungerte, ein köstliches Gastmahl vorgesetzt wurde und der, statt zu essen, mit belaudem Magen darüber nachdachte, was man ihm sonst wohl für Gerichte hätte bereiten können? Die Leute wollen nur nicht mit ruhigem Blick sehen, was rings umher gut und schön ist, weil sie den nur durch eigene Schläffheit herbeigeführten Unfrieden ihrer Seele, statt ihn durch entschiedenes Wollen und Handeln zu beseitigen, für: Ausfluss der Mangelhaftigkeit der Welt und der Schlechtigkeit ihrer Mitmenschen entspringen, ausgeben. Hat denn Gott nicht eben so gut, wie er das Böse schuf, auch noch viel stärkere Gute in uns geschaffen und uns end-

Nur klar belehrt (wenn wir nur hören und lernen wollen), was böse ist und uns durch Sein Beispiel gezeigt, wie man durch Ueberwindung des Bösen gut ist? Es ist nur die Faulheit, welche den, mit Seiner Hülfe so leicht zu hebenden größten Schatz, den Frieden der Seele, nicht haben will und den höchsten Genuß, die Freude, gut zu handeln, mit beiden Händen von sich stößt: diese Faulheit ist es allein, die sich solche Gedanken ausheckt, um sich zu entschuldigen. Auch solche Gedanken sind schon böse, aber auch sie sind von Gott in die Welt geschickt, damit wir, sie überwindend, zum wahren, einsichtsvollen Glauben kommen. Allein wollet sie nicht durch Grübeleien überwinden, indem Euer Leben dem Teufel gewidmet ist, der, ein Vater des Bösen, auch diese Gedanken zuerst erfunden hat. Sondern probirt es, wollet nur nach dem Vorbilde Christi leben und ihr werdet dann erfahren, daß ihr, nach Seinem Vorbilde lebend, besser, d. h. gottähnlicher werdet, daß Er das Gute im Menschen selbst, der menschgewordene Gott, der gottgewordene Mensch war, erfahret dann in Euch die Freude und den Frieden eines thatkräftig gottgefälligen Lebens, und Ihr habt den thatsächlichen Beweis, daß die Welt gut ist, wie Gott sie geschaffen hat und daß Christus, der menschgewordene Gott, das einzig wahre Vorbild menschlichen Lebens und Strebens ist. Nur der Anfang ist schwer, aber auch nur so lange, bis Ihr, aufrichtig gegen Euch selbst, Euch klar gemacht habt, ob die guten, oder die bösen Lüste es sind, die solchen Zweifeln in Euch das Wort reden."

"Aber Herr Vetter," sagte Vetter Michel, "Ihr habt vorhin auf die faulen Kopfhänger gescholten, daß sie von nichts, als Liebe, reden und doch so lieblos ihre Mitmenschen verdammen, wenn jene nicht gerade so denken, wie sie selbst. Jetzt macht Ihr's doch auch nicht viel besser! Irren ist einmal menschlich. Ich habe auf meinen Reisen Leute gefunden, die sagten, der Herr Christus hätte nie gelebt, und andere sagten: Er hätte zwar gelebt, aber Er wäre nicht Gott, sondern nur ein sehr braver und kluger Mann gewesen. Gott, das vollkommene Wesen, das die ganze Welt geschaffen hat, könne nie Mensch, das schwächliche, unvollkommene Wesen, werden. Und — Er mag mir's

glauben, oder nicht, Better, das waren meistens brave, fleißige Leute, die so sprachen."

"Ja," meinte Hans Kallinbrei, „der Herr Oberforstmeister ist auch ein braver Mann und der hat auch so gesprochen."

„Gerne sei von mir," antwortete der Magister, „daß ich sagen sollte, solche Ansichten stammten und zeugten bei jedem einzelnen Menschen von einem schlechten Herzen. Die Kost, bei der ein Bauernsohn groß und stark wird, würde einen Grafensohn, dem man mit Lederbissen den Magen schwach gemacht hat, todtkrank werden lassen. So ist die Lebensgeschichte Christi und die Aufzeichnung seiner Lehren auch zwar in aller Leute Hand, aber es gehört ein gesunder, regsammer Verstand und ein warmes Gemüth dazu, um sie recht zu verstehen, und es ist hier oft so wenig dessen Schuld, der das nicht kann, als der Grafensohn an seinem schwachen Magen Schuld ist. Darum ist die Sache doch an sich schlimm und schadet hier der Lebensfreudigkeit und drüben der Seligkeit, wie auch der Grafensohn nicht so frisch und lange lebt, wie der Bauer. Und wenn wir die Leute darum auch nicht schelten und verdammen wollen, so ist es doch die Pflicht eines Jeden, der's im Leben erfahren hat, daß seine Ueberzeugung die bessere ist, daß er die schlechte Sache schilt und verdammt, und auf ihren unwahren Ursprung und ihr krankhaftes, unfreudiges, unseliges Ende Alle, die ihn nur anhören wollen, hinweist."

Ist doch, wie ich schon vorher gesagt habe, auch dieser Meinungs-Teufel, wie alles Böse, von Gott selbst in die Welt geschickt. Aber nicht, damit wir mit Zetergeschrei vor ihm davon laufen sollten, sondern damit wir ihm tapfer zu Leibe gehen und ihm in's Gesicht sagen, wer er ist, dann muß auch er, als ein starker Knecht, dem Guten dienen. Der wahre Glaube besteht nicht darin, daß man das Leben, sein Wirken und seine Freuden von sich stößt und mit überschwenglicher Herzbeklemmung in dem hochmüthigen Gedanken schwelgt: Du thust allein nichts Schlimmes! Dann wäre ein Murmelthier frommer, als der frommste Mensch, weil es nicht nur Nachts, sondern auch den ganzen Winter hindurch schläft, und im Schlafe sündigt Niemand. Glauben besteht aber auch nicht in irgend welchem

Meinen, Deuteln und Grübeln über die Religion, wie man wohl im gemeinen Leben sagt: „Ich glaube dies und das“ und damit sagen will: „Ich bin jetzt der Meinung; es kann aber meine Ansicht auch falsch sein.“ Selbst die wahrste und wichtigste Ansicht von Gott und Religion ist noch kein Glaube, wenn diese Meinung nicht in Fleisch und Blut übergegangen ist und zunächst als eine Gewohnheit, wie man sich bei jeder kleinsten Handlung und Gedanken im Leben benimmt, den ganzen Menschen durchdringt. Es muß aber diese Gewohnheit, wenn sie im Menschen selbst in allen Wechselfällen des Lebens unerschütterlich fest stehen und nach allen Seiten, schaffend, in's Leben eingreifen soll, eine einsichtsvolle, über sich selbst klare sein. Wie ja auch ein guter Handwerker und Künstler, wenn er schon mit leichter Hand und ohne vieles Nachsinnen stets von Neuem die herrlichsten Werke hervorzubringen vermag, doch über sein Wirken Rechenschaft geben und deshalb auch Andere in demselben unterrichten kann. Darin liegt eben der Unterschied des wahren Glaubens, sowohl von der Kopfhängerei, welche auch eine Gewohnheit des Lebens, aber eine einrichtungslose, über sich unklare ist und deshalb nichts im Leben wirkt, als auch von der religiösen Ueberflugsheit, der die Gewohnheit fehlt und welche, wenn sie auch im Leben wirkt, doch nur Zerstörendes und Verwirrendes wirkt, und wie man's ja bei der ersten praktischen Probe leicht sieht, Austerweicheit ist; aber wenn man's so erfährt, so will man's sich und anderen nicht gestehen und selbst dann nicht im Stillen dem Mangel bis zum Grunde nachforschen. Im rechtschaffenen Kampfe, wo man nicht die Person, sondern nur die Sache im Auge hat, und deshalb nicht schlechte Absichten sucht, wo nur Irrthum ist — denn diese schlimme Sache ist, wie ich nicht oft genug erinnern kann, gleich dem Guten auch von Gott —; eben in und durch den Kampf mit dieser Austerweicheit muß die gute Gewohnheit eine einsichtsvolle werden, damit sie das ganze Leben durchdringen kann und so endlich ein Leben kommt in Staat und Kirche, auf dem Markte und zu Hause, das, als vom christlichen Geiste ganz durchdrungen, überall das wahre Christenthum predigt und die Ausübung desselben zu einem leichten und fröhlichen Geschäft macht.

Deshalb müssen aber auch alle Stände, jeder in seiner Art, an diesem Kampfe Theil nehmen, denn bis in alle Stände haben sich diese Irrthümer verbreitet, wenn schon mancher sich für wunder, wie klug, hält, weil er nicht weiß, wo und wie sich diese Aferweisheit bei ihm eingeschlichen hat. Wer aber die Irrthümer hat verstehen können, der kann noch viel leichter das Wahre einsehen, und was ein gesunder, regsammer Menschenverstand an der Sache überhaupt nicht begreifen kann, das geht am ersten, als todte Masse, zu Grunde, wenn das Ganze nicht nur in den Schreibstuben der Gelehrten, sondern vom ganzen Volke besprochen wird.“

Der Herr Antonius stopfte sich hier bedächtig eine frische Pfeife, denn dem alten Manne wurde nach gerade das Reden etwas schwer, und nachdem er sich ausgeruht hatte, fuhr er bedächtig folgendermaßen fort:

Viertes Kapitel.

„Seht,“ sprach er, „mein Vater selig, wenn der mich beten lehrte, da sagte er zu mir: Wie ich Dein Vater bin, weil Du von mir herkommst, und weil ich Dir helfe und beistehe nach besten Kräften in allem Guten, so lebt auch im Himmel ein Vater aller Menschen. Denn Er hat die ersten Menschen geschaffen, und nun indem sein lebenskräftig schöpferischer Segen hinzukommt, ist auch jetzt noch die Geburt irgend eines Menschen möglich. Der liebe Gott, unser aller Vater, hat nun zwar auch die ganze, unermesslich große Welt geschaffen; wie er das aber vollbracht hat und wie er sie jetzt noch regiert und erhält, das können wir nicht wissen, und brauchen wir nicht zu wissen. Erkennen wir doch mit unseren Sinnen nur einen kleinen Theil der Welt, und sollen wir die Dinge in diesem Theile der Welt nach Seinem Willen nur zu unserem Nutzen und unserer Freude brauchen. Es fordert aber Niemand von uns,

weder die ganze Welt, noch etwas in ihr aus dem Nichts zu schaffen, sondern wenn wir den Verstand, wie ihn uns Gott gegeben hat, fleißig brauchen, so sind der Dinge, wie sie einmal da sind, mehr, als genug, um uns das ganze Leben hindurch allen Nutzen und alle Freude zu machen, die uns wahrhaft dienlich und förderlich sind, damit wir innerlich allmählig zu einer Vollkommenheit heranreifen, daß uns Gott in einen noch schöneren und besseren Theil der Welt durch den Tod versetzen kann. Ich helfe Dir, sagte mein Vater, in allem Guten so weit meine Kräfte reichen, aber ich lese Dir nicht nur aus der Bibel vor, sondern ich lehre Dich lesen, damit Du einst selbst darin nachlesen kannst, was Dir den Augenblick nöthig scheint, zu wissen, und ich gebe Dir nicht bloß zu essen und zu trinken, sondern ich lehre Dich Mancherlei, mit dem Du einst Deinen Mitmenschen nützlich werden und zugleich Dir selbst, was Du nöthig hast, verschaffen kannst, wenn ich einmal todt sein werde. So giebt uns der liebe Gott auch nicht gleich alles Gute, sondern er lehrt und leitet uns, wie wir es selbst beschaffen können. Und es ist eine große Güte von ihm, daß er uns nicht nur so uns selbst überläßt, sondern auch den Trieb in uns gelegt hat, uns durch Mißbrauch seiner Gaben selbst schaden zu wollen, denn nur, indem wir diesen Mißbrauch überwinden, verhilft uns der rechte Gebrauch zu jener inneren Vollkommenheit, daß uns Gott in ein noch schöneres Leben versetzen kann. Diese höhere Vollkommenheit besteht nur darin, daß wir Gott ähnlicher werden, Gottes Wesen ist aber, daß er alles aus sich selbst und in sich selbst schafft, und wir sind beim Tode deshalb vollkommener und Gott ähnlicher, weil wir, durch den Kampf und Sieg des Lebens, dahin gelangt sind, daß wir immer größere Macht erlangt haben, selbst innerlich zum Guten zu bestimmen, und je öfter wir uns zum Guten bestimmen, je größere Kraft erlangen wir, daß wir's auch künftig und in immer schwierigeren Fällen können. Wenn auch nicht Dinge außer uns, so können wir doch durch solches Thun in und an uns selbst wirklich immer mehr Kraft des Geistes, lebendige Seiten unserer Persönlichkeit schaffen, gerade wie Gott einst uns und alles geschaffen, nicht durch Umformung gemacht hat, etwa

gleich dem Tischler, der aus dem Holze Tische und Stühle macht. Je mehr wir uns so selbst schaffen, das will sagen, je mehr wir in unseren Entschlüssen nur von uns selbst, Gottes Vorbild vor Augen, abhängen, desto weniger werden wir durch Gelegenheit und Veranlassung von Außen in unseren Handlungen bestimmt sein, und desto mehr werden wir dennoch die Dinge außer uns zu unserem Nutzen brauchen können. Denn mit solchem Selbstschaffen und Erhalten wächst die Kraft nach allen Seiten. Denn es kommt allmählig die Gewohnheit des Guten und es ist diese wahre Gewohnheit des Guten ein rechtes Wachsthum und Erstarken unserer Seele, sobald wir uns sagen müssen: Diese Gewohnheit ist im schweren Kampfe mit dem Bösen von uns selbst errungen und nicht etwa dadurch gekommen, weil uns die Gelegenheit zum Bösen fehlte, oder weil ein Anderer uns zwang, Gutes zu thun. Solch letzteres Gutsein ist auch eigentlich nur etwas, das dem Mitmenschen zwar nicht schadet, uns aber hilft es nicht, sondern uns schadet es vielmehr, denn die Gelegenheit zum Bösen findet sich doch schon, so hat es Gott einmal angeordnet, und wenn eine Kraft nicht geübt wird, so bleibt sie nicht, wie sie ist, sondern sie wird, indem wir sie nicht gebrauchen, schwächer und schwächer, und wenn wir selbst und Andere auch alle Thüren und Fenster des Hauses verschließen, so steigt sie, als böses Gelüste, aus unserem Innern empor und es ist ein böses Gelüste darum nicht minder böse, ob wir es nun befriedigen können, oder nicht. Sondern, schon als böses Gelüste, müssen wir's bekämpfen lernen, wenn's was werden soll. Ein Sieg über ein böses Gelüste fördert eben so viel, als der Sieg über ein böses Thun. Das stärkt dann wunderbar im Gutsein, d. i. darin, sich selbst innerlich zu lenken, denn wenn wir Böses aus freiem Willen zu thun meinen, so ist das eine Täuschung. Wir lassen uns dann in Wahrheit vielmehr von Mächten locken und verleiten, von denen wir gar nicht wissen, was sie sind und was sie wollen? Wie könnte solch böses Thun auch sonst so sehr unsere Willenskraft immer mehr schwächen, wie's Jeder an sich erfahren kann, wenn nicht das, von dem wir uns beim (scheinbar freien) bösen Entschlusse bestimmen lassen, etwas Anderes wäre,

als wir selbst, dem nur von Gott erlaubt ist, in uns bei unseren Entschlüssen mit drein reden zu dürfen. Und äußerlich sieht man ja auch, daß man bei bösem Wollen nicht erreicht, was man will, man muß sich nur offen sagen, warum man eigentlich so handelt? Wenn Jemand stiehlt, so thut er es zwar zunächst, um Geld und Gut zu gewinnen, er will aber doch nur deshalb Geld und Gut haben, um recht fröhlich und zufrieden leben zu können. Und wenn's dann auch nicht herauskommt und nicht bestraft wird, ja, wenn's Einer auch noch so fein anspinnt, daß er selbst nicht einmal die Angst hat, es könne an's Licht der Sonne kommen und bestraft werden, so läßt ihn sein Gewissen doch nicht fröhlich und zufrieden sein bei all seinem unrechtlich erworbenen Geld und Gut. Denn das böse Gewissen ist eben die Gewißheit, daß jenes uns fremdartige, feindliche Wesen in uns durch unsere Schuld Macht erlangt, uns im innersten Wesen mehr, als zuvor, mit seinen Armen zu umspannen und niederzudrücken, so daß unser Geist sich nicht regen kann, wie er wollte und sollte. —

Wenn es uns nun, wie gesagt, gar nichts nützen könnte, zu wissen, wie Gott die ganze Welt schafft und erhält, so hat er doch dafür gesorgt, daß wir in dem Kampfe des Guten und Bösen, den er in uns gelegt, eine große Hülfe zum Siege haben, wenn wir diese Hülfe uns nur zu Nutze machen wollen. Aber auch dieses mußte von uns abhängen, denn wie hätte sonst der rechte Gebrauch dieser Hülfe dazu führen können, daß wir immer besser, Gottähnlich werden, d. h. daß wir immer mehr uns selbst lenken und so die Kräfte, die im Keime seit unserer Erschaffung in uns liegen, durch uns selbst zu einem herrlichen Baume emporenwachsen lassen könnten. Nur aber, wenn wir selbst diesen köstlichen, starken, allen Stürmen des Lebens trogenden Baum haben emporenwachsen lassen, nur dann ist dieser Baum wir selbst. Die Hülfe besteht darin, daß sich Gott, wenn auch, als Weltkörper, ewig dem Menschen unbegreiflich, doch, als unser Schöpfer und Erhalter, sich uns erkennbar gemacht hat auf eine Weise, daß unser menschlicher Verstand, wie er einmal ist, ihn ganz verstehen kann. Gott ist, wie ein Mensch, auf Erden geboren und hat uns nicht

nur in menschlicher Sprache belehrt, wie wir recht leben sollen, sondern Er hat uns durch sein Leben ein Beispiel gegeben, wie wir im ärgsten Kampfe mit dem Bösen Sieger bleiben können, und daß es uns nicht schrecken darf, wenn nach Besiegung Eines Bösen und gerade dadurch ein anderes, noch viel schlimmeres uns an uns erkennbar wird (denn je besser wir sind, je mehr erkennen wir das Böse an uns) und daß wir, sobald wir dieses noch Schlimmere erkannt haben, gleich, weil wir einmal Menschen sind, Gelüste tragen, diesem Schlimmeren nachzuleben. Wer bei Besteigung eines hohen Thurmes auf jeder Stufe inne hält und sich ärgert, daß nun wieder eine Stufe kommt, der wird müde, ehe er hinauffommt. Wer aber stets nur das Ziel im Auge behält, dessen Kraft wird mit jedem Schritte sich mehren, denn er sieht nur, wie er dem Ziele immer näher kommt. Wenn wir wachen und beten, führt das schlimmere Gelüste dann nur wieder zu größerem Siege, und meinen wir's in der That redlich mit dem Kampfe, dann werden wir erfahren, daß Gott nicht nur die Welt einmal, mit einer ewig gleichförmigen und vorbestimmten Gesetzmäßigkeit geschaffen hat, sondern daß Christus, wenn wir ihn auch nicht mit Augen gesehen, doch als ein Vater der Menschen, noch unter uns lebt und hilft, wo uns unsere Kraft zu verlassen droht. An solcher Hülfe wird uns dann aufgehen, daß wir nicht mehr bezweifeln: Christus, als Er auf Erden wirklich lebte, habe sich in seinem Leben als Gott gezeigt, indem Er das, was wir mit den von Gott verliehenen Kräften mit zweifelhaftem Erfolge und nur mit Benützung der auf Erden von ihm einmal gegebenen Dinge und nach ihren Gesetzen, so weit wir sie erkennen können, möglich machen, daß Er dieses mit schöpferischer Kraft vollbrachte, daß Er es nur zu wollen brauchte und, siehe! es war geschehen: das ist der Sinn der Wunderthaten Christi. Wenn wir sagen: Christus kann keine Wunder gethan haben, so kommt das heraus, als ob wir wüßten, wie Gott die Welt geschaffen hat, und als ob wir sie deshalb selbst hätten schaffen können. Jedes Wunder ist eine That Gottes, ganz gleich der Welterschöpfung, was wir aber von der Welt, ihrer Gesetzmäßigkeit und ihren Kräften wissen, das bezieht sich nur

auf unser Wirken in der Natur und auf dieselbe zu unseren menschlichen Zwecken, und deshalb heißt jenes Leugnen der Wunder, die Christus thun mußte, um sich als Gott, nicht als Mensch, zu zeigen, nichts anderes, als: Menschen haben nie Wunder gethan und können nie welche vollbringen! Warum aber jetzt keine Wunder mehr geschehen, das ist ganz einfach deshalb, weil Christus nicht mehr äußerlich unter uns lebt. Innere Wunder geschehen an den Menschen noch alle Tage, wenn Gott wider ihren bösen Willen die Keime des Guten in ihnen schafft. Wenn uns jetzt auch tausend und aber tausend herrliche Einrichtungen des Menschenlebens, wie sie das Leben nach Seinem Beispiele im Laufe der Jahrhunderte hervorbrachte, wenn uns demnach die Erziehung christlicher Eltern und überhaupt das Leben unter Christen beim schweren Anfange das Vertrauen einflößt, daß wir nach Christi Beispiel zu leben wagen, und wenn wir dann, sobald wir's nur einmal versucht haben, schon am ersten Erfolge unzweifelhaft erfahren, daß Sein Beispiel ein göttliches ist: so mußte bei Seinem ersten Auftreten auf Erden durch solche unwiderrlegliche Beweise die Menschheit überzeugt werden, daß Er kein falscher Prophet sei. So mußte es sein, sollte anders die Freiheit des Menschen, wie überall bei der Erziehung des Menschen durch Gott, auch hier nicht beschränkt werden. Wunder, an und für sich allein betrachtet, giebt es eigentlich nur für Augenzeugen. Ein größeres Wunder aber, als Christus je während seines Lebens auf Erden vollbracht hat, ist die aus der Erinnerung seines Lebens und Leidens unter den Menschen erwachsene, christliche Kirche und das ganze, stets noch in unerlöschlicher Kraft von Tag zu Tag herrlicher sich entfaltende christliche Leben. Deshalb ist es ein Wunder (oder vielmehr die Entwicklung des Urwunders: daß Gott Mensch ward), weil es durch diese einfache Thatsache im Gegensatz zum sinnlichen Menschen ganz aus sich selbst sich entwickelt hat. Für uns kann der Beweis für die Wahrheit der Wunder nur in der Ueberzeugung gegeben sein, daß Christus wirklich Gott war. — Ihr habt mich doch verstanden?“ sagte der Herr Magister und klopfte die Pfeife aus.

„So ziemlich,“ sagte Vetter Michel, „und Ihr seid

schon so gut und schreibt mir's gelegentlich auf, daß ich, wenn ich etwas darüber nachgedacht habe, von Zeit zu Zeit nachlesen kann, ob ich mir das Rechte bei Euren Worten gedacht habe? Denn wenn ich auch weiß, was Ihr so in der Hauptsache in mir habt anregen wollen, und wenn ich auch weiß, wann ich mich aus freiem Willen entschliesse, und wann ich mich durch äußerliche Veranlassung bestimmen lasse, und daß das die Hauptsache ist, worauf Ihr hinielt, und wenn ich auch weiß, daß solch freiwilliges Entschließen nach Christi Vorbild wunderbar innerlich stärkt zu allem Guten und Frieden der Seele giebt in allen Nöthen und Kengsten des Lebens: so kommt's doch bei Euch anders heraus, als wie's unser alter Herr Pastor sagt und ist schwerer zu verstehen, was Ihr eigentlich meint. Der Herr Pastor sagt zwar auch: wir sollen gut und brav sein und, dieses ist schlecht und jenes ist gut und, was christlich ist, das ist gut: aber er sagt uns nicht, wie Ihr, wie man das Gutwerden so recht innerlich anfangen soll. Und wenn er auch sagt, daß des Lebens Kengsten und Nöthen und selbst der innerliche Kampf der Seele, wenn wir's recht durchkämpfen, auf die Zeit nur zu unserem Heile führt, so sagt er doch, das käme vom Teufel, und der liebe Gott ließe es nur zu, zu unserer Prüfung im Guten. Ihr aber sagt, auch das Böse kommt von Gott und jeder Mensch ist sein eigener Teufel, und man kann nicht gut sein, wenn man den Teufel in sich nicht eben so genau kennt, wie's heilige Evangelium. Und's sei eine gefährliche Grille, den Teufel todt schlagen zu wollen, denn das ginge doch nicht, er schließe nur, man müsse vielmehr den Teufel selbst in sich zwingen, dem Guten dienstbar zu sein, denn es gäbe kein anderes Gutsein, als Kampf mit dem Teufel. Davon hat mir nun zwar anfangs gewaltig der Kopf gedrummt, und wird's viel Nachsinnen und Nachfragen kosten, bis ich's ganz begriffen habe, wie Ihr's meint. Es kommt mir aber doch vor, als ob Ihr ganz Recht habt, sobald man Euch nur recht versteht, und daß sich's schon verlohnt, wenn man sich darum schrecklich viel Mühe giebt. Denn die Hauptsache im Leben ist doch: hier brav, freudig und zufrieden, und jenseits selig zu werden, und wenn man auch sein irdisches Thun für Weib und Kind und eigene Nothdurft

und Nahrung darum ja nicht vernachlässigen darf, so giebt's außerdem auch Zeit genug, um über Eure Worte nachzusinnen, zu was für einer Art innerlichen Lebens Ihr uns eigentlich auffordert, und was von diesem Leben jetzt schon in uns ist, und was in unserem bisherigen Leben anders ist, als Ihr's meint?" —

„Gewöhnlich,“ fuhr Vetter Michel fort, „gehe ich solchen, die anders reden, als Ihr und der Herr Pastor, aus dem Wege, aber oft hat mir's leider doch geschienen, als wäre viel Wahres an ihrer Rede, und oft hat's mich dann wieder wenigstens geärgert, daß ich ihnen nicht ordentlich habe sagen können, worin sie Unrecht hätten. Denn sie begegnen einem heut zu Tage auf allen Wegen und Stegen, unter Vornehm und Gering, und selbst in der Kirche hört man mitunter etwas, das mir doch nicht recht christlich scheint, und hat mir's selbst dann oft Zweifel und Unruhe gemacht, wenn ich mir selbst nicht sagen konnte, worin die Leute von der Wahrheit abirren. Und besonders fällt mir's auf, daß Ihr sagt, Gott selbst hätte diese Feindschaft Christi erregt, denn selbst diese Feindschaft, indem sie tapfer bezeugt werde, sei nothwendig zur wahren, das ganze Leben erleuchtenden Verherrlichung Christi unter den Menschen!“ —

„Ja,“ sagte der Magister, „eben so gut, wie die Feindschaft der Juden, die den Herrn kreuzigten, damit sein Tod und seine Auferstehung die Göttlichkeit, die ganz unantastbare, über allen Menschenzweifel, wie nichts anderes auf Erden, erhabene Wahrheit seiner Lehre und seines Lebens für uns bestätige. Es ist ja noch nicht spät, ich will Euch auch das noch etwas weiter auseinander legen.“

Fünftes Kapitel.

„Durch Christi Leben,“ fuhr der Magister fort, „wurde die Lehre von der Menschwerdung Gottes, des Vorbildes alles Menschenlebens, zunächst, so lange Christus auf Erden lebte, allen Menschen, die damals lebten und ihn sahen und hörten, als eine anschauliche Thatsache hingestellt und die sie sahen, glaubten daran, und, denen die Augenzugen von Ihm erzählten, glaubten daran. So ging's von Generation zu Generation und es bildete sich im Laufe der Jahrhunderte die christliche Kirche, das ist die Vereinigung der Menschen zu dem Zwecke, um die Erinnerung an Christi Leben unter sich zu erhalten und zu erneuern, und sich dadurch immer mehr von dem Geiste ächter, christlicher Liebe zu Gott und Mitmenschen anzueignen. Wenn nun auch tausend große und kleine Veränderungen in der Sinnesart der Menschen, von denen das Alterthum nichts wußte, beweisen, daß der Geist Christi die Gemüther immer mehr durchdrang, wie man sich z. B. Gott immer mehr, nicht als einen strengen, zornigen Herrn, sondern als einen lieben, treuen Vater dachte und, im Verhältniß der Menschen zu einander, die Sklaverei abschaffte u. s. w., so stand doch die Kirche, bald ermahnend, bald drohend, als eine Anstalt außerhalb des eigentlichen Lebensverkehrs, da. Allein es war Gottes Absicht von Anfang an, daß durch Sein Leben, als Mensch auf Erden, endlich das ganze öffentliche und Privat-Leben der Menschen ein freudiger, schöner Gottesdienst werden sollte, aber ohne daß darum die Freiheit der Menschen beschränkt würde, sondern dadurch sollten sie erst recht frei werden. Denn wenn das ganze Leben vom Geiste Gottes, vom frohen, kräftig wirkenden, heiligen Geiste durchdrungen ist; wenn einst das Leben, obgleich vom Menschen eingerichtet und fortgeführt, doch bis in's Kleinste so ist, als ob es Gott selbst gemacht hätte, so müssen die Menschen, die ein solches Leben einrichten und fortführen können, im

höchsten Grade innerlich frei sein, und was dem bei uns jetzt schon ähnelt, das ist eben die einzige wahre Freiheit. Sie müssen dann so weit Ebenbild der Gottes geworden sein, wie Christus, der Mensch (nur dem Grade, nicht der Art der Vollkommenheit nach von ihnen unterschieden); wie Er Gott selbst war, so müssen die Menschen, während sie Menschen bleiben, dann doch so weit gottähnlich geworden sein, daß sie die Dinge der Außenwelt mit höchster Klugheit für ihre Zwecke benutzen können (wie jetzt schon die Maschinen bei uns die geisttödtende Arbeit der Sklaven im Alterthum verrichten) und doch mit höchster Frömmigkeit von der hierdurch immer mehr gebotenen Gelegenheit zur Sünde, und von der Rücksicht auf nur sinnliche, irdische Lebenszwecke immer mehr unabhängig sind, so daß sie immer weniger von Gott durch innere Mahnungen und äußere Strafen auf dem Wege des Guten erhalten zu werden brauchen, sondern aus sich selbst in froher Regsamkeit „diese Brücke über des Lebens kleine Blacereien hinweg zum Himmel“ bauen, weil sie selbst wissen, daß dieses der einzig wahre Weg ist, der an's Ziel führt. Von diesem Ziele sind wir nun zwar noch sehr fern, es ist aber an der Zeit, daß wir es klar erkennen, wenn wir es je erreichen sollen. Denn wenn uns Gott auch innerlich und äußerlich die Wege gelehrt hat, so will er doch, daß wir das Ziel auf diesen Wegen durch eigene Kraft erreichen sollen, sonst hätten wir es einst nicht so erreicht, wie es von Anfang an in Gottes Pläne lag. Damit aber mit jenem, daß das ganze Leben endlich ein Gottesdienst, daß es heilig werden könne, auch nur der Anfang gemacht werden konnte, dazu mußte das Leben der Menschen, das innere, wie das äußere, in seiner rein menschlichen Entwicklung viel weiter gediehen sein, als es zur Zeit Christi Geburt war. Ein Fortschritt auf diesem Wege ist z. B., daß jetzt immer mehr der Haß von Volk gegen Volk weicht, ja daß wir selbst Heiden, Türken und Juden immer mehr, als Mitkinder Gottes, lieben lernen, während man damals die Glieder eines andern Volkes kaum als Menschen betrachtete und behandelte, und Jahrhunderte später noch so gegen Andersgläubige dachte und verfuhr. Andererseits muß aber auch, damit das ganze Leben einst

ein christlicher Gottesdienst werden kann, Christi Leben nicht nur als eine Thatsache reinen Gefühles angeschaut und in gläubiger Erinnerung bewahrt werden, sondern es muß auch in seiner inneren Bedeutung und die Art und Weise, wie es so das ganze Leben durchdringen könnte, mit dem Verstande begriffen werden. Es ist aber ein Gesetz des menschlichen Wesens, daß der Mensch nie eine angeschaute Thatsache begreifen kann nach ihrer inneren Bedeutung, wenn er sie nicht zuvor bezweifelt und, weil er sie bezweifelt, und seinen Zweifel für sich und andere begründen will, die Thatsache durchdacht und nach allen Seiten innerlich und äußerlich durchforscht hat. Jetzt seht Ihr, warum Gott die Zweifel an seiner heiligen Lehre nicht nur zugelassen, sondern selbst erweckt hat, und warum Ihr Euch auch mit diesen Zweifeln bekannt machen müßt, denn so nur, indem Ihr sie widerlegen leint, werdet Ihr den Zweck des Christenthums begreifen und ihn in seiner höchsten Vollendung mit erfüllen können.

Die Menschen kamen aber auf diese Zweifel dadurch, daß sich das Leben in seiner, von der Offenbarung unabhängigen, auf nur irdisch sinnliche Zwecke gerichteten Seite so ausgedehnt entwickelte; was, wie eben gesagt, zuletzt zum Zwecke der Vollendung des Christenthums ja auch geschehen mußte. Indem die Menschen sich nämlich immer tiefer in das Studium der Natur versenkten und deren eiserne, von Anfang bis Ende nie wankende Gesetze kennen lernten, gewöhnten sie sich immer mehr ab, den leisen Regungen ihres Innern zu horchen, und dort die Stimme Gottes zu vernehmen, wie sie sich keine Gesetze gegeben hat und an kein Gesetz von Anfang an bindet, als nur an das Eine, daß sie stets auf ihr Ziel, die Seligkeit des Menschen und der ganzen Menschheit durch den Glauben an Christum, hinführt.

Indem die Menschen durch solche Wissenschaft immer mehr und immer schöner sich die äußerlichen, sinnlichen Lebensgüter schaffen, oder vielmehr zu ihrem Nutzen und Annehmlichkeit sie umformen und herbeiführen lernten, vergaßen sie immer mehr, daß diese Güter in letzter Hand doch auch von Gott, dem himmlischen Vater, kamen, daß tausend der jetzt erworbenen, kleinen Güter nicht Eine große, geistige

Freude in Selbstbezwungung zur Ueberwindung des Bösen, in Liebe zu Gott und Menschen, die ihnen jetzt fehlten, ersetzten: sie vergaßen, daß selbst die sinnlichen Genüsse nur dann Vergnügen machen, wenn sie auf die rechte Art genossen werden, wie's nur möglich ist, wenn Gottes Friede und freudige Thatkraft in der Seele lebt. Sie übertrieben zwar oft auch nicht den sinnlichen Genuß, aber nicht, weil sie diese besseren Genüsse hatten, nicht, weil sie den rechten Genuß der sinnlichen Güter kannten, nicht, um ihre Kräfte der Selbstbezwungung zu üben, nicht aus Liebe zu Gott und Mitmenschen, welche im tiefsten Grunde die einzig achte Selbstliebe ist, sondern weil sie auch sinnlich das sinnliche Gesetz erkannten, daß übertriebener Genuß hier hinterher Schmerz herbeiführte.

Weil sie dann bald die Segnungen des Christenthums in sich und im Leben nicht mehr wahrnahmen, weil sie sie nicht mehr eben als Erzeugnisse des Christenthums erkannten, denn thatsächlich waren sie noch immer da, also, weil ihnen die äußere Erkenntniß wie die innere Erfahrung des Christenthums fehlte, deshalb zweifelten sie an der Wahrheit desselben und, um sich und anderen diese Zweifel beweisen und bewahrheiten zu können, beutheilten sie das geistige Leben des Christenthums, das geistige Verhältniß Gottes zu den Menschen nach der starren Gesetzmäßigkeit der Natur, welche ja, insofern sie die sinnlichen Genüsse darbietet, ihr einziger Umgang gewesen war; wie sollten sie da das Wahre jenes anderen Lebensverkehrs kennen!

Ungedankt, daß Gott den Menschen allein nach seinem Ebenbilde schuf, sagten sie: Wir sind nichts anderes, als alle Dinge der Natur, und Gott hat uns geschaffen und erhält uns, wie jene Dinge. Und doch weiß in Wahrheit kein Mensch, wie Gott die Dinge der Natur geschaffen hat und erhält, und kann nicht sagen, ob sie eben solche Wesen sind, wie der Mensch, weil er gar nicht weiß, was sie an sich selbst und für das All sind (in der Weise, wie der Mensch weiß, was er ist, wie er sich seiner selbstbewußt ist), sondern er weiß nur, was die Dinge für den Menschen sind.

Damit wir, als Ebenbilder Gottes, leben kön-

nen, damit Gott unser Vorbild zu sein vermag, hat Gott es so eingerichtet, daß wir Ihn so weit erkennen, so weit wir uns selbst erkennen; d. h. nicht uns selbst, insofern wir der Außenwelt und der Befriedigung des sinnlichen Bedürfnisses zugekehrt, sondern insofern wir dem in Christo geoffenbarten Gott zugewendet, und von ihm in Allem, was unseren Geist selbst wachsen (ihn nicht bloß klüger) macht, geführt sind. Wenn daher die Gläubigen sagten, wir wissen nicht, was Gott, als Welterschöpfer, ist, aber, als unsern Vater, müssen wir ihn uns als eine Persönlichkeit denken, wie wir selbst eine Persönlichkeit sind, nur gänzlich ohne unsere Schwächen und Sünden, und gerade so hat Er sich uns in Christo geoffenbart: Dann sagten die Zweifler (die sich nicht innerlich, sondern nur äußerlich, als der Natur zugekehrt, kannten, und deshalb natürlich meinen mußten, die Gläubigen, da sie ja auch Menschen seien, müßten sich selbst ebenso auffassen), diese Zweifler sagten, wenn man vom Menschen die Schwächen und die Neigung zur Sünde hinwegdenkt, dann bleibt nichts übrig. Also, entweder ist Eure Vorstellung von Gott ganz leer, oder Ihr denkt Ihn Euch als einen schwachen Menschen. Man muß Gott nicht uns ähnlich denken, sagten sie demnach, und — verfielen dann sogleich in den Fehler, den sie tadelten, und dachten Gott als sich ähnlich, wie sie sich kannten. Sich kannten die Zweifler nämlich nur als den die Natur begreifenden und für die sinnlichen Zwecke benutzenden Verstand. Gott, sagten sie daher, ist auch ein solcher Verstand, nur größer, stärker, als wir, und wir können nichts von ihm erkennen, als die Werke dieses Verstandes, die Gesetzmäßigkeit der Welt und die Kräfte, die nach dieser Gesetzmäßigkeit fortzuschaffen muß, wo sie denn die Natur und sich, als der Natur zugekehrte Wesen, zusammen Welt nennen. Die Gesetzmäßigkeit der Natur ändert sich nie, sagten sie, Gott hat Alles einmal so geschaffen, und nun bewegt sich Alles in Ewigkeit fort, wie es geschaffen ist, und Gottes Leben ist das Leben dieses Ganzen, denn Gott ist nichts, als die Welt, als lebendiges, sich aus sich gebührendes Ganze. Wie sollte dieses Ganze je ein Mensch, ein Theil des Ganzen geworden sein können? Wie sollte Er, im Widerspruch mit sich selbst, denn die natürliche Gesetzmäßig-

seit der Welt ist ja das Wesen Gottes, da Er die Welt ist, wie sollte Er Wunder gethan haben! In der besondern Beziehung zum Menschen gefaßt, sagten sie, ist die Menschheit, die Masse der zu allen Zeiten lebenden Menschen, wie sie sich durch sich selbst zu immer höherer Vollkommenheit entwickelt, gottähnlich! — Oh, die Thoren, daß sie nicht einsahen, wie hier das höchste Gut der Menschheit, die Freiheit, verloren ging, denn dem einzelnen Menschen blieb nichts übrig, als an dieser einmal, wer weiß von wem? gegebenen Entwicklung willenlos Theil zu nehmen; denn schafft die Menschheit sich selbst, so muß sie sich auch in jedem einzelnen Menschen nach innerer Nothwendigkeit fort und fort zu jener Vollkommenheit schaffen; wie sollte diese Vollkommenheit, da es dann kein Wesen außer, vor und über der Menschheit gäbe, sonst endlich zu Stande kommen?! So sprechen die Zweifler. — Wenn aber im Menschen nicht eben so fest steht die Ueberzeugung von seiner Sündhaftigkeit, wie die von seiner Freiheit, Gott gegenüber, so kann es für ihn weder im Allgemeinen den Kampf geben nach Selbstbesserung, d. h. nach immer größerer Selbstständigkeit in seiner Willensbestimmung, das ist nach Gottähnlichkeit, noch wird er im besonderen Falle das Gute vom Bösen in sich unterscheiden können, indem er, wenn er die unfehlbare Menschheit für göttlich hält, auch das Böse in sich für göttlich halten muß, und andererseits nur das außer ihm stehende, aber geoffenbarte, vollkommene Bild des Guten das jener Vollkommenheit Aehnliche in ihm, als Gutes, erkennbar machen kann.

Nachdem die Zweifler so durch sich selbst zu der Meinung gekommen waren, die Lehre von dem menschengewordenen Gott sei nicht wahr, thaten sie, als wollten sie durch eine unbefangene, über ihren Ausgang nichts im Voraus bestimmende Untersuchung über die Wahrhaftigkeit der Bibel sich und Anderer Klarheit in dieser Angelegenheit verschaffen. Sie thaten, als ob die Lehre, auf der sich Jahrtausende hindurch christliche Kirche, Leben und Sinnesart zur Seligkeit und irdischen Ruhe und Freudeigkeit von Millionen erbaut hat, als ob diese Lehre Jahrtausende hindurch des Richterspruchs dieser Leute geharrt hätte, um unter den Menschen für wahr oder unwahr gehalten zu werden.

An der Kraft, mit der die Lehre im Menschenherzen und im Leben hat bilden und bauen können (denn nur was wahres Leben hat, kann Leben erzeugen), hätten sie die Wahrheit derselben erkennen sollen und einsehen, daß, wenn die Lehre in ihnen nichts erbaute, die Schuld an ihnen liegen mußte, weil sie die Lehre nicht recht auffaßten, und statt nach Beweisen für ihre Zweifel zu suchen, statt dessen hätten sie nach dem ächten Schlüssel des Glaubens vorurtheilsfrei und reinen Gemüthes forschen sollen, nämlich nach der inneren Erfahrung eines christlichen Lebens und seiner Wirkungen im ganzen Menschen.“

„Doch ich muß einen Augenblick ausrufen,“ sagte der Magister, „dann will ich Euch die Lehren der Zweifler etwas näher schildern.“

Zehntes Kapitel.

Nach einer Weile fuhr der Magister also fort: „Laßt sehen, sprachen die Zweifler, warum glaubt Ihr an Christus, den Mensch gewordenen Gott? — Weil Ihr in der Bibel die Nachrichten der Evangelisten, Jünger u. s. w. über Seine Lehre, Sein Leben und Seinen Tod gelesen habt?“ —

„Wenn mehr Leute, sagten sie, aus fernen Ländern zurückkehren und eine Geschichte erzählen, die sie dort erlebt haben wollen, so glaubt Ihr ihnen nicht, wenn schon die Geschichte von der Art ist, wie sie häufig auch bei Euch zu Hause vorkommen, sobald die Leute in ihren Berichten nicht übereinstimmen. Seht her, die Evangelisten erzählen auch manches, der Eine so, der Andere anders. Und Ihr wollt ihnen diese Erzählung von dem Gottmenschen, von den Wundern, von der Auferstehung glauben, da das nun gar Dinge sind, wie sie heut zu Tage nie und nirgend geschehen, und gleich sehr den Gesetzen der Natur, wie der „gesunden Vernunft“ widersprechen!“

Was hundert und tausend Leute als Thatsache gesehen haben, das müssen sie übereinstimmend erzählen, sobald sie wahr sein wollen, aber wenn sie unter einander verabredet haben, wir wollen diese Geschichte den Leuten zu Hause vorlügen, so werden sie sich auf die Länge widersprechen, so gut sie's im Allgemeinen verabredet haben mögen. Wenn wir solch' absichtliches Lügen nun auch gerade nicht behaupten wollen, so können wir Euch doch beweisen, daß die Leute, welche die Bibel verfaßten, viel später als Christus gelebt haben, die Widersprüche in der Bibel sind mithin dadurch leicht erklärt, aber wie könnt Ihr dann diesen Berichten so unbedingten Glauben schenken u. s. w. Die Antwort hierauf ist nun: Es sollte ja gar nicht behauptet werden, daß die Bibel, so, wie wir sie haben, vom Himmel gefallen, oder sonst wie unmittelbar von Gott ausgegangen sei. Christus, der Gottmensch, sein Leben, Leiden, Sterben und Himmelfahrt war die unmittelbare schöpferische That Gottes. Was sein Leben und seine Lehre für das Innere der Menschen bedeute, das sollten die Menschen sich mit völliger Freiheit, jeder nach seiner Eigenthümlichkeit aneignen. Denn das war ja der große Zweck der Erscheinung Gottes auf Erden, daß er die Menschen zu immer größerer Seligkeit führe, indem er ihnen immer größere Freiheit des Geistes möglich machte. Wie Gott die Menschen nicht gezwungen hatte, damals, als Christus auf Erden lebte, an ihn zu glauben und ihm zu dienen, sondern vielmehr Feinde Christi erweckt und zugelassen hatte, damit sie ihn marterten, verfolgten und tödteten, damit jene Thatsache: „Gott ist Mensch geworden, und hat die Menschheit erlöst“ nach ihrer ganzen Wahrheit und Herrlichkeit sich ereignen könne: so hat Gott die Erinnerung an diese Thatsache und das Verständniß dessen, was sie für alle Menschen aller Zeiten bedeute, in seines Menschen Seele je mit Gewalt gelegt und erhalten. Nach der Freiheit, nach der verschiedenen Eigenthümlichkeit, wie sie im Wesen jedes Menschen liegt, sollte diese Erinnerung aufgesaßt, fortgepflanzt, ihre Bedeutung ausgelegt und durch Zweifel und deren Ueberwindung endlich recht verstanden und geglaubt werden. Und wenn die Nachricht von Christi Leben und Lehre bis diese Stunde sich mit tausend Abweichungen im

Einzelnen nur mündlich unter den Menschen fortgepflanzt und dennoch im Innern der Menschen und im Leben, so weit es durch Menschenwille geordnet und erzeugt wird, das gewirkt hätte und noch wirkt, was es jetzt in der That gewirkt hat und noch wirkt, wenn es sich so im Kampfe mit dem Mißbrauch menschlicher Freiheit, der allein zum rechten Gebrauch derselben führt, so lebenskräftig und lebenerzeugend bewährt hätte durch innerliche Vollkommenheit und augenscheinliche, äußere Unterstützung Gottes, so wäre die Wahrheit des Christenthums nicht minder offenbar, als sie jetzt ist.

Vielmehr entkräften sich jene beiden, vermeintlich gegen das Christenthum gerichteten Nachweisungen gegenseitig selbst, denn gerade, wenn die Männer, welche die Bibel verfaßten, später lebten, als Christus, so müßten wir uns sehr verwundern, wenn sie diese Thatfache ganz gleich im Einzelnen berichteten. Wir müßten dann annehmen, daß sie bei Abfassung jenes Buches unmittelbar von Gott geleitet wären und ausrufen: Ist es denn nicht auch Gottes Wille, daß wir alle Christen sind! Warum zwingt Er denn jetzt nicht mehr den Menschen die Erinnerung an seine Menschwerdung, das rechte Verständniß seiner Lehre durch unmittelbare Einwirkung auf unseren Geist auf! —

Die Zweifler, welche zweifelten, weil ihnen von vorn herein, so viel sie in der Bibel lasen, das rechte Verständniß der Bibel durch ein Leben in und nach dem Christenthume fehlte, die meinten mit jenen Bemerkungen Wunder was sie für große Entdeckungen gemacht und Beweise für ihre Zweifel gefunden zu haben. Und doch konnten sich diese Feinde des Christenthums nicht von der Macht der inneren Wahrheit desselben frei machen. Statt zu bezweifeln, daß man Gott über alles und seinen Nebenmenschen wie sich selbst lieben solle; statt zu lehren und durch ihr Leben thatsächlich zu beweisen, daß man auf Erden den thatkräftigen Seelenfrieden Gottes, der jenseits zur Seligkeit führen muß, am besten gewinne: Wenn man sich selbst über alles liebe und Gott und Mitmenschen hasse: statt dessen suchten sie nur willkürliche Vermuthungen auszuflügeln, wie es wohl mit Christi Erscheinen zugegangen wäre, wenn es nicht so geschehen wäre, wie in der

Bibel geschrieben steht; denn die sollte sich ja selbst widersprechen und von Leuten herkommen, die, weil sie später lebten, die Sache gar nicht so genau wissen konnten.'

Einige vermutheten nun: Christus sei ein Mensch gewesen, wie alle andere Menschen, aber sehr brav und klug, und, um seiner Lehre Eingang zu verschaffen, hätte er sich für den Sohn Gottes ausgegeben; die Wunder seien dabei nichts, als Taschenspielerkünste, welche die Aufmerksamkeit der Leute erregen sollten. Nun wurden Erklärungen erfunden, die noch wunderbarer waren, als das größte Wunder, denn vor den Augen der aufmerksamsten Menge sollten jetzt Menschen Dinge vollbracht haben, von denen man bezweifelte, daß sie der menschengewordene Gott hätte thun können. Und fragte man, woher wißt Ihr das Alles so genau? so konnten sie nichts sagen, als, wir vermuthen, daß es sich so ereignet haben könnte. Andere sagten, ob Christus je gelebt hat, oder nicht, das können wir nicht wissen, aber wir vermuthen, daß eine herrschsüchtige Priesterkaste die Bibel nach und nach aufzeichnete, um eine neue Religion zu stiften, deren Anhänger sie beherrschen konnten. Das wäre nun aber ein Wunder aller Wunder, wenn so das Heilige von dem Unheiligen käme. Denn wenn es auch im Christenthum zu Zeiten herrschsüchtige Priester gegeben haben mag, so ist doch gerade die Lehre des Christenthums ihnen und ihrer Lehre entgegen, und sind sie am ersten und leichtesten durch die Anhänger der wahren, einfachen Bibel-Lehre überwunden. Weil nun alle diese Meinungen, so viel sie äußerlich am Christenthum bessern und deuten zu können wäbnten, doch zuletzt nur zu immer klarerer Einsicht von der Wahrheit und inneren Kraft des Christenthums führte, so kamen die Leute, denen es an der rechten Einsicht vom Wesen Gottes und an innerer Erfahrung eines christlichen Lebens fehlte, und welche deshalb doch nicht die Zweifel ganz beseitigen konnten, auf die Vermuthung, Christus habe gar nicht gelebt, oder es habe vielleicht ein ziemlich gewöhnlicher Mensch die erste leise Veranlassung gegeben, daß sich die Christen, als eine besondere Sekte, wie jetzt etwa die Methodisten, von den übrigen Juden absonderten. Die christliche Lehre, deren Vollkommenheit sie im Allgemeinen anerkannten, sei von Gott nach und nach im

Innern der Menschen erzeugt worden. Oder, sagten die, welche die Menschheit, als Ganzes, für Gottes Menschenwerdung hielten, die Menschheit hat sich diese Lehre selbst nach und nach gebildet und, wie's stets im kindlichen Zeitalter der Völker geschieht, was eigentlich Gemeingut aller war, für das wurde ein einzelner Mensch, als Urheber, gesucht, und den nannte man Christus. Wie's ja auch in nicht religiösen Dingen so oft geschieht, daß wenn ein Mann sich im Guten oder Bösen hervor thut, so erzählen die Enkel der Leute, die in seinem Lande mit ihm gleichzeitig lebten, von ihm alle Geschichten, welche ihm ähnliche Menschen seit je, wer weiß, in welchem Lande? begangen haben. So sind die unzähligen Anekdoten vom alten Fritz und Napoleon entstanden, so geht's noch heute zu, wenn sich irgendwo ein großer Dieb sehen läßt, oder ein Taschenspieler in eine Stadt kommt; gleich weiß alles Geschichtchen über ihn. So wird's im guten Sinne auch mit den Stiftern religiöser Secten gehen. Dann fuhrn sie fort: Weil sich aber doch die Menschheit dunkel berufen gewesen wäre, daß sie göttlich gewirkt hätte, als sie sich diese Lehre bildete, so hätten sie gesagt, jener erdichtete Urheber sei Gott selbst gewesen. —

Was aber die Menschheit von Anfang an gegeben hat, das darf sie auch verbessern, und muß sie verbessern und weiterführen, und nun wurde an der christlichen Lehre dieses und jenes getadelt und anders ausgesprochen, wie's die Leute nach ihrer sinnlichen Auffassung Gottes und des geistigen Menschenlebens in demselben auffassen mußten. Gott sollte also, statt als ein einzelner, vollkommener Mensch, als jene Masse von halb sündigen, halb guten, stets schwachen Menschen auf Erden erschienen sein, und durch diese, wieder auf nichts thatächlichem beruhende Vermuthung meinte man nun das Christenthum ganz begreiflich gemacht zu haben! —

Ein Theil der Gläubigen antwortete auf diese Zweifel und Umdeutungen am Christenthum nichts, als: Ihr habt Unrecht, wir haben es besser im Leben und in uns selbst erfahren. Andere, und dieses waren nicht die schlechtesten, hielten es dagegen für ihre Pflicht, die Irrenden vom Bessern zu überzeugen, und da sie wohl Glauben, aber nur

einsichtslosen Glauben hatten, so grübelten sie sich in die Lehren der Zweifler so lange hinein, bis sich auch bei ihnen die falsche Ansicht vom Wesen Gottes und vom geistigen Leben der Menschen unvermerkt eingeschlichen hatte, und in ihnen der ursprünglich innerlich gemachten Erfahrung von der Vollkommenheit des Christenthums gegenüber stand.

So, halb von den Ansichten ihrer Gegner durchdrungen, war es ihnen nicht mehr möglich, dieselben auf die einfachste, einzig wahre Weise zu widerlegen: indem sie nämlich gezeigt hätten, wie jener Zweifel nur aus der falschen Ansicht vom Wesen Gottes und aus dem Mangel an Erfahrung eines echt christlichen Lebens stamme: sie lehrten daher, weil sie, wie gesagt, von den ganz unpassenden äußeren Gründen jener Zweifler gegen das Christenthum halb überzeugt waren: „Ob Christus gelebt hat, oder nicht, das kann man nicht beweisen: es ist aber auch ganz gleichgültig, wo das Christenthum hergekommen, und wie es entstanden ist. Es ist einmal da, und das Leben in ihm hat seit je die Menschen besser, gottähnlicher gemacht und wirkt auch in uns noch so, wenn wir nur im schweren, inneren Kampfe mit dem Bösen unserer Unfähigkeit, allein zu siegen, bewußt bleiben, und des Christenthums Kraft, zum Siege uns zu verhelfen, täglich und stündlich erproben wollen.“ —

Diese Leute, welche zwischen den Zweiflern und den Gläubigen in der Mitte stehen, welche bei all' dem klugenerede über Religion doch nur die einsichtslose Gewohnheit des Guten haben, sie sind nicht minder zu bedauern, als die Zweifler, denn der erste Sturm der Zweifler, der erste, recht schwere Kampf des Lebens wirft das Kartenhaus ihrer Meinungen um. Und damit es uns nicht gehe, wie ihnen (denn auch um unsere Ohren summen jetzt die Reden der Zweifler überall im Leben), so müssen wir keine Mühe für zu groß halten, um hier, wo es das höchste Interesse des Lebens gilt, zum einsichtsvollen Glauben zu gelangen. Deshalb denkt noch einmal emsig, und ohne zu ermüden, allem nach, was ich Euch bisher gesagt habe, denkt dem selbst ohne Unterlaß so lange nach, bis Ihr gewiß seid, es ganz verstanden zu haben, und merket dann noch dieses. Wenn die zuletzt erwähnten Leute nur etwas unbefangen über ihre Gewohnheit des Guten, statt über die Reden der

Zweifler, nachsinnen wollten, so würden sie finden, daß auch ihr Verstand sie auf nichts anderes bringt, als die ursprüngliche, einfache Lehre, wie sie unsere Väter glaubten, und in welchem Glauben sie hier Frieden und gottgefällige Thatkraft und jenseits die ewige Seligkeit fanden.

Ihr habt eingesehen, wie nach dem ursprünglichen Plane Gottes das Christenthum nicht nur geglaubt, d. h. innerlich erfahren, sondern jetzt auch begriffen sein will, damit im Leben nicht Verstandeswerk, als ein noch unchristliches neben dem Glaubenswerk stehe, damit endlich das ganze Leben bis in's Kleinste heilig, damit es durch und durch ein frischer, freudiger Gottesdienst des in Christo offenbarten Gottes werde. Ihr habt eingesehen, wie so nur der Zweck, um dessen Willen Gott Mensch wurde, erfüllt werden kann, daß nämlich die Menschen, als möglichst frei in allem Thun und Denken, möglichst Gott ähnlich werden, denn zum Verständniß der Gottgleichheit Christi führt nur Ein Weg: selbstbewusste Gottähnlichkeit. Ihr habt eingesehen, wie das Christenthum selbst überall darauf hinweist, daß dieses der Zweck des Christenthums sei, und wie Gegner und Zweifler in letzter Instanz auch nur zur Erreichung desselben behülflich sind, indem sie, wenn wir sie überwinden können, zu dem nöthigen, wahren Verständniß des Christenthums führen. Da dürfen wir aber auch kein Haarbrett des strittigen Gebietes in ihren Händen lassen und brauchen es nicht, denn auch dieser letzterwähnte, dem Gläubigen wieder schon so nahe Standpunkt der Zweifler, auch er ist widerlegt durch den eben ausgesprochenen Zweck des Christenthums, den auch sie nicht bestreiten können. Die Zweifler, von denen, die das ganze Christenthum weglegen, bis zu jenen, zuletzt erwähnten, zweifelnden Halbgläubigen, sie haben alle — äußerlich nur eine Reihe rein aus der Luft gegriffener Vermuthungen über die Art und Weise, wie das Christenthum entstanden sei, und wir dagegen das einfache Zeugniß der Bibel, dem jene nichts entgegensetzen können, als daß wir nicht noch ein zweites, äußeres Zeugniß haben, daß die Bibel wahr sei. Hätten wir dieses, so müßten wir alsobald wieder nach einem dritten äußeren Zeugnisse für die Wahrheit des Zweiten suchen, und so fort in's Unendliche. Dieses Verlangen beweiset nur, daß

hier äußere Zeugnisse allein nichts beweisen können. Wenn ich aber in der Wüste Nacht verirrt bin, und ich höre eine Stimme, die mir den rechten Weg bezeichnet, und ich komme so an's Ziel, so bin ich nicht so abgeirrt, nachher zu sagen, ich hätte allein den Weg gefunden, sondern ich sage, ein Mann hat ihn mir gezeigt, und es war ein kundiger und wahrhafter Mann.

Wenn wir uns das innere Zeugniß für das Christenthum, wie es die Gemohnheit des christlichen Lebens giebt, bis so weit klar machen, daß wir den Plan, den Gott mit ihm hatte, erkennen, so finden wir, daß dieses innere Zeugniß genau mit dem äußern Zeugniß zusammenstimmt.

Sollte das Christenthum zu immer größerer Freiheit führen — erinnert Euch, was ich Euch vorhin vom Wesen der Freiheit gesagt habe — so konnte, weder ein außer uns stehender Gott nur innerlich die Menschen diesen Weg leiten, noch das Innere aller Menschen zusammen konnte selbst Gott sein. Denn Befreiung muß ja im Losreißen von einer Abhängigkeit bestehen. Sollte aber nur die Abhängigkeit von dem Teufel in uns gemeint sein, so müßte (da die geschichtliche Erscheinung des Christenthums zeigt, daß diese innere Befreiung wirklich vollbracht ist), wenn es keinen außer uns stehenden, hilfreichen Gott gäbe, das Gute in der Menschheit von Anfang an das stärkere gewesen sein. Dann könnte aber der Kampf des Guten und Bösen zu keinem innerlich stärkenden, geistig wachsen machenden Siege führen, sondern es wäre ein von Anfang vorbestimmter lebloser Prozeß, wie die Natur, im Wechsel der Jahreszeiten, stets dieselbe bleibt, während die Menschheit durch inneren Kampf und Sieg mit des Herrn allgewaltiger Hülfe stets im Einzelnen, wie im Volke, wie in der Gesamtheit aller Völker sich zu immer größerer, geistiger Vollkommenheit, Gottähnlichkeit emporzuschwingt. Hierdurch ist aber die ganze, der Naturbetrachtung entnommene Art und Weise, in und nach welcher die Zweifler das Christenthum beurtheilen, abgewiesen, so daß es gar nicht nöthig ist, irgend einen einzelnen Punkt dieser falschen Beurtheilung besonders zu widerlegen. Die Menschheit ist nicht von Anfang an Gott gleich, sondern sie soll nach und nach stets Gott ähnlicher werden.

Siebentes Kapitel.

Das wirksamste Mittel um den wahren Weg in der That zu verfolgen, um in diesem Kampfe praktischen Sieger zu bleiben, um in uns, so viel an uns ist, des Christenthumes Zweck zu erfüllen, denn der Herr spricht, wer nicht für mich ist, der ist wider mich, und jener Zweck erfüllt sich von selbst im Ganzen, indem der Einzelne möglichst vollständig seine Stelle im Ganzen ausfüllt, wo er dann in seinem Kampfe am besten vom Ganzen mit getragen und gefördert ist; das wirksamste Mittel, sagen wir, um sich, wenn wider Erwarten die Stunde des Kampfes schlägt, für die That, als Christ, das heißt: als Sieger, gerüstet zu sein, diese gute Wehr und Waffe ist das Gebet. Wenn wir aber auch nicht glauben, daß Gott ein von Anfang der Welt vorbestimmtes, ewig unabänderliches Welugeschäft ist, sondern daß ein allgütiger Vater zu jeder Stunde allmächtig mit seiner Hülfe in allem Guten uns zur Seite steht, so laßt uns Ihm darum doch nicht unsere kleinen, sinnlichen Wünsche vortragen; das hieße wieder unwürdig an dem schönsten Gut, das uns Gott geschenkt hat, an unserer Freiheit zweifeln. Um diese Wünsche zu befriedigen, laßt uns, uns selbst vertrauend, flug die Welt erforschen und, frisch und thatkräftig nach dieser Einsicht handelnd, in das Leben eingreifen. Das Gebet soll uns im Ganzen und Großen innerlich, geistig stark machen, und sind wir dieses, so wird es uns dadurch auch nicht an Kraft für den kleinen Kampf um die sinnlichen Güter der Erde fehlen; wir werden, was wir erlangen, mit Freuden genießen, wir werden weniger begehren nach dem, was vom Uebel ist, wir werden überzeugt sein, daß Gott auch hier mit Wohlgefallen unseren Kampf, wenn er redlich gemeint ist, sieht und mit seiner Allmacht da unterstützt und dahin lenkt, wo es uns gut thut. Wir werden überzeugt sein, daß, wo wir Gutes anzustreben meinen und es uns doch nicht gelingen will, weil der göttliche Beistand ausbleibt, wir uns geirrt, oder noch nicht hinlänglich ausdauernd ge-

kämpft haben. Das ist der wahre Sinn des Spruches: Wer den Herrn hat, dem wird alles andere von selbst zu fallen.

Den Herrn haben wir aber, wenn wir geistig wachsen, und wir wachsen geistig, wenn wir den Herrn haben. Ihm müssen wir, wie Er sich uns in Christo offenbart hat, zu unserer Rechten hintreten lassen, und zu unserer Linken, und selbst, wie wir sind mit allen guten und schlechten Seiten, ohne weichliche Schonung der wunden Stellen. Sondern offen aufgedeckt, alles, was wund und saul ist an Euch, vor dem Auge Eures väterlichen Freundes, des Herrn aller Herren, und statt Euch schlaff zu freuen über das Wenige oder Viele, das Ihr vielleicht erreicht habt, denkt, wie viel Euch noch zu erreichen bleibt, und daß Ihr hier nie zu viel erreichen könnt, und somit prüft, wie weit bin ich durch siegreichen Kampf mit dem Bösen Ihm ähnlicher geworden und wo nicht? und wie kann und soll ich ferner Ihm noch ähnlicher werden? das heißt beten, wie der Herr uns selbst gelehrt hat: Vater unser, der Du bist im Himmel!

Wenn Ihr bei diesen Worten nicht offen und ehrlich Euer Inneres dem Bilde des geoffenbarten Gottes, der gen Himmel gefahren ist, und noch jetzt, als unser aller Vater, lebt, gegenüber stellen könnt, so laßt das Beten! — Aber Ihr könnt es, wenn Ihr wollt und nicht weichlich gegen Euch selbst seid, Ihr könnt stets beten mitten im Jubel des Festes, mitten in der Bedrängung des herzerreißendsten Schmerzes, Ihr müßt es können in der gefährlichen Freude über einen glücklich errungenen, inneren Sieg und in der heilsamen Seelenangst schwerer Reue. Ihr müßt es können in jedem Momente Eures Lebens, wenn Ihr das Bedürfnis fühlt zu beten, d. h. im innerlichen Kampfe Euch der Hülfe Gottes zu vergewissern, und die wahre Freude wird das nicht stören, sondern nur erhöhen, denn unser Gott ist ein Gott der Freude, und sein Dienst ist eitel Lust. Aber jegliche Freude, zu der Ihr Ihn nicht als Gast laden könnt, ist des Teufels Dienst, und müßt Ihr sie austreiben, wie Christus die Schwächer aus dem Tempel trieb, denn auch Euer sinnlicher Leib ist ein heiliger Tempel, und jeglichen Schmerz könnt Ihr in Freude verwandeln,

wenn Ihr Euch an der Brust Eures himmlischen Vaters ausweint, und jeglichen Schmerz, den Ihr, um Trost und Hilfe stehend, Ihm nicht klagen könnt, um den klaget offen und ehrlich Euch selbst an, nehmt Ihn hin, als die liebevolle Züchtigung des Vaters, der weinend sein Antlitz abwendet und schwerer, als das Kind, selbst den Streich fühlt und doch züchtigt. Dann bittet Gott lieber um Hilfe für die wiederkehrende Stunde der Gefahr, daß Ihr Euch nicht wieder solchen Schmerz bereitet. Betet nicht aus gedankenloser Gewohnheit zu bestimmten Tages- und Jahreszeiten, sondern haltet Eure Seele wach, daß Ihr die leiseste Regung des Bedürfnisses zu beten, den leisesten, innerlichsten Anfang des Kampfes spürt und gerüstet seid bei Zeiten, weil Ihr fest die Hand Eures himmlischen Vaters gefaßt habt, ehe der Feind in Euch durch Eure Schuld stärker ist, als Ihr. In der Einsamkeit sollt Ihr beten, das heißt nicht nur: Ihr sollt nicht mit Eurer Frömmigkeit vor der Welt prunken, sondern Ihr müßt mitten im Geräusch der Welt einen kurzen, inhaltschweren Augenblick einsam werden können mit Euch selbst. Weil der wahre Blick in Euer Inneres sich Euch erhellt, der einzige Menschenblick, welcher in der Dinge Kern und Wesen, (bei Euch in's schaffende Selbstbewußtsein) dringt, so müssen die der Außenwelt zugewendeten Augen, denen ein solcher Blick unmöglich ist, sich einen Augenblick ganz verdunkeln, und wenn Ihr so wirklich nichts schaut, fühlt, denkt, als Euer göttähnliches Inneres, da erblickt Ihr durch Euch selbst den schöpferischen Brennpunkt des Alllebend: Gott. Wo Ihr seid und wie Ihr seid in der Stunde der Gefahr, richtet so den Blick fest über die Erde hin durch das unendliche Heer der Welten, und das All ist dann der Himmel, und der Vater wird nicht ausbleiben, daß er nahe zu Euch trete, wenn Ihr Ihn würdig ruft, als Sein Kind. Weil Ihr seine Kinder seid, dringt Eures Geistes Blick, gewaltig, als der Orkan, schneller, als der Blitz, stolz und ohne Furcht, durch das unendliche All, denn als sein Kind seid Ihr so groß, wie das All, denn wie der Sand am Meer und die Sterne am Himmel, so sind Ihm auch alle Haare auf Eurem Haupte gezählt, und Eure kleinsten Sorgen weiß und sorgt auch Er, der die Planeten ihre Bahnen führt, und nur

darum ist das All' auch für Euch der Himmel, d. h. nichts, als die Werkstatte Gottes, weil der Vater so ob jedem Kleinsten und Größten im All' forget. Geheiligt werde dein Name. Fühlet Eure Größe, daß Ihr Seine Größe empfindet und an Seiner Hand muthig an den Abgrund Eures Innern zu treten wagt, und selbst heraufbeschwört den bösen Feind in Euch, und wenn Ihr den sehet in seiner ganzen Stärke, so gesticket Euch mit demüthigem Zittern, wie schwach Ihr dem gegenüber wäret, wenn Ihr ihm nicht an der Hand Eures himmlischen Vaters gegenüber treten könntet. Diesen Namen, der die Himmel erschließt, nennt auf diese rechte Weise oft, recht oft, daß Ihr täglich, stündlich mehr kennen lernt den Feind, und auch die Macht des Helfers und Eure Macht durch Ihn, aber nennet ihn nie ohne jenen wahren Stolz, jene wahre Demuth, daß er nicht ein leerer Schall auf Eurer Zunge wird, und deshalb endlich in der Stunde der Gefahr nicht mehr die Gluth der Liebe zu Gott, zu Menschen, und somit in Wahrheit zu Euch selbst auflodern lassen kann, in deren heiligen Glorie der Herr zu jeder Stunde wieder erscheint, wie er einst Moses erschien auf dem Sinai. Wo diese Gluth in einem Menschenherzen brennt, da ist es ein Tempel, darin der Herr wohnet, und wenn diese Gluth einst alle Menschenherzen erleuchten und erwärmen wird, dann stürzen die steinernen Tempel ein und des Himmels Wölbung wird die Decke des Hauses sein, das sich der Vater bereitet hat, darin zu wohnen unter seinen Kindern. Und wenn Ihr wachet und wenn Ihr schlafet, und wenn Ihr esset und wenn Ihr trinket, und wenn Ihr forget um's täglichen Brod, und wenn Ihr Gerechtigkeit übt, und wenn Ihr dem Schwachen helfet, den Freund umarmt, die Braut küßt, und wenn Ihr schwelgt in den reinen Freuden der Erde, und wenn Ihr weinend am Grabe Eurer Lieben steht, Er wird, freundlich lächelnd, stets neben Euch stehen und wird Euch helfen und aufrichten, daß Euer ganzes Leben im Großen wie im Kleinen, in Leid und Lust, ein freudiger Gottesdienst ist, Ihm zur Ehre und allen Menschen hier und dort zur Seligkeit: Zu uns komme dein Reich. Wie Du die Welt geschaffen hast, Allvater, so werde unser ganzes menschliches Leben in Kirche und Staat, auf dem

Markte und im Hause immer mehr so, als ob Du es geschaffen hättest, indem wir immer mehr Dein Ebenbild werden! Dein Wille geschehe auf Erden, wie im Himmel!

Aber der Weg zu diesem Ziele ist weit und rauh, und er will langsam, Schritt für Schritt gewandelt sein, und so, daß ein Wanderer dem anderen freundlich forthat, und wir werden das Ziel nie erreichen, wenn wir ein Häufchen der Kraft vergeuden, die Gott in uns gelegt hat, ihn müthig wandeln zu können. Er ist leicht zu gehen in den Augenblicken froher Begeisterung, wenn uns die Liebe, unser Inneres wärmend und läuternd, entgegenkommt, wenn Mensch und Mensch sich einet zu großen und schönen That, wenn an den Erinnerungsfesten des Herrn das Geräusch das Leben verstummt und des Herrn Bild sichtbarlich wandelt durch die Gemeinde, die, nur Seiner gedenkend, von Seinem heiligen Geiste erfüllt ist.

Aber es ist schwer, auch dann auf diesem Wege fortzufahren, wenn unser Geist matt ist von den kleinen Geschäften des Tages, und das Heer der kleinen Sorgen unsern Kopf umsummt, wie ein stechender Bienenschwarm. Es ist schwer zu gehen diesen Weg des Kampfes für den von Krankheit geschwächten Armen, wenn er auf dem harten Bette liegt, schlaflos, weil die Kinder nach Brod schreien, schlaflos, weil er die Annäherung des Tages fürchtet, der den Pfandboten eintreten sehen wird, schlaflos, weil der Jubel vom Gelage des reichen Nachbarn herüberdönt. Aber je größer die Gefahr zu erliegen ist, je größer wird auch der Sieg sein, wenn Ihr Ihn treu bleibt, und es ist auch eine Güte des Herrn, daß Er Euch die Gelegenheit zu so großem Siege gibt, und Er wird wunderbarlich helfen, ehe die menschlich schwache Kraft des treuen Kämpfers erlahmt, denn der starke gewaltige Gott ist in seinem Thun und Wollen kein von Anfang vorbestimmtes, starres Weltgesetz, dem Ihr hingegeben wäret, wie das Rad sich bewegt in der Maschine, sondern Gott ist ein treuer, sorgsamer Vater, das werdet auch Ihr erfahren, wie es Millionen Eurer Brüder erfahren haben und täglich noch erfahren. Und Ihr dürft den reichen Nachbar nicht beneiden, denn Ihr wißt nicht, welche Sorgen, bißlicher als die Euren, an seinem

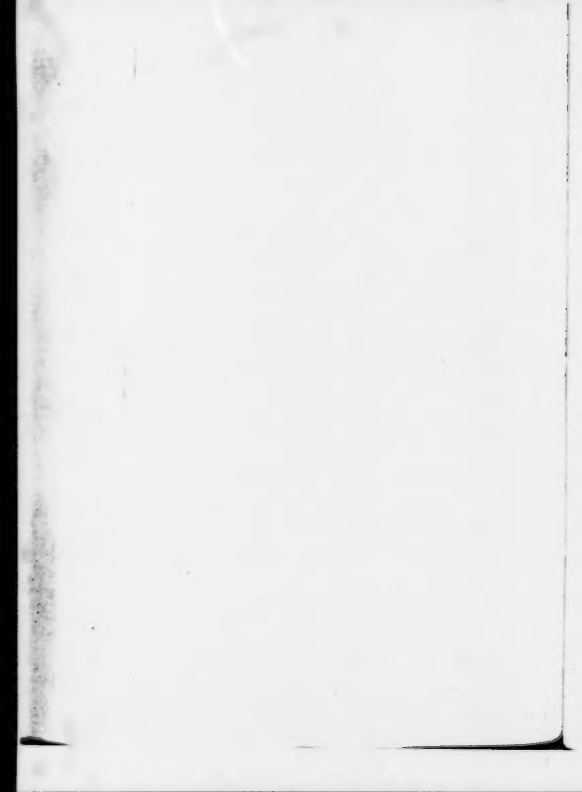
Herzen nagen, und wie sie der Jubel des Gelages nicht zu
 verschlucken vermag, und wie es ihm im Getümmel der
 Weltlust schwerer wird, als Euch, dem Herrn treu zu blei-
 ben, der auch ihm allein helfen kann, und wie der reiche
 Mann doch auch nur sich satt essen kann, und endlich, daß
 es nicht darauf ankommt, was man ißt, sondern wie's ei-
 nem schmeckt. Köstliche Gerichte zu speisen, wenn man lei-
 nen Hunger hat, thut weh, wie Hunger, und das eider-
 dunene Bett ist härter, als ein Brett, wenn Sorgen schlaf-
 los erhalten: Gieb uns unser täglich Brod und gieb
 uns in unser einfaches Bett ein gut Gewissen, als ein wei-
 ches Ruhelissen. Wir wissen zwar, daß unsere Schwachheit
 groß ist, und daß wir ihr nur zu oft erliegen sind, und
 wollten wir's auch noch so klug vor uns und vor Dir,
 Vater, verhüllen und beschönigen, so stehen in und um uns
 tausend Denkmale jener Schwachheit und unserer inneren
 Niederlagen. Aber Deine Gnade ist größer als diese
 Schwachheit, wenn wir sie nur mit thatkräftiger Reu' her-
 beiziehen, und Du vergiebst uns unsere Schuld, wie
 wir vergeben unseren Schuldigern. Aber sprechet
 besonders diese Bitte nicht leichtsinnig, denn in ihr machet
 Ihr Euch für Euer eigenes Thun zugleich allein verant-
 wortlich. Ja, Ihr bekennet in ihr, daß Ihr Eure Freiheit
 kennt und geltend machen wollt, und deshalb nicht Unwis-
 senheit mehr den Mißbrauch der Freiheit entschuldigt. Und
 eine so große Gnade es ist, daß uns Gott diese Freiheit
 geqönnt und gegeben, und dadurch zu seinem Ebenbilde er-
 höht hat, und wenn die Entwicklung unserer Freiheit auch
 der Kern- und Brennpunkt alles Menschenlebens in Einzel-
 menschen, in Volk und Menschheit ist, und ein so großes
 und schönes Selbstgefühl sie uns geben kann und geben
 muß, wenn wir die Begeisterung gewinnen sollen, die allein
 zum Siege verhilft, so erringen wir diesen doch nur, wenn
 wir unserer Schwäche gleich sehr, wie unserer Größe bewußt
 bleiben, und so bitten wir aus dieser wahren, stolzen De-
 muth: führe uns nicht in Versuchung weiter, als
 unsere Kraft, die Versuchung zu überwinden, reicht. —
 Wenn wir auch wissen, daß Ueberwindung der Versuchung
 allein Gutsein und Gutsein allein Leben ist, wir dürfen
 darum nie vergessen, daß wir schwach sind, so wie wir uns

ganz stark wähen. Aus diesem demüthig stolzen Verhältnisse zum Vater, das durch Klarheit über sich selbst zur glaubendstiefen, thatkräftig erprobten Ruhe und Harmonie unseres Innern führt, aus ihm allein erwächst die Zuversicht, daß kein Sturm des Lebens so bedrohlich sein kann und wir vermöchten nicht, des Sieges schon gewiß, zu sprechen: Vater, erlöse uns vom Uebel! Hilf uns von allem wahren Uebel, und aus aller Noth, die wir uns einbilden, weil wir fühlen, daß wir sie verdient haben. Wenn Ihr so, offen gegen Euch selbst und gegen Gott, mit stolzer Stirn die Abwendung der Strafen ersuchen könnt, da entzündet sich im Herzen die Liebesgluth, da naht der Herr sichtbarlich, als Helfer und Retter, und ob Ihr dem schwersten irdischen Kampfe entgegengeht, oder ob Euch der lauteste Jubel der Weltlust, oder der tiefste Schmerz umgiebt, und ob Euch die Sünde in reizendster, lockendster Weise die Arme entgegen streckt, oder Ihr den gefährlichen Triumph eines glücklich bestandenen Seelenkampfes feiert: Ihr seid des inneren Sieges, auf den es allein ankommt, gewiß, weil Ihr Seine Hand gefaßt habt, und über Eure Größe frohlockend, weil Ihr die Größe Eures hilfreichen Freundes erkannt habt, könnt Ihr, dann nur in Wahrheit Gottes Ebenbild, ausrufen: Dein ist die Macht und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.



Drittes Buch.

Hans Fallinbrei's Wanderung und Heimkehr.



Mit jenem Muthe, der die Welt überwindet, nicht weil er sich vor ihr zurückzieht und seine und ihre Freuden und Kämpfe meidet, sondern weil er Gott vertrauend auf beide eingeht, verließ Hans Fallinbrei nach einigen Tagen fröhlicher Gast das gastliche Haus des Schneiders Michel, nachdem er sich oft für die ihm zu Theil gewordene Belehrung bestens beim alten Magister Antonius bedankt hatte. Mit der klaren Einsicht, wie sie dem Manne nothwendig ist, denn nur sehr gefühlreiche Frauen können dieselbe durch einen gewissen Tact für das Wahre und Gute ersehn, hatte Fallinbrei jetzt verstanden, was Luise sagen wollte mit dem Leben nach dem Vorbilde Christi. Der alte Magister fühlte aber auch große Theilnahme für den braven, frischen Jungen, und beschloß trotz seiner hohen Jahre und Michels Abathungen dennoch Hans heimlich auf der Reise zu folgen, um ihm auch ferner mit Rath und That beizustehen. Was sich nun weiter begab, ersieht der günstige Leser aus diesen Briefen Hans Fallinbrei's an den Portier. Uebrigens hatte ihm Vetter Michel zur Entschädigung für die anfängliche Beleidigung noch ein tüchtiges Viaticum, d. h. einen Sack mit harten Thälern, mitgegeben.

B r i e f e .

Hand Gallinbrei an den Portier auf Schloß Vollhuf.

Erster Brief.

Hamburg den 1842

Das Widerwärtigste bei meiner schnellen Abreise vom Schloß war mir, daß Ihr auch noch so müdig waret, Portier. Die Anderen werden nun, da ich fort bin, noch mehr auf mich schimpfen, aber Er, denk' ich, wird sich die Sache gescheide überlegen und dahinterkommen, daß mir's ergangen ist wie dem Joseph mit der Potipfarrerin. Eigentlich war ich etwas böse auf Ihn, daß Er mich auch hat verkennen können nach so langer Bekanntschaft, aber ich konnte nicht ganz ohne Nachricht und Zusammenhang sein mit Schloß Vollhuf: — mitunter muß Er mir auch schreiben, wie's bei Oberförstmeisters hergeht.

Gleich beim Anfang meiner Reise machte ich die Bekanntschaft eines alten Magisters und eines Schneiders. Von den braven Leuten, die mich wie ein Kind im Hause hielten, muß ich mündlich berichten; sie aaben mir treffliche Lehren und Reisegeld, und am dritten Tage ging ich weiter, um auf der nächsten Station mich auf die Post zu setzen. Von dem ganzen Wege bis zur Stadt weiß ich nichts, als daß ich die Thaler in der Tasche klirren hörte, und ich nichts dachte, als: du willst dein Glück in der Welt machen, eben so viel Wissenschaft und noch mehr Geld (obgleich mir sonst an dem so wenig lag!) als der Doktor erwerben, damit du endlich doch heirathen kannst. So kam ich in die Stadt. Auf der Post fragten die Leute mich nun, wohin ich reisen wolle? Die Frage kam mir sehr der Quere, denn hätte ich gesagt, dahin, wo mein Glück blüht, so hätte der Herr Sekretair das am Ende doch nicht auf seiner langen Tafel voll Städte- und Länder-Namen verzeichnet gefunden. Ich sagte daher: 's ist mir gleich, mit der nächsten Post, die abgeht! — Da freute mich's sehr, daß alle die grämlichen Gesichter von Postoffizianten auf

einmal laut auflachten, denn wenn ich mich sonst auch nicht gern auslachen lasse, so war mir's hier recht, weil's in dem Post-Saal gewiß selten was zu lachen giebt und ist das Lachen doch eine herrliche Gabe Gottes für Jedermann. Ein Postbote verstand die Sache auch ganz anders und sagte, das ist gewiß der Engländer, der drüben im Schwan gewohnt und so viele tolle Streiche gemacht hat, und als ich nun den großen Beutel mit Großthalern hervorzog, da glaubten alle auf einmal, was der Postbote gesagt hatte, und alle Gesichter wurden ellenlang und alle Rücken krumm vor lauter Respekt, so daß keiner mich nach Namen und Vasi zu fragen wagte. Nun muß ich durch ein gut Stück Geographie hindurch gefahren sein, denn sechs Tage und sieben Nächte habe ich mir's bequem gemacht in dem Gils- wagen. Tag und Nacht geschlafen, geschwagt, geraucht und Mutags und Abends gab's vorzügliches Essen und's gefiel mir zu gut, so bequem da zu sitzen und Städte und Dörfer, Wälder und Felder an sich vorüber fliegen zu sehen und alle Tage stiegen andere Leute zu mir ein, um sich mit mir zu unterhalten und die schönen Damen waren so freundlich und zuthunlich, und die Herren so lustig, und's waren nach ihren Reden lauter vornehme Leute, von denen der Eine in der Welt herumreiste, weil er sein Geld zu Hause gar nicht all durchbringen konnte, und der Andere hatte zwar noch nicht so viel, aber er wollte jetzt eine große Erbschaft in Empfang nehmen u. s. w.

'S ist schade, daß ich alle die vielen Späße wieder vergessen habe, aber den letzten weiß ich noch. Wir waren schon ziemlich lange auf einer Station gefahren und ein Herr, bis oben hinaus in einen wattirten Sackpaletot mit hoher Kapuze eingeknüpft, war immer still da gesessen und hatte kein Wort gesprochen. Endlich fragte ihn Einer, wer er denn wäre und was er triebe? Er wäre gewiß ein Handlungsreisender. „Aufzuwarten,“ antwortete der Eingeknüpfte: „Ich reise in Stednadeln!“ — „Das ist mir aber ein kitzliches Geschäft!“ sagte ich, und Burr! — da hielt der Wagen vor einer Station, der Schirrmeister öffnete den Schlag und sagte: Her-r-r Engländer (er wußte noch immer meinen Namen nicht), bleiben Sie hier? Sonst

müssen sie sich neu einschreiben lassen und auf's Neue bezahlen. Sie sind noch für zwei Stationen schuldig.

Ich sah zum Wagen hinaus, das Posthaus war zwar recht stattlich und am Fenster saßen zwei hübsche Mädchen und nähten, aber weit und breit war kein Dorf, nicht einmal ein einzelnes Haus zu sehen, sondern nichts, als kahle Heide und kleine Schafe und ein Mann ging mit einem Bienenstock vorüber. Nein, hier konnte mein Glück nicht wohnen! Ich zog daher meinen Sack hervor und wollte bezahlen, aber, ob ich schon bis an den Ellenbogen hineinlangte, es war auch kein Pfifferling mehr darin und in meinem Gesichte mußte geschrieben stehen, daß ich auch sonst nichts hatte.

„Das ist auch ein kluglich Ding!“ lachte jetzt der Eingeknöpfte boohast: „da wird es wohl am besten sein, wenn Sie hier bleiben.“

„Ja, ich muß eilen,“ rief der Schirrmeister jetzt auf einmal grob, „wenn Sie nichts bei sich haben, so steigen Sie aus. Für den Rückstand werde ich Ihr Mäuzel behalten. Sie können ihn auf der Post in Hamburg wieder einlösen.“

Rasch sprang ich aus dem Wagen, und ehe ich mich noch recht besann, rollte er schon in weiter Ferne. Mir war sehr wohl, daß ich nach dem langen Eigen wieder auf meinen Beinen stand, und jetzt fiel mir's doch auch schwer auf's Herz, daß ich von alle den merkwürdigen Gegenden, durch die ich gereist war, so viel wie gar nicht gesehen hatte. Daran ist nur das verdammte Geld Schuld rief ich aus, warf den leeren Geldsack in den Graben, schnitt mir aus dem Zaun beim Hause einen tüchtigen Stacken und marschirte rüstig in die Welt hinein.

Nachmittags kam ich an einen breiten, breiten Fluß, auf dem eine Menge Schiffe lagen, und jenseits sah ich eine große Stadt mit vielen Thürmen. Ein Mann mit hochaufgezogenen Stiefeln war in einem Kahn am Ufer mit seinen Regen beschäftigt, ein Handwerksbursch saß im Kahne und aß eine Wurst. „Was ist das für eine Stadt?“ fragte ich den Fischer. Er sah mich von der Seite kurios an und brummte: „Hamborg.“ „Kann man da sein Glück machen?“ fragte ich weiter. Der Fischer lachte und sagte nichts, der

Handwerksbursch rief aber: „Lieben Sie mich, junger Herr, des Hamburg is't Paradies!“ „So ist mir's gerade Recht,“ sagte ich, „wie kommt man aber nach dem Paradies hinüber?“ — „Zu Fuß einmal nicht!“ antwortete der Handwerksbursche, „wenn sie sich dort nach Harburg begeben wollen, von da seht alle paar Stunden ein Dampfboot ab, oder haben Sie Eile, Ihr Glück zu machen, so können Sie für zwei Schilling mit uns überfahren, wenn dieser brave Amphibienjäger sein Geschäft vollendet hat.“ — „Geld hab' ich nicht!“ sagte ich. „Umsonst ist nur der Tod, wenn er einen auch des Leben kostet!“ erwiderte lachend der Handwerksbursch, und damit fuhren sie ab. Rasch entschlossen sprang ich in den Fluß und schwamm hinter dem Boote her, an dem ich mich festhielt, wenn ich müde wurde. Auf des Handwerksburschen Gerede, der bald den Großmüthigen spielte und für mich bezahlen wollte, bald mich aushöhnte, achtete ich nicht. Auf den Schiffen und am Ufer hatte man uns längst bemerkt, die Matrosen jauchzten mir zu und das am Ufer zusammengelaufene Volk wollte den Fischer abprügeln, denn der Handwerksbursche erzählte hier die ganze Sache so, als ob der Fischer mich aus Hartherzigkeit abgewiesen und er selbst kein Geld mehr gehabt hätte, woran er sehr geschickt die Bitte um ein Almosen anknüpfte. Schimpfworte in allen Sprachen der Welt flogen hin und her, da legte sich die Polizei in's Mittel, nahm den Fischer in Schutz und führte mich und den Handwerksburschen in's Prison; mich, weil ich keinen Paß, und meinen Kameraden, weil er gebettelt hatte. Ein Haufe von Matrosen und Gassenbuben zog lärmend hinter uns her. Die Komödie gefiel mir aber doch nicht ganz und als wir in einer engen Straße auf die Seite treten mußten, weil mehrere Wagen vorüber kamen, riß ich mich von dem Polizeidiener los und rannte durch den Volkshaufen, der hinter mir den Polizeidiener aufhielt, obgleich dieser mit seinem Stock wader drein schlug. Ich weiß nicht, wie lange ich gelaufen bin, zuletzt stand ich vor dem Thore bei einem Wirthshause. Unter einem Zelte vor der Thüre desselben saßen hinter dem Tische drei junge Herren, die mit lautem Lachen aßen und tranken. Ich setzte mich auf einen Stein in der Nähe, denn ich war herzlich müde und hungrig. Vielleicht, dachte ich,

laden die Herren dich ein, mitzuessen. Vorläufig schaute ich drüben dem Trägen und Treiben zu, denn auf der andern Seite der Chaussee war, so weit man sehen konnte, eine Reihe von theils großen, prächtigen Gebäuden, theils Bretterbuden, in denen alles, was man sich nur wünschen konnte, zu sehen war: Kunsttreier, Puppentheater, wilde Thiere Carroussel u. s. w. Davor Spieltische und Buden und Karren, in denen allerlei Gewaaren feil standen. Das Treiben machte mir so viel Spaß, daß ich Hunger, Kasse und Ermüdung fast vergaß; da hör' ich, daß ein armes Bäuerlein die Herren um ein Almosen anspricht. Gleich seh' ich mich um, ob auch wieder ein Polizeidiener in der Nähe ist. 'S kam diesmal keiner, der Bauer sagte aber, als er seine Schillinge in den Sack geschoben hatte: „De groten Lude hebbend doch got, de löhnt äten un drinken jümmer sohr, wenn wi uns asmarachen möten!“ (Die reichen Leute haben es doch gut, die können immer fort essen und trinken, wenn wir uns abauälen müssen). Da lachten die Herren und Einer rief: „Hans Peter, sig her! du sollst es auch mal so gut haben. He, Kellner, 'ne Flasche Wein und ein Bestäak mit Kartoffeln.“ Der Bauer meinte Anfangs, es sei nur Spaß und selbst, als das Verlangte kam, ließ er sich noch eine Weile nöthigen, dann langte er tapfer zu, und kaum waren Bestäak und Wein verzehrt, gleich stand eine neue Flasche Bordeaux und zwei Hammelsotelette vor ihm auf dem Tische, und die Herren ließen nicht nach mit Nöthigen, und als er das verzehrt hatte, bestellten sie gleich noch eine Omelette und Rheinwein. Der Bauer konnte kaum mehr schnaufen, so voll hatte er sich gegessen, und der starke Wein machte, daß ihm die Augen im Kopf funkelten, wie zwei Kohlen. Als sie nun gar noch Champagner und Kuchen kommen ließen, riß sich der Bauer los und schrie im Hinaustaumeln: „Mi fall de Dübel holen, wenn ich noch'n Nömap äten un drinken kann.“ (Mich soll der Teufel holen, wenn ich noch das Gerinagste essen und trinken kann). „Da sieh, Hans Peter,“ schrie der Herr, der ihn eingeladen hatte, „da sieh, was Essen und Trinken für eine schwere Arbeit ist und beneide uns nicht wieder!“

Der Bauer war auf einer Haustreppe umgefallen und

schnarchte laut, ich sprang aber hinzu, schlug auf den Tisch und sagte, das wäre ein schlechter Spass, und damit drückte ich die drei Herren mit dem Tische gegen die Wand, daß ihnen die Rippen im Leibe frachten; denn ich war in heller Wuth. Zwei von ihnen gingen nun an zu schimpfen, der dritte, ein Engländer, sprang aber über den Tisch herüber, schrie: Goddam, you rascal! warf seinen Rock ab und legte sich in Vorcrpositur, und ehe ich mich dessen versehen konnte, hatte er mir solch einen Stoß auf den Magen gegeben, daß ich laut aufstöhnen mußte. „Du Hund, du willst lizeln?“ rief ich und schlug dem Kerl mit der Faust auf den Kopf, daß er hinsiel wie ein Fressch und alle Viere von sich streckte. Nun kamen nicht nur die beiden anderen über mich, sondern es waren gleich auch noch ein Paar Bekannte bei der Hand, und es wäre mir am Ende schlimm ergangen, wenn sich der Engländer, sobald er sich erholt hatte, nicht in's Mittel gelegt hätte. Er schüttelte mir die Hand und sprach: „Sei mein Freund; komm, is' und trink mit mir. Ich werde mir nur abwaschen das Blut.“ Nun das ließ ich mir nicht zweimal sagen, ich griff tapfer zu und bald war ich auch mit den Andern gut ausgeföhnt, und der Engländer wollte durchaus, ich sollte mit nach England kommen. „Old England for ever!“ rief er einmal über das andere: dort werdet Ihr machen your fortune. Under stehen Sie?“

Als aber bald darauf alle drei, trunkenen Weise, einschliessen und eine Menge von Gassern sich um uns gesammelt hatte, da schämte ich mich ihrer Gesellschaft und trollte mich meiner Wege.

Raum war ich drei Schritte gegangen, so rief's hinter mir her: „Mein Jungedün, wat löpp's du denn so? Dat het mi veel Vergnoigen maakt, as du den Engelsonn so kettelt häst.“ (Mein Sohn, warum läufst du so? Das hat mir viel Vergnügen gemacht, als du den Engländer so gefißelt hast.) Es war eine drollige Figur, die hinter mir her kam, breitschultrig, dickköpfig und mit einem Ausdruck von Gutmüthigkeit und Schlaueit im Gesichte; dazu war die eine Hüfte ausgerenkt, so daß dieses Geschöpf, fünfmal so breit als dick, stark hinkte. Das war der Oberarbeiter des berühmten Handlungshauses K., Hans Köster

mit Namen. Wir wurden bald sehr gut bekannt mit einander. Ich sollte nur mit ihm kommen, sagte er, nach seinem Hause, damit er seinen „Braten- und Rindtaufs-rod“ anziehen könnte, dann wollten wir zusammen auf einen Tanzboden gehen und hernach, na, da gäbe es einen Hauptspass! Nachdem wir durch mehrere Stadttheile marschirt waren, in denen es lieberlich genug zuging, kamen wir in eine enge Straße, welche quer von einem Kanale durchschnitten wurde. Dicht an der Brücke, welche über den Kanal führte, war das Haus Hans Kösters, ein Brantweinschank. Von der Hausthür ging's einige Stufen hinab auf eine dunkle, schmale Hausflur, dann rechts in die große Brantweinstube. Da war ein toller Jubel, und als wir eintraten, wurden alle erst recht wie besessen! „Ho! Hans Köster soll leben!“ schrien sie. Endlich trat aber einer vor und sagte: „Zwiegt still, ich will für ju alle sprechen!“ (Schweigt still; ich will für Euch alle reden!) Dann nahm er ein großes Glas Kümmer in die Rechte und Kösters Hand in die Linke, und sagte feierlich: „Züh, Köster, du bist een goden Kerl, un mein Freund, und wie weeten dat all, und dat du uns hüht ümsüß Snaps giffst, dat is sehr menschenfründlich von di. Wie weeten aber ook, warum du dat deist: wegen des Mäßigkeitvereins, un du kannst säter upp uns tellen (hier gab er dem Köster einen starken Schlag auf die Schulter). Du wahrst et uns aber ook nich för ungoet nehmen, wenn wi di eene lütte Freid malen. Züh her, da hebben wi di een Schild malen laten. Kriegt dat Ding mal hervör!“ (Sieh, Köster, du bist ein guter Kerl und mein Freund, wir wissen das alle, und daß du uns heut umsonst Schnaps giebst, das ist sehr menschenfreundlich von dir. Wir wissen aber auch, warum du das thust: Wegen des Mäßigkeitvereins! und du kannst sicher auf uns zählen. Du wirst es uns aber auch nicht für ungut nehmen, wenn wir dir eine kleine Freude machen. Sieh her, da haben wir dir ein Schild malen lassen. Kriegt das Ding 'mal hervor). So gleich wurde ein großes, transparentes Wirthshauschild auf den Tisch gestellt, auf dem geschrieben stand:

Zum Mäßigkeitverein.

Hier schenkt man Bier und Brantwein.

Nun erwiderte Köster unter lautem Gelächter aller Anwesenden den freundschaftlichen Schlag, nur noch einmal so stark, denn er war offenbar übermannt von Rührung. Der Redner hob aber hoch sein Glas und rief: „Unser Wollthäter soll leben. Hoch!“ und dreimal brüllte die Menge: „hoch,“ daß die kleinen vergilbten Fensterscheiben klirrten und die Pferde vor einem Kohlenwagen auf der Brücke scheu zur Seite sprangen und durchgegangen wären, wenn nicht mehrere Vorübergehende sie am Zügel gehalten hätten.

Dann setzten sich alle wieder hin und fuhren fort, geräuchertes Ochsen- und Schweinefleisch in den erstaunlichsten Massen zu verzehren. Nur selten wurde das Geräusch der langsam, aber kräftig arbeitenden Kinnbacken von einem Spasmierte und darauf folgendem allgemeinen Gelächter unterbrochen. Bald kam Hans Köster wieder in einem langen, lachsebraunen Frack, dessen Schöße jetzt ganz nach der Mode gewesen wären, wenn der Rock nur die geringste Spur von Taille gehabt hätte. Köster fasste mich am Arm und zog mich mit sich fort. Draußen auf der Straße fiel ein dichter feiner Regen, so daß man das Licht der in- zwischen angezündeten Laternen kaum sehen konnte. Das Gewühl in den kothigen Straßen war jetzt noch ärger und hastiger geworden. Bald kamen wir zu dem Tanzsaale. Er war groß, elegant ausgemalt und von Gasflammen tageshell erleuchtet. Die Tänzer schienen mir Handlungsdienster, Oberarbeiter, aber auch sonst noch allerlei Leute, namentlich Fremde zu sein, denen es nicht angenehm gewesen wäre, wenn man sie hier gekannt hätte. Die Musik spielte langsame Walzer, die Tänzerinnen mochten wohl etwas leichtfertiger Art sein. Schon wollt' ich wieder fort, denn mir gefiel's hier gar nicht, da kamen drei baumlange Studenten hereingewankt. So wie sie den Mund öffneten, merkte man, daß es Kurländer seien, die wahrscheinlich in Kiel studirten. So stolz, als es nur immer ihre Trunkenheit zuließ, marschirten sie mitten durch die Reihen der Tänzer einigemal auf und ab, dann riefen sie den Musikanten zu, mit dem Walzer inne zu halten und eine Polka aufzuspielen. Alles lachte, und weder Tänzer noch Musikanten kümmerten sich darum. Da wurden die Studenten wüthend

und drohten, sie würden hinaufkommen und den Musikanten die Instrumente zerschlagen, wenn sie nicht Polka spielten. Hans Köster hatte bis dahin, ohne auf den allgemeinen Tumult zu achten, und seelenvergnügten Angesichts zierlich sein kurzes Bein vorsetzend, läppisch sein längeres Bein nachschleppend, sich noch einmal so langsam, als alle übrigen Tänzer, im Kreise herumbewegt. Das hieß bei ihm Tanzen. Jetzt, da der Lärm auf's Höchste stieg, stand er auf einmal still und hielt, wie ein Fels im Meere, den Stoß der nachtanzenden Paare aus, den kurzen Fuß aufgestemmt, den langen vorgeschoben, beide Arme auf die Hüften gestützt, die Unterlippe möglichst hinauf, die Stirnhaut in tausend Falten herabgezogen — so stand der zornige Hans Köster da. „Hier wahr't speelt, wat upp de Danzmesterliste steiht!“ (hier wird gespielt, was auf der Tanzliste steht!) schrie er nach einer Pause — alles schwieg still, alles stand still, nur die Studenten stürmten mit Halloh die Treppe des Orchesters hinan. Hans Köster sah einen Augenblick sehr dumm aus, denn er dachte nach, dann hinkte er langsam hinter den Studenten her: „Hier wahr't speelt, wat upp de Danzmesterliste steiht!“ brummte er noch einmal vor sich, und dann sagte er zu einem ähnlich vierschrötigen Manne: „Oh, myn Maht, stell di mal hier unten an de Trepp hen, un ji annern maakt een Rehi bit an de Döhr, dat id se ju to langen kann.“ (Oh, Kamerad, stell dich hier unten an der Treppe hin, und ihr Andern macht eine Reihe bis an die Thüre, daß ich sie Euch zulangen kann.) Er war nun oben auf dem Orchester angelangt, spie in die Hände, rief: hoch! und hob den ersten Studenten in die Höhe, der blitzschnell setzt, wie ein Waarenballen, von Hand zu Hand flog, zur Thüre hinaus, ohne daß sich im Gesichte auch nur eines der Arbeiter eine Spur von Zorn oder Anstrengung gezeigt hätte.

Jetzt warfen sich die beiden andern Studenten auf Hans Köster, um ihn vor sich her die Treppe hinabzudrängen. Er blieb aber, wie ein Eickflog, festgestemmt und hoch! flog der Zweite, hoch! der dritte Student zur Thüre hinaus. Dann stieg Hans Köster, auch jetzt noch ohne eine Spur von Aufregung, sondern bedächtig wahrnehmend, daß er mit dem zu langen Fuße nicht die schmalen Stufen

versehle, wieder herab und genau da, wo er durch diese Scene unterbrochen war, ging jetzt der Walzer weiter, denn auch die an solche Vorfälle gewöhnten Musikanten hatten das Intermezzo nur benützt, um der Flasche in Ruhe zuspochen zu können.

Die am oberen Ende des Saales befestigte Uhr schlug acht. Hans Köster verließ geschäftig die Reihen der Tänzer, zahlte das Tanzgeld, nahm den niedern Hut und zog mich wieder auf die Straße hinaus. Jetzt erkundigte er sich nach einigen Umschweifen, wer ich denn eigentlich wäre und was ich triebe? — „Ja, Alterchen, rief ich aus, wenn ich das nur selbst wüßte. Ich fahre in der Welt herum, um mein Glück zu machen.“

„Du so'n Herumdriben kümmt mir herut,“ meinte Hans Köster und sah mich misstrauisch von der Seite an: „du heßt Knaken as'n Oß, da mußt du ahrbein, myn Jun. — Dehr Müßiggang ist aller Laster Anfang. Wat heßt du för'n Profeschon?“ — (Bei solchem Herumtreiben kommt nichts heraus, du hast Knochen, wie ein Ochs, da mußt du arbeiten, mein Junge. — Der Müßiggang ist aller Laster Anfang. Was hast du für eine Profession?)

„Jetzt gar keine,“ antwortete ich, „früher war ich der Pflegesohn eines Barons. Da hat mich aber ein verdorbener Student im Hause ausgestochen, und nun will ich sehen, ob ich nicht auch „ein gebildeter Mann“ werden kann, denn keinem andern giebt der Herr Oberforstmeister seine Tochter.“

Hans Köster ließ meinen Arm fahren, sah mich noch misstrauischer an und sagte: „Also'n Studeermaalergesell wödhln se wahrn? Nu, so gahn se myn de Ulenvarsteht und driven se sîd hier nich herum un slahn sîd nich in de Wirthshäuser. Sünd woll'n loser Vogel! Na, sehn se sîd vör, de Polizei is hier schaarp und künn se licht kolly sleepen. Aberst den Engelsmann,“ setzte er, wohlgefällig lachend, hinzu: „hebben se doch to good de Botter betahlt. Ha! ha! du Hund, du wist fetteln!“ (Also ein Student wollen Sie werden? Nun so gehen Sie auf die Universität und prügeln Sie sich nicht in den Wirthshäusern herum, Sie sind wohl ein loser Vogel. Na, sehn Sie sich vor, die Polizei ist hier scharf und könnte Sie leicht kolly schleppen. —

Aber dem Engländer haben Sie doch zu gut die Butte bezahlt, ha! ha! du Hund, du willst sigeln!) Er macht die Bewegung mit der Faust, wie wenn man Jemand auf den Kopf schlägt.

Jetzt auf einem freien Plage angelangt, drängte und ein stürmisches Menschengewühl von einander. Der Platz schien erst vor Kurzem durch Abbruch einer Kirche geräumt zu sein, hinten lag auf demselben ein langes, altes, halb demolirtes Gebäude. Ueber der Thüre war ein Schild mit der Inschrift: Johanneum. Ich folgte dem Menschenstrome, der sich durch die Thüre des Hauses, Trepp auf nach einem großen, wie eine Schulstube mit Bänken und Tischen eingerichteten Saal drängte. Auf einem Doppelkatheder stand unten ein kleiner, schwarzgekleideter Mann, welcher seine Brille pudend, etwas bedenklich in das Gedränge unter ihm herabsah. Auf dem obersten Katheder lehnte sich aber, weit vorgebeugt, Hans Köster und lachte und rief bald hier, bald dort einem seiner Bekannten ein Wort zu, das dann stets mit schallendem Gelächter beantwortet wurde. „Was ist das für ein Haus und was geh hier vor?“ fragte ich einen wohlgekleideten Herrn, der sich schon lange mit überall nachgedrängt hatte. Er sah mich lächelnd an, als ob er sagen wollte, wenn du das nicht weißt, was thust du denn hier? und antwortete: „Hier war früher das Gymnasium und heute soll hier die erste Generalversammlung des Mäßigkeitsvereins gehalten werden.“ Inzwischen hatte der schwarze Herr auf dem Katheder angefangen, seine Rede zu halten, und er mußte sehr Vortreffliches vorbringen, denn bald sah er gerührt aus, als ob er hätte weinen mögen, bald machte er ein hochwichtiges Gesicht und dann wieder ein trauriges. Niemand hörte aber ein Wort von dem, was er sagte, denn alles schwappte, lachte, zischte und brummte durcheinander. Da erhob Hans Köster seine tiefe Bassstimme mit aller Kraft: „Rinnere,“ rief er, „seht si denn nich, wie dem lütjen Herrn de Sweet über dat Gesicht löppt, so maracht he si af? Hört doch to, watt he segt, he will si ja mit sinen Enad glücklich machen.“ (Kinder, seht Ihr denn nicht, wie dem kleinen Herrn warm wird, so quält er sich ab. Hört doch an,

was er sagt, er will Euch ja mit seinemerede glücklich machen).

„Paßt upp! paßt upp!“ rief alles: „Hans Köster hett Recht! Ja de is kloof, dat he dat Gras wassen hört!“ (Paßt auf! Hans Köster hat Recht. Ja, der ist klug, daß er das Gras wachsen hört). Nur hier und da lachte jetzt noch einer; sonst war's still. Was der kleine schwarze Herr gesagt hat, kann ich Ihm aber nicht melden, Portier, denn es war so heiß in dem Saale und stank so bestialisch nach Schnaps und Taback, daß einem Hören und Sehen verging. Das weiß ich nur, daß der Herr sagte, alle übrigen Laster die er der Reihe nach aufzählte, kämen vom Brantwein trinken her, und Wasser wäre doch ein eben so wohlschmeckendes und viel wohlfeileres Getränk. „He, drinkt Rothwein!“ (Er trinkt Rothwein) fügte hier Hans Köster ein, „aber wenn he sich Knüppelduhn sapen hett, so segt he: (aber wenn er sich betrunken hat, so sagt er:) Ich habe mit einen vergnügten Tag gemacht, bi und lütten Luden schrien se jümmero lif: Du Schweinhund!“ (bei uns armen Leuten schreien sie aber immer gleich, du Schweinhund) Und dann sagte der Redner, er sehe mit Vergnügen, welchen Eindruck seine Rede auf die Versammlung mache, und er lese mit Rührung in Aller Augen, daß sie sich vorgenommen hätten, nie wieder Brantwein zu trinken, und zum Zeichen dieses Gelübdes solle jeder seine Hand in die Höhe heben.

Der Redner schwieg und trocknete sich, Stolz und Zufriedenheit in den Mienen, die Stirne. Hans Köster zog aber eine Schnapsflasche hervor, hielt den Pfropfen dem Herrn unter ihm an die Nase, rief: „Da, myn Jun, rüch an den Broppen!“ (Da, mein Junge, riech' an dem Pfropfen!) und trank die Flasche in einem Zuge aus. Lauter Jubel scholl auf dieses Zeichen, alle hoben die Hände empor, aber in jeder Hand war eine Brantweinflasche. Kanke Aepfel, Papiertugeln u. dgl. flogen nach dem Redner. Dieser wollte durch eine Seitenthür entweichen, aber mit einem Schritt hatte ihn Hans Köster eingeholt. „Hol' di jo nich upp!“ rief er und faßte ihn am Kragen, und mit der Sorgfalt und Sicherheit, die ich schon auf dem Tanzboden sah, wurde auch das schwarze Herrchen von Hand

zu Hand durch den Saal zur Hauptthüre hinaus spedirt. Dann drängte sich ein Theil der Versammlung mit lautem Schreien und Stoßen zur Thüre hinaus, während die Zurückbleibenden ganz still und ernst, als ob sie bei ihrer täglichen Arbeit wären, das Haus zu demoliren angingen. —

Als ich wieder auf dem Plage vor dem Hause stand, kamen alle Möbel, zuletzt sogar eine Orgel zum Fenster heraus, während oben von Zimmergesellen das Dach abgedeckt wurde. Eine Menge Polizisten, von einer starken Anzahl Militair- und Bürgergarden unterstützt, bemühten sich vergebens, den Platz zu säubern, obgleich sie jeden, der noch lärmte, oder nicht gleich nach Hause ging, festnahmen. Mir war's wußt im Kopfe von meinen Abentheuern mit Hans Köster, ich wollte daher auch eilig fort, wohin? wußte ich zwar noch nicht recht. Da sehe ich den feingekleideten Herrn, der sich dringend stets an meiner Seite gehalten hatte; er schien Jemand zu suchen, und wie er mich sieht, eilt er auf mich zu. In demselben Augenblicke packen mich auch zwei Polizisten und schleppen mich in den Kreis der Soldaten, und als sich nun auf der nächsten Wachtstube, wohin man mich brachte, zeigte, daß ich mich hier ohne Paß und bestimmten Aufenthaltsort umhertriebe, wurde ich sogleich in ein Gefängniß abgeliefert.

Ich kam erst wieder recht zur Besinnung, als ich in dem dumpfen, dunklen Loch auf der Britsche lag. In meinem ganzen Leben ist mir nicht so widerwärtig zu Sinne gewesen. Ich war hungrig, durstig, müde, mit mir selbst unzufrieden, wie ich so mein ganzes Leben in der letzten Zeit seit der Abreise von Völs und namentlich mein Luderleben hier in Hamburg recht bedachte. Wenn Hamburg auch das Paradies ist, dacht' ich (und Schlangen giebt's hier genug), so sind doch auch viele Nachkommen des Engels mit dem feurigen Schwert hier, und der Baum der Erkenntniß muß auch umgehauen sein. Nein, Hans, so machst du nicht dein Glück u. s. w. Allmählig schlief ich vor Ermüdung ein, und der Traum zeigte mir lockendere Bilder. Bald zog ich als General in die Schlacht, bald warb ich um die Hand einer schönen Prinzessin. Dann hatte ich wieder so viel Geld, wie mir Hans Köster erzählt

hatte, daß die Leute hatten, die in den schönen Häusern am Jungfernstieg wohnten. Schöne Mädchen tanzten mit Wein und köstlich riechenden Speisen um mich her. Auf einmal waren es aber lauter Gerippe und die Meinige ging im Leichentleide mitten unter ihnen und sah mich mit weit aufgerissenen, leblosen Augen an. — Ich erwachte, in Schweiß gebadet. Die Luft in dem engen Loche war so schwül, daß ich kaum athmen konnte. Morgen würde ich mit Polizei in meine Heimath transportirt, hatte der Polizist gesagt. Ach, du hast ja keine Heimath mehr! rief ich aus und faßte in Wuth das kleine Gittergitter meines Gefängnisses. Der Tag war längst angebrochen, aber ein dichter Nebel verhüllte die Sonne. Auf einmal näherten sich draußen rasche Schritte, die Schloßer rasselten, und hereinstürzte der feingekleidete Herr von gestern. Er umarmte mich, wie einen alten Bekannten, und rief: „Sein Sie deshalb nur nicht böse auf das gute Hamburg, Herr Baron, weil man Sie hier so schlecht behandelt hat und der Zufall Sie in so unanständige Gesellschaft gerathen ließ. Hier ist ein Paß, hier ist Geld für Ihren ersten Bedarf, hier Wechsel auf London, es ist der Wunsch Ihrer Familie, daß Sie mit dem ersten Dampfschiffe nach England übergehen. Vertrauen Sie sich nur ganz mir an, draußen steht ein Wagen, um uns in's Hotel zu bringen.“

Ich war, wie aus den Wolken gefallen. Im ersten Augenblicke dacht' ich, sollte hier doch dein Glück anfangen? Aber sogleich fiel mir ein, daß das alles ein Irrthum sein müßte, der sich schnell auflösen würde. Ich sagte daher: „Sie müssen sich in der Person versehen haben, mein Herr. Ich bin kein Baron, sondern“ —

„Still, still!“ rief der Fremde lachend, „ich weiß, Ihr jungen Herren treibt Euch gern incoognito in der Welt herum, um Euren Epaß machen zu können. Aber es geht nicht mehr, Herr Baron, es ist, wie gesagt, der entschiedene Wunsch Ihrer hochgeehrten Familie, daß Sie dieses Bagabondenleben aufgeben und in der Weise, wie es Ihrer Bildung, Ihrem Stande, kurz Ihrer künftigen Lebensstellung entspricht, Ihre Reise fortsetzen.“

Ich öffnete den Paß, richtig, er lautete auf den Herrn Baron Gallinbrei. „Aber, mein Herr,“ rief ich, „wo“

her kennen Sie mich? Mir kommt's gerade vor, als ob Sie einen schlechten Spaß mit mir treiben wollten?"

„Da kennen Sie die Hamburger schlecht,“ antwortete der Fremde gereizt, „wenn Sie glauben, daß man hier an einen schlechten Spaß hundert von Thalern, wie Sie dort in Händen haben, wenden sollte. Sie sind von hohen und einflußreichen Personen nach Ihrem wahren Werthe erkannt und zu hohen Dingen bestimmt. Genießen Sie das Leben mit den Mitteln, die Ihnen jetzt zu Gebote stehen, sorgen Sie für die weitere Ausbildung Ihrer mehr als gewöhnlichen, natürlichen Gaben, die eine sorgfältige Erziehung schon so entschieden an's Licht gebracht hat, und für das Weitere lassen Sie Ihre Gönner sorgen. Jeder Ihrer Schritte ist bewacht und unterstützt. Oh, Sie wissen nicht,“ sagte er, indem er auf einmal zu weinen anfang, „wie tief es uns geschnitten hat, ein so reiches und schönes Gemüth sich so der gemeinsten Sinnlichkeit hingeben zu sehen! Wollen Sie sich und uns Gewißheit geben, daß Sie Ihren Weg zu den höchsten Stufen des Glücks nicht verfehlen, so erlauben Sie, daß ich Sie unter dem Titel eines Sekretairs, in Wahrheit aber als Ihr väterlicher Freund, nach England begleiten darf, um Sie in ernstlichen Dingen mit meiner Weltkenntniß zu unterstützen, um Sie andererseits — denn Jugend will austoben — feinere Genüsse kennen zu lehren, statt der gemeinen Vergnügungen, denen sich hochbegabte Menschen, wie Sie, so leicht in den Tagen unerfahrener Jugend durch ein Uebersprudeln ihrer Kraft hingeben.“

Ich war körperlich und geistig so matt, daß ich weder Ueberlegung noch Willen mehr hatte, und mit dem einzigen Gedanken im Kopfe: Nun fängt dein Glück an! fuhr ich mit ihm nach einem glänzenden Hotel am alten Jungfernstieg. Nachdem mein neuer Sekretair mich hier ein Papier hatte unterschreiben lassen (ich las es nicht in der Hast; er sagte aber, es wäre ein Empfangschein, daß er mir das Geld richtig abgeliefert hätte), warf ich mich in die dort schon für mich bereit liegenden Kleider. Dann wurde ich, wie ein vornehmer junger Herr ausstaffirt, der Schwester meines neuen Freundes vorgestellt, worauf ich das sehr schöne und gebildete, aber, wie ich nicht verkennen konnte,

doch schon etwas abgelebte Mädchen zur Tafel führen mußte. Im Kopfe wirbelnd und im Leibe matt und dumpf von edlen Weinen und Lederbissen aller Art ging's dann in's Theater, wo ich einer Anzahl vornehmer Herren und Damen vorgestellt wurde. Portier, ich hatte ordentlich Respekt gekriegt vor mir selbst, vor meinem Verstande und meiner Schönheit, als ich in einer Loge des ersten Ranges da saß und alle die schönen Mädchen lieber mich durch ihre Rückgläser anschauten, als das lustige Zeug auf dem Theater, und was ich auch herauschwagte, stets hieß es: Wie treffend! Wie pikant! Wie geistreich! und alles lachte und winkte mir zu. Nach dem Theater kamen die Herren und Damen zu uns in den Gasthof, und da wurde wieder gegessen und getrunken, gelacht, gespielt, geliebäugelt und zuletzt sogar getanzt, bis ich endlich bei Tagesanbruch mit schwerem Kopfe auf meinem weichen Bette in einen dumpfen Schlaf verfiel, aus dem bald bunte, bald schreckhafte Träume mich oft erweckten. Beim Abschied hatten die Herren und Damen sich alle bei mir bedankt für den köstlichen Abend, den ich ihnen durch meine Aufwartung und durch meine Unterhaltung bereitet. Die Herren umarmten mich und riefen: „Wie sind Sie doch zu beneiden mit Ihrem Glücke! Aber Sie verdienen die Freuden, die Ihnen Geburt und Reichthum gewähren, durch den Edelmutb Ihres Herzens und durch die Hoheit und Feinheit Ihres Geistes!“ und manches schöne Mädchenauge sagte mir beim Abschied etwas, von dem mir's ganz kurios warm wurde und manche feine weiße Hand drückte mich wärmer, als man sonst aus Dankbarkeit für ein Abendessen zu thun pflegt. So ging's drei Tage und drei Nächte fort, morgen soll ich mit dem Dampfsboot nach England reisen, meines Sekretairs schöne Schwester reist auch mit.

Portier, ich weiß selbst nicht mehr, wer ich bin und was ich will? Schreib' Er mir's doch, sobald Er von London aus meine Adresse hat. Aber das ist gewiß, mein Glück habe ich jetzt gefunden, und nur eins quält mich etwas, das ist, als mir jetzt in dieser ersten, ruhigen Stunde, während mein Sekretair einpackt, auf einmal einfiel, daß ich in diesen Tagen stets, wenn ich beten wollte, einschlief. Laß' Er mir doch in seinem nächsten Briefe ordentlich die Le-

viren; will mich bemühen, daß mir das nicht wieder geschieht. Und nun, Gott befohlen! Grüß hübsch den Koch und die Babette.

Sein alter treuer
Le Baron de Fallinbrei.

(so steht's auf meinen Visitenkarten, die mein Sekretair hat machen lassen.)

Zweiter Brief.

London den . . . 184°.

Es geht doch kein Leben über ein gut Leben! Bei der Uebefahrt von Gurbafen war mir's freilich herzlich schlecht, denn ich kriegte die Seekrankheit, weil wir stürmisches Wetter hatten, so daß es mir im Leibe zwackte und wühlte, daß ich meinte, meines Lebens Ende sei gekommen. So wie wir aber am Abend nach unserer Ankunft hier in London in dem Gastzimmer des prächtigen Gasthauses beisammen saßen, mein Sekretair, dessen Schwester und ich, da stellte sich bei mir ein ungeheurer Appetit ein. Jetzt dacht' ich: Eine gute warme Suppe, daß sich der Magen wieder erfrischt, und dann, was es nur giebt an Essen und Trinken! — Aber Prost die Mahlzeit! Suppe, sagte der Kellner, gäbe es hier gar nicht. Ne, Portier, was die Leute doch für Geschrei von England machen, da sollt' man alles haben können und viel besser, als bei uns und nun — nicht einmal eine Suppe! — Aha, dacht' ich, der Kerl merkt's dir an, daß du so schrecklich viel Geld hast, und geldgierig sollen die Engländer ja alle sein. Ich zog daher meinen Beutel mit Louisdors heraus und sagte: Ich wollte einmal Suppe essen, koste es, was es wolle! Der Kellner machte einen tiefen Bückling und sagte: Ich sollte Suppe haben, aber ich müßte warten, bis sie gemacht sei. Mein Sekretair und seine Schwester bewunderten wieder meine

Gefcheutheit, daß ich mich so schnell in fremde Sitte zu finden wüßte und, kaum den Fuß an's Land gesetzt, gleich ein vollständiger Engländer geworden sei. Der Sekretair meinte: Er sähe mich schon als reichen Engländer, so reich, daß man das Geld in Deutschland gar nicht aufzehren könnte. Denn mir könnte es hier gar nicht fehlen, daß ich bald einen furchtbar reichen, aber wenig gescheuten Engländer fände, der sich glücklich schätzen würde, mit mir zusammen ein großes Fabrikgeschäft unternehmen zu dürfen. Und wenn das nicht wäre, so würde sich doch gewiß bald eine ungeheuer reiche Engländerin in mich verlieben. Als er das sagte, sah mich seine Schwester so verliebt und doch so trübselig an, daß mir's durch Mark und Bein ging. 'S ist wirklich ein wunderschönes Weib mit ihrem schwarzen Lockenhaar und sprühenden Feuer Augen, und den weißen, vollen und doch schlanken Körperformen! Aber meine Geliebte ist's doch nicht, und wenn mir's auch in allen Adern zuckt, so wie ich nur zufällig einmal ihre Hand, oder ihren Fuß berühre, so bleibt mir's doch ganz kalt dabei im Kopf und Herzen. Und solch Geschwätz von ihm und solche Blicke von ihr bin ich nach gerade schon so gewohnt, daß ich auch diesmal, wie gewöhnlich, nichts darauf antwortete, sondern mich umsah im Zimmer, ob denn die Suppe endlich käme. Eine Menge Leute saßen an kleinen Tischen und starrten, meist die Hände in den Rock- oder Hosentaschen, nach dem Getöse an der Decke. Niemand sprach, Niemand las, Frauenzimmer waren, außer der Schwester meines Sekretairs, gar keine da. Alle warteten gelassen, bis der Kellner mit dem wohl dreißig Pfund schweren Rindbraten zu ihnen kam, dann schnitt sich Jeder selbst einige herzhafte Scheiben herunter, dazu wurden Kartoffeln und anderes Gemüse, beides in Wasser abgekocht und Bier herumgereicht, und nun sah alles eben so starr gerade aus vor sich hin, während alle Kinnbacken mit starkem Geräusche langsam zu arbeiten anfangen. Nur wenige hatten sich vorher noch Fisch geben lassen. Der Kellner hatte, wie ich jetzt sah, nicht gelogen: Niemand aß Suppe. Bald waren alle fertig, der Kellner gab frisches Tischuch, Messer, Gabeln, Teller und Glas, setzte vor Jedem eine Flasche dunkelrothen Weines, einige Birnen und Äpfel und einen Teller

mit Zwiebad hin, der, nach dem Krachen beim Zerbeißen zu urtheilen, steinhart sein mußte. Als auch dieses verzehrt war, streckten sich alle, jetzt eben so behaglich, wie vorher abgespannt, aussehend, wieder hinten über und bejudten die Decke, oder eine Stelle an der Wand. Schon wollte ich ungeduldig werden, denn die allgemeine Stille machte, daß weder mein Sekretair noch dessen Schwester, deren Mäulchen doch sonst stets wie eine Klappermühle ging, heut ein Wort sprachen — da kam die Suppe, sie sah braun aus und es schwamm allerhand darin herum; rasch nahm ich einen Löffel voll, aber sie war so heiß und besonders so stark geweffert, — — ich sperrte den Mund mit einer Miene auf, daß meine Nachbarin hell auflachen mußte. Jetzt begriff ich, warum Niemand Suppe aß! Ich trank schnell ein ganzes Glas Bier, um den höllischen Brand in meinem Magen zu löschen, dachte, wer unter Wölfen ist, muß mitheulen, und machte mich auch an Fische, Rindsbraten, Kartoffeln und Gemüse, Wein, Apffel und Zwiebad.

Einige Gäste hatten sich aber an einem Tische in der Ecke ein ordentliches Nachessen geben lassen. Es war vorher bestellt, wie mir der Kellner sagte, und mußte zur Feier einer besonders fröhlichen Begebenheit sein, denn die Leute tranken dabei entseßlich viel von dem starken, rothen Weine. Ihr anfangs sehr ruhiges einsüßbiges Gespräch, aus dem man unerträglich oft ein langgedehntes d j ä h s (Ja) hervorthörte, wurde immer lebhafter, so daß ich Essen und Trinken vergaß, und meinte, jeden Augenblick müßten sie sich zu prügeln anfangen. Die Sache verlief sich aber ganz anders, denn auf einmal fielen alle höchst einmüthig über den Kellner her — der doch, so viel ich wenigstens bemerken konnte, ohne das Gespräch zu verstehen, ganz unschuldig war. Und nachdem man den armen Menschen mit Schlägen und Flüchen hinausgeworfen hatte, mußte der Wirth noch kommen und den betrunkenen Kerlen für die Schuld seines Kellners feierlich Abbitte thun.

Niemand im Saale hatte im geringsten auf die Geschichte geachtet und ein großer, starker Mann, der während der Schlägerei hereinkam, ging, die Hände in den Taschen,

mitten durch die Streitenden hin, als ob sie ganz ruhig daständen.

Jetzt ward endlich der Hammelbraten, den er sich bestellt hatte, durch den Wirth gebracht, und hineinbeissen in ein Stück und die Schüssel mitten in die Stube werfen, war für den neuen Gast eins. Dabei sah er aber ganz gelassen aus, und indem er die Hände wieder in die Tasche steckte, befahl er dem Wirth ruhig, sogleich in die Küche zu gehn und der Köchin zu sagen: Sie sei eine verdammte Hündinn, daß sie so schlecht koche. Sogleich entstand an der Thüre ein furchtbarer Lärm. Die Köchin mußte mit irländischer Neugier und Wohlgefallen am Prügeln dem vorigen Ausritte an der Thüre zugehört und so die ihr zugedachte Ehrenerklärung jetzt auch gehört haben. Mit männlicher Kraft stieß sie die Kellner, die sie aufhalten wollten, bei Seite, stellte sich, die Hände auf ihre breiten Hüften gestemmt, die Haube schief auf dem unordentlichen, schwarzen Haare, dicht vor ihren Gegner und schmetterte nun eine solche Masse von Schimpfwörtern heraus, daß der große Viehhändler, wie ich ihn jetzt nennen hörte, bald roth, bald bleich vor Zorn wurde, und endlich in höchster Wuth schrie: „Kellner, meine Pantoffeln!“ Sein, an der Flanke von der immer noch fortbelfernden Köchin beunruhigter Rückzug war aber wieder stolz und langsam.

Jetzt sprach ein Gast nach dem andern sein: „Kellner, die Pantoffeln!“ (bei vielen das erste Wort den Abend) und alles marschirte ab. Auch wir ließen uns die Zimmer anweisen. Sie lagen, wie überall in englischen Gasthäusern, in der obersten Etage. Nachdem der Kellner (hier boots d. h. Stiefel genannt) mir die Stiefel ausgezogen und sonst beim Entkleiden geholfen hatte, fragte er, um wie viel Uhr ich das Raschwasser verlange? (in England rasirt sich alles selbst). Dann ging er und wir schliefen ein. Er kann mir's glauben, Portier, daß ich in Hamburg im Gasthof ein sehr gutes Bett hatte, aber solch ein englisches Bett ist doch zehnmal besser. Als wir am andern Morgen in den Speisesaal hinunterkamen, fanden wir unsere Mitreisenden von gestern Abend schon alle wieder versammelt, jetzt hatte aber jeder ein Zeitungsblatt in der Hand, so

groß, daß man den ganzen Mann hätte hineinwickeln können.

Auch wir setzten uns zum Frühstück, und nun wurde zuerst mitten auf den Tisch eine kochende Theemaschine und Theefanne, Spülnapf und Milchtopf nebst einer Dose mit grünem und schwarzem Thee, alles von Silber, hingestellt; ferner ein Teller mit gekochten Eiern, ein zweiter mit gerösteten Schweinsohren, ein dritter mit kaltem Schinken, ein vierter mit Beefsteak. Außerdem Butter, Käse, Salz, Pfeffer und Senf und mehrere Sorten feinen Weißbrots. Um diese Masse von Lebensmitteln zu sich zu nehmen, waren für Jeden von uns drei Teller, jeder mit seinen Messern und Gabeln und zwei große Theetassen servirt.

Für sechs Stunden satt, gingen wir dann aus, um die Stadt zu besichtigen. Es ist aber ein Gewühl von Menschen und Wagen auf der Straße, daß einem Hören und Sehen vergeht, und man wäre in beständiger Lebensgefahr durch die Wagen, wenn nicht zu beiden Seiten etwas erhöhte Wege für die Fußgänger gemacht wären. Und dazu rennt alles, als ob's in der Nähe brennte, und man meint, man müßte immer gegeneinander stoßen. Dieses geschieht aber sehr selten, denn sie sind sehr geschickt im Ausweichen. Nur wo sich die Straßen kreuzen, ist schwer durchzukommen. Man sieht unzählig viele große, meist sehr wohl erhaltene, steinerne Häuser, und mit den Kaufläden ist es eine unsinnige Pracht, aber eigentlich schöne Gebäude, vor denen man gerne stehen bliebe und, ohne daß es einem Jemand sagte, 'nen Respekt vor dem kriegte, der darin wohnt, oder vor dem, was darin getrieben wird, solche giebt's fast gar nicht. Ich freute mich, als wir aus dem ewigen Einerlei der Straßen hinausamen an den prächtigen Themsestrom, mit seinem Wald von Masten und lustigem hin und her von Böten, noch ganz anders, als ich's in Hamburg gesehen habe.

Dann kamen wir aber auch wieder in Theile der Stadt, wo es ganz still und heimlich war: viereckige Plätze, in der Mitte mit hübschen Blumenanlagen von einem gußeisernen Gitter eingefast, wo drinnen die Mägde mit den Kindern der umwohnenden Herrschaften sich ergingen und spielten. —

Nach einem Frühstück um ein Uhr, mit dem bei uns eine ganze Familie einen Louffichmaus hätte halten können, kleideten wir uns sauber an, setzten uns in einen Wagen und machten unsere Visiten, wo wir überall sehr freundlich aufgenommen und zu dem und jenem eingeladen wurden. Mein Herr Sekretair hat sich hier nämlich auch einen vornehmen Titel zugelegt, den habe ich aber schwören müssen, Niemand in Deutschland zu verrathen. Auf diesen Titel hin durften wir Abends in den Fremdenklub gehen. Mein Herr Sekretair hatte mir gesagt, ich solle ihm nur alles nachmachen. Die Einrichtung des Klubhauses war aber so glänzend und die Leute sahen so vornehm aus, und die reichgekleideten Bedienten fast noch vornehmer, so daß ich kein Wort zu sagen und nur ganz leise aufzutreten wagte. Gleich an der Thüre hatte ich, wie sich's gehört, den Hut abgezogen, aber drinnen setzte ich ihn schnell wieder auf, denn mein Sekretair stand ganz fest, den Hut auf dem Kopfe, neben einem Tische, an dem vier Herren, mit Kreuzen und Ordenssternen auf der Brust, Whist spielten. Und nach einer Weile hatte er sogar die Unverschämtheit, zu sagen, daß, wenn nach zwei Robbern zwei Herren austreten würden, so wollten wir beide mitspielen. Darauf nahm er, immer noch den Hut auf dem Kopfe, eine Zeitung und rekelte sich, die Beine weit vorgestreckt, in einen großen Lehnstuhl hin, an dessen Lehne ein Lesepult und daneben eine Lampe befestigt war. Ich that's ihm gleich nach, schielte aber immer noch nach den Herren am Spieltisch hinüber, und allmählig kriegte ich auch wieder mehr Courage. Das Whistspielen hatte Er mich ja ordentlich gelehrt, und auf's Gewinnen schienen es die reichen Herren gar nicht abgesehen zu haben, denn ich sah auf dem Tische gar kein Geld, sondern sie spielten, wie bei uns die Kinder, mit Spielmarken.

Als es nun soweit war, ging mein Sekretair zu einem Herrn hin, der auf einer Art Katheder saß und immer fort in einem großen Buche schrieb, und holte auch für uns solche Spielmarken. Dann setzten wir unsere schönen, neuen Hüte auf den Fußboden und das Spiel nahm seinen Anfang. Ich war sehr verlegen und verlor deshalb beständig; mir gegenüber saß ein dicker Lord mit nur noch zwei kleinen

Büscheln weißer Haare zu beiden Seiten des ungeheuren Kahlkopfs. Als er durch meine Schuld beständig verlor, stieg seine Wuth von Augenblick zu Augenblick, so daß ich endlich nicht lassen konnte, auszurufen: Wie er sich so grämen könnte, da wir doch nur um Spielmarken spielten! Da sagte er mir in gutem Deutsch, ich wolle entweder einen höchst unpassenden Spas mit ihm treiben, oder ich sei ein unwissender Narr; jedenfalls gehöre ich nicht hierher, und wolle er nicht durch Schuld eines Menschen, wie ich sei, 700 Lthr. verlieren. — Alle Spieler erhoben sich jetzt, und man sprach davon, daß man mich hinauswerfen müßte. Vergebens sah ich mich in meiner Angst nach dem saubern Herrn Sekretair um. Ich antwortete nun einiges zu meiner Vertheidigung; was ich gesagt habe, weiß ich nicht mehr, aber es mußte ziemlich grob gewesen sein, denn alles fuhr jetzt auf mich ein. Ich nahm daher in solcher Hast Reißaus, daß ich einen Spieltisch und zwei Kellner umrannte.

Zu Hause fand ich meinen Sekretair schon im Bette. Er behauptete, von dem Streit nichts bemerkt zu haben, ihm wäre schläfrig geworden, und da hätte er sich ohne Abschied fortgemacht, wie's dort Mode sei. Eben stand ich nun im Begriff, mich, höchst mißlaunig, auch schlafen zu legen, als der Mann, welcher im Spielklub mir die Marken gegeben hatte, hereintrat und mir eine Rechnung über 682 Lthr., die ich so eben verspielt hätte, vorlegte. Mein Sekretair sagte gähnend: „Ja, die müssen Sie sogleich bezahlen!“ und legte sich auf die andere Seite, um weiter zu schlafen. Ich bezahlte den Kerl und ging auch in's Bett, konnte aber vor Desperation die ganze Nacht nicht schlafen, und doch wußte ich nicht recht, auf wen ich böse wäre. — Kaum saßen wir in der Frühe beim Thee, als sich ein pensionirter Oberst mit einem furchtbaren Schnauzbarte und einem schwarzen Pflaster auf dem einen Auge bei mir melden ließ. Er brachte von dem dicken Herrn von gestern Abend eine Herausforderung auf Pistolen. Der Sekretair wurde bleich vor Schreck und sagte mir auf deutsch, ich sollte die Herausforderung annehmen und mich in größter Eile auf und davon machen; seine Schwester lag in Ohnmacht. Ich war aber bligstoll. „Bin nicht

umsonst so oft mit den Jägern des Herrn Oberforstmeisters auf die Jagd gegangen," rief ich, "Ihr sollt sehen, daß ein Deutscher auch zu schießen versteht!" dann zwang ich den Sekretair mit mir zu gehen, um Pistolen einzukaufen und mich, als Sekundant, auf den Kampfplatz zu begleiten. In einem Miethwagen fuhren wir nach dem Orte, wo das Duell stattfinden sollte; es war ein einsamer Wiesenplatz in einem großen Parke, nur ganz in der Ferne hörte man den Straßenlärm und das Wagengeroll der Stadt, in den zunächst liegenden, vornehmen Häusern schlief noch alles. Ohne viel Worte zu verlieren ging's zur Sache. Ich, als Geforderter, hatte den ersten Schuß. Der dicke Lord stand mit der Seite mir zugekehrt, sein feistes Gesicht sah jetzt in der Morgensonne so gutmüthig aus, daß ich beschloß, ihm nur einen Denkartel zu geben. Die rechte Hand meines Gegners ruhte auf dem feisten Schenkel. „Hand weg!" rief ich, er that's unwillkürlich, die Kugel sah im Dickfleisch, Mylord lag im Grase. „Die Wunde ist durchaus ungefährlich," sagte der Chirurg. „Ein Meisterschuß!" rief der Oberst, umarmte mich auf das Zärtlichste und verlangte, ich sollte gleich mit ihm zu einem Frühstück gehen. Ich setzte mich aber wieder in den Wagen und fuhr nach Hause. Als ich in's Zimmer trat, fiel mir die Schwester des Sekretairs um den Hals, schwangte viel von der schrecklichen Angst, die sie meinerwegen ausgestanden hätte, und die große Freude, daß sie mich gesund wieder sähe, erpreßte ihr das Geständniß, daß sie sterblich in mich verliebt sei, dabei verkehrte sie ihre sonst wirklich schönen Augen, daß sie aussah, wie ein Huhn, dem man den Hals umdreht. Ich sagte ihr kurz heraus, sie solle sich meinerwegen mit ihrer Liebe nicht verunköthigen, zog einen alten Rock an und lief auf's geradewohl hinaus in das Gewühl der Londoner Straßen. Eine Weile sah und hörte ich nichts, weil mir die eben erlebten Geschichten noch zu sehr im Kopfe lagen, allmählig erwachte aber wieder meine natürliche Wißbegierde. Ueber den Köpfen der Leute schwebte eine weiße Tafel, groß wie ein Hofthor, daher, und auf derselben stand mit Buchstaben, daß es auch die Entferntesten lesen konnten:

Hunger! Hunger! Hunger!

Kolonien im Inland, oder soll die Mittelklasse ganz ruhmirt werden!

Heut zwischen Mittag und ein Uhr Versammlung der vernünftigen Gesellschaft in der Kron- und Anker-Taverne. Hr. Owen wird selbst präsidiren —

Wir wurde es leicht, mich hinzuzufügen; eine große Volksmasse zog ruhig durch den breiten Hausgang ein und hinten eine Treppe in die Höhe. Wir kamen in einen weiten ovalen Saal, der durch eine Brustwehr in zwei ungleiche Hälften getheilt war. In der Mitte der kleineren Hälfte stand, etwas erhöht, ein Tisch, mit einem hölzernen Hammer, einer Flasche Xeres-Wein und einer Flasche Wasser, dann ein Tisch für die Sekretaire, ringsum eine Menge Bänke und Stühle für den angesehenen Theil der Versammlung und für die Redner. Vorn in der größern Hälfte drängte sich eine Masse von Leuten: anständig gekleidete Bürger und halb zerlumptes Gefindel, aber am meisten von Del und Steinkohlendampf geschwärmte Fabrikarbeiter. An der Thüre standen auch einzelne Frauenzimmer.

Jetzt stieg ein Redner nach dem andern auf den Tisch und sprach zur Versammlung, die ihm, bald laut murrend, bald laut Beifall stampfend und rufend, zuhörte.

Die Redner sagten aber auch nicht, wie wir's in Deutschland gewohnt sind, mit starrem Blick und hie und da, wie sie's in der Schule gelernt haben, bald den rechten, bald den linken Arm erhebend, eine mühsam zu Hause eingelernte Rede her. Nein, man sah, daß das, was sie sprachen, das Resultat ihrer ganzen Denkweise war, daß sie gerade so, wie sie sprachen, Tag und Nacht still bei sich gedacht hatten, wer weiß, seit wie lange? Darum brach jetzt ihre Rede, wie ein lange verhaltener Wasserstrom hervor, und der ganze Körper begleitete in seinen Bewegungen ihre aus der Praxis des Lebens hervorgegangenen und hier in der Sprache des gewöhnlichen Lebens ausgedrückten Gedanken. Ein Parlamentsmitglied, ein bleicher Fabrikarbeiter und ein breitschultriger Handwerksmann traten nach einander auf. Die äußerliche Noth und der Mangel an innerer Bildung und Erziehung, sowohl bei den Fabrikarbeitern, wie bei den durch die Fabriken ruinirten Handwebern, mur-

den mit Hinweisung auf bestimmte Verhältnisse und Rathen nachgewiesen und Mittel zur Abhülfe besprochen, die so ausgeführt, wie man sie hier darstellte, den ganzen Staat umgewälzt haben würden. Dennoch war nirgends ein Polizeidiener zu sehen. Aber aus der versammelten Menge selbst traten auch gleich Leute auf, die eben so augenscheinlich und auch mit unmittelbarer Beziehung zum Leben auseinanderlegten, daß die Armen darum nicht glücklich würden, wenn sie den Reichen ihr Hab' und Gut nähmen, sobald sie nicht durch Unterricht und eigenen Eifer klug genug wären, um diese Mittel zum Besten des Ganzen brauchen zu können. Wären sie aber erst so klug, so könnten sie auch so, wie die Lebenseinrichtungen jetzt sind, ohne Unrecht und Gewalt in eine bessere Lage kommen. Man müsse die Reichen und Unterrichteten auffordern, daß sie die Hülfsmittel beschafften, damit jeder, der regstamen Geistes sei, auch ohne viel Geld, nicht zur Vielwisserei, aber zu der Bildung gelangen könne, die ihn in seiner Lebensstellung zu einem nützlichen Mitgliede der menschlichen Gesellschaft, und so ihn selbst auch ohne großen Reichthum zufrieden mache. Wenn man auch zehnmal Arbeiterkolonien errichte, wo geseplich vorgeschrieben wäre, daß jeder nach seiner Arbeit belohnt und gewürdigt werden sollte durch unparteiische und einsichtsvolle Vorgesetzte, so würde sich das als eitel Täuschung erweisen, sobald man's ausführen wollte. Denn die Menschen würden immer Menschen bleiben, Wesen voll Leidenschaft und Schwachheit, und die schönsten Gesetze würden nur dann in Wahrheit zur Ausführung kommen, wenn man den lieben Gott selbst, der in's Innere der Herzen sieht und alle gleich liebt, als Vorrüher bei den Kolonien anstellen könnte. Da das unmöglich sei so würde bei den beabsichtigten Umwälzungen vorläufig nur viel Unrecht und Gewalt, und zuletzt im besten Falle etwas ganz Aehnliches herauskommen, wie jetzt schon da sei. An seinen Früchten würde man dann, wie jetzt, den Menschen erkennen müssen und nach dem Grade, wie jeder regsam und eifrig sei in seinem Beruf und Gottes Vorbild vor Augen behalte, finde er auch jetzt mit Gottes Hülfe, die stärker sei, als alle Menschenfeindschaft, zeitliches und ewiges Glück und Frieden. Man solle nur nicht aufhören, selbst brav und fromm

zu sein und alle Mitmenschen nach den Mitteln, die einem durch Verstand und zeitliche Güter zu Gebote stünden, darin zu unterstützen und dazu aufzufordern, so würde sich schon von selbst das Leben so gestalten, daß der, welcher es verdient, Lohn und Anerkennung fände. Dagegen tobte dann wieder ein wüthender Chartist. So wurde lange hin und her verhandelt und endlich von zwei Adressen, deren Abdruck bei der Thüre jedem Ankommenden eingehändigzt war, die gemäßigtere angenommen.

Einige von den Rednern, und gerade die heftigsten, wurden von einer Menge Leute hinausbegleitet, und als ich mich näher erkundigte, hörte ich, daß diese Männer, wegen einer anderen solchen Zusammenkunft hochverrätherischer Umtriebe angeklagt, nach englischer Weise aber gegen eine Caution von einigen tausend Thalern auf freien Fuß gelassen wären. Sie gingen jetzt, um von der Jury ihr Urtheil zu empfangen, und ihre Begleiter waren theils Zeugen, theils Freunde. Ich schloß mich mit dem Zuge an. Ein öffentlicher Platz, über den wir kamen, war aber so gesteckt voll Menschen, daß man nicht durchdringen konnte. Der Mäßigkeitvereinsapostel, Vater Mathew, hatte in einer anstoßenden Halle eine Versammlung halten wollen, war aber durch die übergroße Masse der Zuhörer genöthigt, jetzt hier außen zu reden. Wir standen etwas stille. Ein längst schon belehrter Amerikaner schilderte die Leiden der Trunkenheit und die Freuden der Mäßigkeit auf eine so ergötzliche Weise, daß die Zuhörer gar nicht aus dem Lachen und Jubeln herauskamen. Einen scharfen Gegensatz hiezu bildete es, als Peter Mathew selbst sodann mit seiner wohlklingenden Stimme einige kurze, aber eindringliche Ermahnungen folgen ließ, indem er die Sache mehr von der religiösen Seite faßte. Seine Kanzel war ein offener Wagen. Als er geendet hatte, drängten sich eine Menge Leute herzu, um das Gelübde abzulegen; einige waren aber so betrunken, daß sie beim Niederknien beinahe umfielen. Vater Mathew sprach ihnen in der Weise die Eidesformel vor, daß er bei jedem Worte innehielt, bis es von der ganzen Versammlung wiederholt war. Dann kam er herunter, nahm von Jedem der Neuaufgenommenen den Handschlag und theilte für den Preis von 1 sh. engl. (circa 36 Fr.)

das Bundeszeichen, ein Band mit einer Medaille, aus. Wir suchten jetzt auf einem Umwege durch einen öffentlichen Park unser Ziel zu erreichen. Auch hier war heut ein öffentlicher Redner zu hören. Der Zulauf war aber nicht so groß, und wir bemerkten nur im Vorbeigehen, daß er an einem Baume eine Waage mit einem Apfel und einer Kartoffel aufgehängt hatte, um den Leuten augenscheinlich darzustellen, wie es zugegangen sei bei der Einführung des Zehnten und des Nachtzinses. Er machte aber, so sehr er sich abarbeitete, wenig Eindruck und wurde unaufhörlich ausgelacht und ausgepöfien. In der Hauptallee bewegten sich Schritt für Schritt in unabsehbarer Reihe die altmodischen Karossen und zierlichen Kaleschen der vornehmen Welt auf und ab, umschwärmt von zahllosen Reitern auf den herrlichsten Pferden. Kaum hundert Schritte davon sah man, halb vom Gebüsch verdeckt, eine höhlenartige Grube, jetzt der Wohnplatz einer ausgetriebenen Familie. Halbnaakte Kinder klammerten sich, nach Brot schreiend, um die in stummer Verzweiflung dasigende Mutter. — Vertraut der Mann jetzt in einem Schnapsladen sein Glend, oder ging er dem respectablen Verufe nach, der ihn zuletzt in's Zuchthaus und seine Familie dann endlich unter die Obhut der Armenpflege bringen mußte?! — Ich warf alles Geld, das ich bei mir hatte, der Frau in den Schooß und lief, ehe sie danken konnte, den Angeklagten nach, so daß ich zugleich mit ihnen nach der Guild-Hall kam, wo sie abgeurtheilt werden sollten. Wir traten durch ein weites Thor in eine wohl fünfzig Fuß hohe Halle. Ein Mann, bei dem ich mich schon öfters unterwegs erkundigt hatte, sagte mir, daß sich hier bei Lord-Majors und sonstigen Stadtbeamten oder Parlamentsglieder Wahlen 6—7000 Personen versammeln könnten. Der Saal war durch zwei hohe Fenster mit farbigen Malereien erhellt; an den Wänden standen plumpe Bildsäulen des Mog und Maog und einige schöne Statuen englischer Staatsmänner. Seitenthüren führten in eine Kapelle und verschiedene Geschäftszimmer städtischer Behörden. In einem derselben waren die Geschwornen, Bürgerleute von London, mit schwarzen Talaren bekleidet, schon versammelt. Heute sollten sie das Urtheil fällen, nachdem sie in früheren Sitzungen durch das Loos aus der

Zahl der berechtigten Personen ausgewählt, und dann noch aus ihrer Mitte alle in freundschaftlichen oder feindlichen Verhältnissen zu dem Angeklagten stehenden Personen ausgeschieden waren. Die Advokaten von beiden Seiten hatten gesprochen, die Zeugen waren verhört, der Vorfiger des Gerichts hatte noch einmal eine Uebersicht des ganzen Prozeßes gegeben. Jetzt gingen die Geschworenen in ein Sitzungszimmer, um das schuldig oder nicht schuldig ohne juristische Weisheit, oder Klügelei, nur nach ihrem schlichten, praktischen Verstande auszusprechen. Sie mußten in dem Zimmer so lange bei Wasser und Brod bleiben, bis sie alle in ihrer Meinung übereinstimmten. Das wollte mir nun eigentlich nicht gefallen, denn wenn elf für: schuldig waren und der zwölfte, für nichtschuldig Stimmende, den stärksten Magen hatte, so konnte er die übrigen aus- hungern, bis sie nothgedrungen mit ihm stimmten. Hier wenigstens zog sich die Sache so in die Länge, daß ich eher hungrig wurde, als die Herren Richter, und da ich kein Geld mehr bei mir hatte, mußte ich nach Hause gehen. Ich wäre rasch hingelangt, wenn ich eins der kleinen Dampfschiffe hätte bezahlen können, die auf der Themse von einer Brücke zur anderen, oder nach sonstigen Landungs- plätzen fahren. Jetzt war der Weg weit und ich suchte mir die Zeit zu vertreiben, indem ich mich im Fortschlendern allerhand Gedanken über das heut früh Gesehene hingab: Zuerst kam mir's vor, als ob es mit dem vielgepriesenen Glück Englands doch nicht so weit her sei, wie man's oft in Deutschland ausschreit. Sie können zwar viel äußerlich herstellen mit dem Gelde, das aus den Kolonien kommt, und im Inland, insofern es der Ertrag von Grundstücken ist, zuletzt in wenige Hände zusammenfließt. Die meisten Grundstücke sind nämlich unveräußerlich dem Erstgeborenen der großen, adeligen Familien erb und eigen, und ein Bürgerlicher kann selbst den Platz zu seinem Hause in der Stadt und zu seinem Landhause draußen nur auf 99 Jahr für sich und seine Erben, oder den, an welchen er's ver- kauft, kaufen. Nach Ablauf dieser Frist wird's mit allem, was dann niet- und nagelfest ist, zum Besten des ursprüng- lichen Besitzers wieder verkauft, und doch ist der Käufer in- zwischen verpflichtet gewesen, was er einmal gebaut und

angelegt hat, in gutem Stande zu erhalten und selbst alle 7 Jahr dem Holzwerk einen frischen Anstrich zu geben. Wegen dieser großen, äußeren Mittel und wegen der unangreifbaren Lage seiner Insel ist der Engländer zu einem so großen Selbstgefühl, allen andern Völkern gegenüber, berechtigt, und weil er dieses Selbstgefühl hat, konnte man dem Volke so viel Freiheit geben, und hat das Volk so schnell und tüchtig diese Freiheit brauchen gelernt, was die Hauptsache ist. Es ist eine Freude zu sehen, wie so viel Theilnahme und gesunde, praktische Einsicht in alle öffentlichen Verhältnisse, selbst bei den untersten Volksschichten herrscht, und das kommt daher, weil sowohl im Parlament, wie sonst im Leben, jedes wirklich vorhandene Lebenselement sich geltend machen kann und zwar von denen vertreten wird, die es auch praktisch theilen, und weil es deshalb mit Einsicht und unüberwindlichem Nachdruck vertreten wird, und alles falsche Theoretisiren und alle Möglichkeitsschwinnerei ausgeschlossen ist. Und doch, obgleich Jeder, wenn er sich dort scheinbar der allgemeinsten Verhältnisse annimmt, in Wahrheit nur für sein persönliches Interesse kämpft, und man deshalb meinen sollte, daß die trassieste Selbstsucht unvermeidlich wäre, dennoch ist der Engländer billig und gerecht gegen das, was ihm entgegentritt, und weiß er, daß, wenn er auch möglicher Weise hie und da mit Gewalt mehr ausrichten könnte, er dadurch zuletzt nur dem Gegner nützen würde, indem er so, was er wirklich am guten Rechte hätte, vor Gott und Menschen verwirkt. Diese gesunde Lebensansicht kommt aber daher, weil das Volk seine eigene Gerechtigkeitspflege hat und, man vergesse das nicht, dieselbe, weil seit Jahrhunderten alles dafür lebt und webt, auch recht zu brauchen versteht, und auch diese Kraft nach Innen stammt wieder aus dem nobeln Selbstgefühl nach Außen. Wenn die Engländer so aber auch zwei Hauptsachen zum Leben haben, Geld und Selbstgefühl, so fehlt ihnen doch die dritte, das ist eine durch alle Stände verbreitete, rechte Bildung des Herzens und Verstandes, die im Allgemeinen mehr das Innerliche zur Hauptsache macht, und namentlich zu einer ächten Religiosität, einer Religiosität von Innen heraus, führt; welche da, wo Geld ist, es recht brauchen lehrt und da, wo kein

ist, dem Gelde ein nothwendiges Gegengewicht hinstellt, und das Selbstgefühl nach Außen auch selbst da zu einem gerechten und menschenfreundlichen macht, wo nicht positive Besitzrechte vor Augen liegen, von denen bei dem Engländer alle Gerechtigkeit ausgehen muß. Und wenn nun die Engländer, weil sie so viel vor vielen voraus haben, nicht sehen, was ihnen fehlt, und die Uebelstände, welche aus der Abwesenheit jenes dritten Hauptlebenselementes hervorgehen, meinen, ganz äußerlich durch die Mittel heilen zu können, welche ihnen die andern beiden Hauptsachen geben, so heißt das, das Pferd vom Schwanz aufsäumen, und ist es gerade, wie wenn man eine Uhr, an der die Kette abgerissen ist, dadurch in Ordnung bringen zu können wähnt, sobald man sich die Mühe gäbe, stundenlang den Zeiger mit dem Finger richtig herumzuschieben.

Wir Deutsche haben die innerliche Bildung, aber uns fehlt das Geld und das Selbstgefühl, und nur deshalb trägt die Bildung bei uns nicht praktisch die Früchte, deren Keime lebenskräftig genug uns in der Bildung gegeben sind, weil uns eben die andern beiden Hauptsachen fehlen und alles, was aus ihnen herstanmt. Wenn wir Deutschen aber meinen, die letzteren erlangen zu können, indem wir äußerlich bei uns das einführen wollen, was bei den Engländern von Innen heraus durch den Besitz jener beiden Hauptsachen erwachsen ist, so stellen wir unsere Lebensverbesserung, wenn auch auf andere Weise, doch noch viel ungeschickter an, als die Engländer, und ist das von uns doppelt dumm, weil wir gerade, die wir die Bildung haben, die Sache besser einsehen sollten und könnten. Wenn wir nun einmal anfangen wollten, den Schatz von allgemeiner und tiefer Volksbildung, den wir haben, durch vereinte Kräfte Aller im Leben Wurzel schlagen zu lassen und auf die rechte Weise praktisch anzuwenden, so würden herrliche Früchte erwachsen, welche alle Deutsche in einem viel schöneren Selbstgefühl vereinten, als das der Engländer ist und, so von Innen heraus geernt, hätten wir mehr äußere Macht, als wir brauchten, weil wir dann ein christlich humanes Selbstgefühl nach Außen, und nach Innen eine so lebenskräftige Freiheit hätten, daß uns die freien Engländer beneiden müßten. Denn es wäre besser, wenn wir dann, statt die Er-

laubniß zu Communisten- und Chartisten-Versammlungen zu haben, gar nicht verlangen könnten nach Communismus u. dgl. sogenannten Mitteln, in deren Darstellung eigentlich nicht die Hülfe, sondern nur das Wesen des Uebels ausgesprochen liegt. Und ist ein Kampf um freie Presse und Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Selbstgerichte des Volkes gar nicht möglich, sobald diese innere Freiheit einmal da ist, denn diese äußere Zeichen der Freiheit müßten dann leicht und schnell kommen, und ihr rechter Gebrauch wäre von Anfang an gesichert — wie's Tag wird, wenn die Sonne aufgeht. Da sagen aber die Schreier für falsche, nur äußerliche, einsichtlose Praxis bei uns: „Ja, wie soll's kommen, wenn's nicht nach und nach praktisch eingeführt wird!“ Das ist schon Recht, allein man soll beim Hause den Keller und nicht das Dach zuerst bauen wollen. Die Einsichtsvollsten der Nation sollen, ohne minder gediegene Gelehrte zu sein, ihren hochgelehrten Dünkel ablegen und zeigen, daß der Schatz von Bildung, der sich Jahrhunderte lang in Deutschland erzeugt und in ihnen jezt, wie in einem Brennpunkte, gesammelt hat, sie nun auch befähigt im weitesten Umfange von Innen heraus bildend auf ihr Volk wirken zu können. Man verstehe mich recht: Ich meine nicht, daß man populär über Keger-Geschichten, Rechts-Alterthümer und etruskische Vasenkunde schreiben solle, sondern man soll zeigen, daß man ächte, innere Bildung, als Resultat jener hochgelehrten Studien erlangt hat, und deshalb, wie's sich für die Gelegenheit stets paßt, auf die rechte, eindringliche Weise: einsichtsvollen, warmen Glauben, klar bewusste Theilnahme für öffentliches und Rechtsleben, und Schönheits Sinn verbreiten kann in alle Lebenssphären. Wenn der Engländer zu reden und zu hören versteht, so versteht ~~Wir~~ zu schreiben und zu lesen; jenes wirkt schneller und bequemer, dieses nachhaltiger und tiefer. Mit der praktischen Ausführung auf dem so gewonnenen, festen Fundamente gäbe sich's dann leicht und schnell, wenn auch sie noch von den Einsichtsvollen überwacht werden müßte, daß man z. B. bei der freien Gerichtsbarkeit mit Schiedsgerichten anfinke in Dingen, die der Leute tägliche Kost sind, und nicht mit Criminal- und sonstigen Fällen, wozu schon ein Blick in's Ganze und Große, und

ein warmes Herz für Staat und Vaterland gehört. Solche Männer würde das Volk einst dankbar höher schätzen, als die, deren Portraits in den Sitzungssälen der Akademien hängen. Das so erzogene Volk wäre einst der beste Senator, Advokat und Richter. Dieser, unser jetziger geistiger Adel ist ein größerer Grundbesitzer, und in Wahrheit mächtiger, als der englische, wollte er nur im geistigen Kriege mannhaft und ausdauernd sein, wie einst der deutsche Ritter; und thut er es nicht, so wird er zuerst zu Grunde gehn, wie die Ritter, als sie sich in ihre Burgen einsperrten.

Hier umarmte mich etwas — ich fuhr auf aus meinem Nachsinnen; es war der alte Oberst von heut früh. „Aber mein theurer Freund,“ rief er, „welchen Abenteuern ziehen sie in dieser Kleidung nach?“ Ich erzählte kurz, was ich gesehen hatte, und daß ich jetzt hungrig nach Hause ginge. „Da sind sie eine Stunde von ihrem Wege abgekommen,“ sagte der Oberst, „steigen sie hier in mein Cabriolet, wir fahren nach ihrem Gasthose, sie essen, kleiden sich um, dann begleiten sie mich eine kurze Zeit in's Theater und darauf zu zwei hübschen Mädchen, und die Nacht wollen wir mit einigen guten Freunden bei der Bunschbowl verbringen. Ich muß Ihnen gestehen, ich habe Sie nach ihren Manieren bisher für einen Glückritter gehalten, dessen Eindringen in die vornehme Gesellschaft eine Zuchtigung verdiente, aber heut früh haben Sie mir so imponirt, daß Sie, seien Sie, wer Sie wollen, mein Freund sein müssen.“

Der alte einäugige Oberst gefiel mir in seiner treuerherzigen Weise. Ich fuhr mit ihm; mein Sekretair war nicht zu Hause, seine Schwester hatte sich eingeschlossen. Sie sei unwohl, sagte ihr Kammermädchen.

Beim Essen und Umkleiden unterhielt mich der Oberst mit tausend Schnurren und Abenteuern aus seinen Feldzügen in Spanien; in der Schlacht bei Waterloo hatte er sein Auge verloren, auch die Schlacht bei Toulouse hatte er mitgemacht. — Im Theater wurde eine Pötte mit Tanz: der Teufel, als Balletmeister, gegeben. Wenn ich aber auch jetzt schon ziemlich lange hier bin, so habe ich doch noch so wenig von der Sprache gelernt, daß ich fast

nichts von den Wigen verstand, über welche Parterre und dritte Gallerie in einem fast beständigen, wiehernenden Geräusche waren. Doch sah ich an den Gesten, daß der ganze Spaß ziemlich unanständig sein mußte. Gab's auf der Bühne nichts zu belachen, so rief einer aus dem Publikum einen Wig, meist eine Jote, in die Welt hinaus, daß das ganze Haus lachte. Mehrere Mal gab's aber wegen dieser Späße Händel; dann wurden die Ruhestörer mit noch größerem Lärm hinausgeworfen. Viele Herren auf den Gallerien hatten die Röcke ausgezogen. Man aß allerlei Naschereien und warf die Ueberbleibsel: Drangen- und Kus-Schalen, Einwickelpapiere und ausgefogene Früchte, ohne Weiteres den Leuten im Parterre auf die Köpfe. Die zahlreichen, von den Herren mit allerlei solchen Dingen traktirten Frauenzimmer schienen mir von sehr loserer Art zu sein. Welch einen Gegensatz zu diesem wüsten Treiben bildete das mit asiatischem Luxus und doch höchster Behaglichkeit ausgestattete Gemach der beiden jungen Ladies, zu denen ich dann mit dem Obersten fuhr! Zur Seite des hellpolirten, stählernen Kamins saßen die beiden bildschönen Mädchen, die eine, in einem großen Doppellehnsstuhl an ihre Tante, eine würdige, ganz schwarz gekleidete Matrone, angelehnt, die andere auf dem niedern Sopha an der Wand. Zu ihren Füßen hatte sich ein krausköpfiger junger Herr auf dem Fußteppich hingelagert, das überschlagene Bein mit der linken Hand haltend, während die Rechte gestikulirend seine lustigen Erzählungen von tausend kleinen Vorfällen bei einem heut stattgefundenen politischen Festmahl begleitete. Ein anderer junger Herr saß auf einem Lehnstuhle mitten im Zimmer und besah, die Hände im Westenausschnitt, ein auf seinen Beinen liegendes, großes Kupferwerk, als ob er ganz allein im Zimmer wäre. Reich galonirte Bedienten reichten Erfrischungen herum. Ich war ganz versunken im Anschauen des jüngeren Mädchens; sie sah meiner Luise täuschend ähnlich, nur daß sie nicht Deinen ruhigen, unschuldigen und doch so fröhlichen Blick hatte. Dabei hörte ich auch den Geschichten des jungen Herrn gerne zu. Heut hätte der Jugendbund seine jährlichen Prämien ausgetheilt, erzählte er. Nachdem mehrere angebliche Jugendheiden durch unverbätliche Reuenaussagen durch-

gefallen waren, schien ein Mann, welcher nachwies, daß er seit zehn Jahren stets pünktlich seinen Schneider bezahlt hatte, den Preis gewinnen zu sollen, da kam ein Anderer, der zweimal einen bei ihm stehen gebliebenen Regenschirm und einmal einen vertauschten bessern Hut zurückgegeben hatte, und weil selbst die Richter sich von dieser Rationalnachlässigkeit nicht frei fühlten, so wurde diesem der Preis zu Theil. Gleich drollig war das Ende eines schweren Prozesses gegen einen großen Londoner Weinhändler, dem man bewiesen, daß er seit Jahren keinen Schilling Eingangszoll bezahlt hatte. Er hatte dagegen dargethan, daß all' seine Weine von ihm selbst fabrizirt waren, und er mußte freigesprochen werden. —

Es mochte zwei Uhr in der Nacht sein, als ich dann nach langen Vorstellungen und Begrüßungen mit meinem Obersten in einem großen Gasthause an der Abendtafel saß. Alle Anwesenden gehörten den höchsten Ständen an, waren aber sehr ungezwungen und guter Dinge.

Ein Musikher spielte, wenn alle zu sehr mit Essen beschäftigt waren, um reden zu können. Endlich war die lange Mahlzeit beendet, wiederum wurde ein frisches Tisch-tuch aufgelegt, die Bedienten entfernten sich und ein kleiner, silberner Wagen mit Südweinen in farbigen Kristallflaschen wurde von Einem zum Andern gerollt, daß Jeder sich selbst bedienen konnte. Meine Duellgeschichte war hier durch den launigen Bericht des Abendblattes über dieselbe, schon bekannt und machte die Leute sehr freundlich gegen mich. Nur ein Marlis, der mir gegenüber saß, verdarb mir die Freude. In jenem Berichte war nämlich mein Gegner ungebührlich lächerlich gemacht und ich für einen verkappten deutschen Prinzen ausgegeben. Der Marlis, ein Freund meines Gegners, von dem ich schon lange bemerkt hatte, daß er jede meiner Bewegungen mit boshaften, schadenfrohen Blicken beobachtete, behauptete, der Artikel sei von mir ausgegangen und schalt den Obersten aus, daß er sich jetzt mir so anschliesse. Der Streit wurde immer hitziger, und der Marlis meinte am Ende höhnisch, mit meiner Prinzenschaft möge es weit her sein. Er forderte die ganze Gesellschaft auf zu urtheilen, ob meine Manieren die eines vornehmen Mannes seien. Ich hätte mit dem Messer die

Speisen zum Munde geführt, Zucker und Spargel mit den Fingern angefaßt, ja noch vor Kurzem sogar auf den Boden gespuckt. — Allgemeines Gelächter! — Ich saß, blutroth vor Wuth und Schaam, mein Messer und hätte den Kerl auf der Stelle todtschießen können. Da öffnete sich die Thür und hereintrat mein Sekretair mit zwei Konstablern. Heiterlich sagte er zu mir: Er wolle Gnade vor Recht ergehen lassen und mich noch einmal fragen: ob ich den Wechsel zahlen wolle, oder könne? — Ich hatte gerade meine letzte Guinee in der Hand, um dem Kellner das Nachtessen zu bezahlen. Auf einmal wurde mir alles klar; das Papier, welches ich zu Hamburg unterschrieb, war ein Wechsel gewesen; da ich nicht schwören konnte, das Geld nur zum Theil, oder gar nicht empfangen zu haben, war dem Gefängnisse gar nicht zu enttrinnen.

Aber der Oberst schien es jetzt für eine Ehrensache zu halten, meinen Beschützer zu spielen. „Das wird auch solch ein Kniff sein,“ schrieb er, „um sich an dem armen Jungen zu rächen, der sich doch so ritterlich geschlagen hat. Wie groß ist der Wechsel, ich sage für meinen Freund gut.“ — „Halten sie einen Augenblick inne, Herr Oberst,“ fiel ihm mein Sekretair in's Wort, „und ehe sie einen Unwürdigen ihren Freund nennen, sehen sie erst diese Papiere an, ob sie nicht unbezweifelt darthun, daß dieser sogenannte Baron eines verarmten Dorfschulmeisters Sohn ist, schlechweg Hans Kallinbrei heißt, in Hamburg im Gefängnisse saß, wo er sich, ich weiß nicht wie, diesen falschen Paß als Baron von Kallinbrei verschafft hat. — Da überließ mich heiß und kalt, ich riß dem nächsten der Musikanten, die sich bei dem Wortwechsel uns genähert hatten, sein Instrument aus der Hand — es war eine Klarinette — und wollte damit auf den Sekretair einschlagen, aber den Augenblick warf sich alles auf mich, so daß mein weinschwerer Kopf das Gleichgewicht verlor und ich hintenüber einen schweren Fall that. Halb ohnmächtig wurde ich hinausgeschleppt und fort mit mir in's Gefängniß. Bald in dumpfer Betäubung, bald in schweren Träumen verbrachte ich die Nacht. Es war schon heller Tag, als mich der Druck einer feuchtkalten Hand gegen meine Stirn weckte. Ich fuhr wild empor. Vor mir stand der saubere Herr

Doktor. Er sah mich, wie mit tiefstem Mitleid, an, konnte aber doch einen höhnisch frohlockenden Zug um seinen Mund nicht ganz unterdrücken.

„Armer Kerl,“ sagte er, „soweit hat es durch die Schlechtigkeit der Menschen mit dir kommen müssen! Das kann lange währen, bis es mir gelingt, bei mitleidigen Seelen so viel für dich zusammen zu betteln, um dich aus diesem Grabe zu befreien. Und kommst du endlich heraus, wie willst du ohne Geld wieder heimkommen. Warum habe ich deinen ehemaligen Sekretair, einen alten Bekannten von mir aus Hamburg, nicht eine Stunde früher getroffen! Der alte Baron und dessen Schwester ist todt. Ich bin mit dem Oberforstmeister und Luise hierher gereist über Berlin und St. Petersburg. Jetzt sind die Beiden schon voraus nach Dover, wir wollen über Frankreich heimkehren, in Paris treffen wir uns wieder. Wenn Luise auch jetzt meine Braut ist, so würde sie doch, wenn sie hier noch deine bedrängte Lage erfahren hätte, gewiß ihren Vater gebeten haben, daß er dich ausgelöst hätte.“ — Ich zitterte vor Wuth, Angst, Schaaum bei dieser Rede am ganzen Leibe, daß ich mich kaum regen, geschweige denn ein Wort vorbringen konnte. So sahen wir uns einen Augenblick in höchster Aufregung starr einander an; es werden sich selten zwei Menschen so feindselig anschauen.

„Du Satan in Menschengestalt!“ schrie's auf einmal an der Thür, durch welche soeben der Oberst mit dem von Polizeidienern umgebenen Sekretair eintrat: nicht nur, daß er mit dem Gelde, fuhr der alte Soldat fort, um welches er den alten Baron betrogen hat, hier mit Hülfe dieser feilen Kanaille (er wies auf den Sekretair) dich armen Jungen in Noth und Elend gebracht hat, damit du ihm bei der Luise nicht mehr schaden kannst, nein, er geht jetzt auch noch gar her und will sich an den Qualen seines Opfers weiden. Aber wart! Ich habe durch Drohungen und Versprechungen die ganze saubere Geschichte hier von dem Herrn Ersekretair und dessen tugendreicher sogenannten Schwester herausgekriegt und den Gerichten davon Anzeige gemacht. Jetzt könnt ihr vorläufig mit dem Logis vorlieb nehmen, welches ihr dem armen Jungen zugebracht hattet. Schließet, thut eure Pflicht, wie's euch der Herr von der

Poliizei da gesagt hat. — Komm, Hand, sagte er dann zu mir, du bist frei, ich habe alles für dich in Ordnung gebracht, du bist ein braver Kerl, da hast du auch noch Reisegeld, jetzt mach', daß du den alten Forstmeister und deine Luise noch in Paris einholst. Dort wirst du einen Brief von mir erhalten, aus dem du siehst, wie ich auch ferner für dich sorgen will, da wird dir der Alte die Hand seiner Tochter nicht versagen. Sieh mich einmal recht an!" und damit nahm er den Bart und das schwarze Pflaster vom Auge. Der Oberst war Niemand anders als der Herr Magister Antonius Wanst.

Mit Thränen der Dankbarkeit umarmte ich den alten Freund, in dessen Wohnung ich auch diesen Brief zu Ende geschrieben habe. Lebt wohl, in einer halben Stunde reise ich nach Paris. Der Doktor sitzt im Gefängniß. Rockmals lebt wohl.

Dein
H. Fallinbrei.

S c h l u ß.

Als Hans Fallinbrei nach Paris kam, fand er den Oberforstmeister selbst zwar nicht mehr, wohl aber einen Brief desselben folgenden Inhaltes: Ich bin durch den Magister Antonius von allem wohl unterrichtet, und habe Dir zu melden, daß mein Bruder Dich auf seinem Sterdebette, von Gewissensbissen und meinen Zureden bewogen, gerichtlich als seinen Sohn anerkannt und zum Erben seines Vermögens ernannt hat. Die Schwester starb aus Gram über diese Wendung der Dinge. Luise hat mir gestanden, daß Ihr Euch lieb habt, komm sobald wie möglich in die Arme

Deines zweiten Vaters.

Hans Fallinbrei reiste mit Extrapost nach Hause. —

Von allen Seiten waren die Bauern zusammengeströmt nach Schloß Vollstink am 24. August 184*. Denn solches Leben war dort seit vielen Jahren nicht gesehen worden. Weithin strahlten die Fenster des Schlosses am Abend und rauschende Musik erscholl im Saale, wie im festlich erleuchteten Garten. Dort feierte nämlich Hans Gallindrei, Erb- und Gerichtsherr auf Vollstink, Seiershausen, Mendlingen u. s. w. seine Hochzeit mit der allgeliebten Tochter des Oberforstmeisters, der übergelücklichen Luise, im Garten wurden aber die Insassen sämtlicher Güter auf das herrlichste bewirthet, und von allen Seiten schriegen sie: Es lebe der Herr Baron Hans Gallindrei von Vollstink und seine Frau! Vivat hoch! und als nun beide die Treppe herabkamen und alle den Landeleuten die Hände drückten und sich bedankten, da wollte der Jubel gar kein Ende nehmen.

Im dunkelsten Theile des Parks saß aber ein großer starker Mann an einen Baum gelehnt und spielte auf der Violine: Wer niemals einen Rausch gehabt, das ist kein braver Mann &c. Er trug einen goldbordirten Rock, ein Stod mit silbernem Knöpfe lehnte gegen den Baum, vor ihm lagen vier leere und zwei volle Flaschen Rheinwein. Es war unser alter Freund, der Portier, dem jetzt Hans Gallindrei ein niedliches Häuschen als Ruheitz auf der nicht mehr strittigen Insel erbaut und zum pensionirten Haushofmeister ernannt hatte. Plötzlich verstummte die Geige, der Portier lehnte sich zurück, faltete die Hände über seinem Bauche und sprach: Dummes Zeug, ich glaube, ich habe ein Räuschen!

Thut nichts, Gevatter, thut nichts! rief der eben durch die Hauptallee dahertanzende Herr Meier, seltsam anzusehen im schwarzen Frack, mit Watermördern und mit Sprungriemen, habe euch heut seit zehn Jahren zum ersten Mal wieder, „einen Glanz.“ Die Alte wird brummen! Aber's thut nichts, er ist schuld, der brave Kerl, der Hans, daß meine Tochter jetzt mit dem Koch so glücklich verheirathet ist. Er soll leben und auch glücklich sein, stoßt an, Portier! Hans Gallindrei vivat hoch!

Druck von A. Nietack in Berlin.



Ueber die

Kunst zu philosophiren.

Habilitations-Rede

gehalten

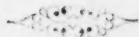
am 18. Mai 1847

von

Dr. Ferdinand Höfe,

Privatdozenten der Philosophie an der Universität zu Basel.

Zählt erst groß dich in dem Kleinen,
Aber dann im Großen klein,
Doch im Großen, wie im Kleinen,
Nimm dein Maß und hast recht sein.



Basel,

Schweighauser'sche Buchhandlung.

1847.



Nh 311 - 7

So viele Lehrer der Philosophie es auch heut zu Tage giebt, so bedarf der Versuch, die Zahl derselben zu vermehren, doch wohl keiner Entschuldigung, nennt man ja allgemein unsere Zeit das philosophische Jahrhundert. Man könnte aber auch wirklich in dieser Beziehung nur etwa die alexandrinisch-römische Periode, welche der christlichen zunächst vorherging, mit ihr vergleichen, denn wie damals ist auch jetzt das Uebergewicht der Theorien, das Wanken der positiven Grundlagen des Lebens das Zeichen einer großen Uebergangsperiode, der Verbote neuen sich bildender Lebenskräfte. Der Unterschied zwischen den Philosophen jener und denen unserer Zeit ist nur, daß damals die Ersten und Besten Vertrauensvoll auf eine außerordentliche Hülfe von oben hofften, während jetzt die ersten Besten meinen, sich selbst und der Welt helfen zu können. Um diese Ansprüche zu begründen, muß jetzt die christliche Religion sich's gefallen lassen, daß man sie auch für eine Art von Philosophie ausgiebt, welche damals freilich für lange Zeit dem Weltlauf seine Pabnen vorgeschrieben habe, jetzt aber werde eine viel höher geartete Philosophie die Entwicklung der Menschheit für immer bestimmen. Im Geist dieser neuen Weisheit rühmt sich jeder zu sein, welcher mithilft an dem zeitgemäßen Werke, bald rationalistisch die positiven Gestaltungen der christlichen Kirche, des historisch erwachsenen Staates zu zerstören, bald eklektisch mit alten Bausteinen Neubauten in Kirche, Staat und Kunst zu versuchen. Oder darf man etwa diese Bruchstücke der

Spinozistischen, Rousseauschen, Kantischen, Hegelschen Gedankensysteme nicht als alte Bausteine bezeichnen? Besonnene Rationalisten stellen dieses gewiß selbst nicht in Abrede. Dennoch wird für das Einreißen des wirklich Veralteten die Nachwelt den Heroen unserer Tage Dank wissen, aber freilich nur in der Weise, wie wir und im Frühlinge auch des Sturmes freuen, wenn er das Eis der Flüsse bricht und die Felder vom Schnee befreit. Was aber jene eklektischen Neubauten betrifft, so haben sie ihr Gewicht an ihnen selber und wird ihr stets sich wiederholender Einsturz nur dienen, um das Bedürfnis zu erwecken nach den bessern Baumeistern, welche aus Einem Guß zu bauen versuchen. Man sucht jetzt häufig diese unglücklichen Versuche, das Leben nach Ideen umzubilden, damit zu entschuldigen, daß man sagt, wenn unsere Werke auch schnell wieder verackern, so verlangt doch das allgemeine Bedürfnis immer neue derartige Proben. Wir können überzeugt sein, daß wann und wo sich das Bedürfnis nach Neubauten in Kirche, Staat und Kunst in Kopf und Herzen des Volkes wirklich regt, dort werden sich die wahren Baumeister mit Gottes Hülfe schon einstellen, oder vielmehr die Völker selbst werden dann, gemeinsam von großen, auch das Gefühl wieder läuternden und wärmenden Gedanken erfaßt, die Baumeister sein. Der wahre Philosoph kann und will dabei nur in Einer Beziehung hülfreiche Hand leisten. Nicht verdonnert war es selbst den größten Philosophen der Vergangenheit, einen Blick zu thun in den Welterschöpfungsplan der Gottheit und noch viel weniger läßt sich, wie gesagt, das Leben willkürlich nach einem rein menschlichen Systeme machen; aber das eigene Wesen kann der Mensch philosophisch erkennen, wie es sich als Leben des Einzelnen gestaltet und wie es der Urquell des menschlichen Gemeinlebens in Kirche und Staat ist (oder vielmehr sein sollte!) und indem er sein Wesen dieser Erkenntnis gemäß vom innersten Keime aus läutert, kann er den ursprünglichen Lebensprozeß wieder frei machen, den Gott einst gab und alle Tage wieder neu geben wird, wenn

die Menschen Ihn nur auf die rechte Weise entgegenkommen. Alle wahre Philosophie war und ist wesentlich nur Selbsterkenntnis. Auch wir halten das Griechische: 'Erkenne dich selbst' für das Motto aller Philosophie, aber wir fassen es in einem objektiveren Sinne auf als der Lehrer des Plato. Das Wahre an Allem, was unsere Wissenschaft von Thales bis auf den heutigen Tag aufgestellt hat, ist nur: daß sie den Weg zur Einsicht des Menschen bei sich selber systematisch anbahnte. Gott entzog den Menschen gegen den Schluß der heidnischen Periode, wie jetzt am Schluß der ersten Epoche der Offenbarungsperiode immer mehr seine unmittelbare Leitung, damit sie Ihn suchen sollten. Gott suchend, fanden die Menschen zunächst aber nur sich selbst: erst wenn diese theoretische Selbsterkenntnis ein praktischer Selbstläuterungsprozeß geworden ist, wird der Mensch in sich, wie im Gesamtleben der Menschheit auch Gott wieder finden. Da bis jetzt aber diese positive Praxis der Philosophie noch fast ganz fehlt, da diese Wissenschaft streng genommen, immer nur noch das ganz theoretische Eigentum einiger weniger ist, so ist unser philosophisches Jahrhundert darum wahrlich noch nicht das Jahrhundert der Philosophen zu nennen und deshalb ein ernstes, besonnenes weiteres Vordringen in dieser Wissenschaft eine hochwichtige Zeitaufgabe. Man stelle viele unserer sogenannten philosophischen Regeneratoren nur einmal ernstlich auf die Probe und man wird finden, daß sie meist deshalb im Namen der Philosophie nur zerstörend auf das Leben wirken können, weil sie die Philosophie nur als Verwand gebrauchen den positiven Gestaltungen gegenüber, nach deren Zertrümmerung ihnen gelüftet, und zwar geschieht dieses bald, weil sie wirklich die Mangelhaftigkeit und Verfröcherung mancher derselben tief erkannten, bald aber auch aus minder lauterer persönlichen Rücksichten. Wären sie dagegen wirklich in die Tiefen der Philosophie eingedrungen, welche, wie gesagt, den innern Lebenseingangsprozeß des Einzel- und Gesamtlebens aufstellt, sie würden die Produkte dieses

Prozess nicht zertrümmern, sondern verstanden haben, dieselben durch organische Fortbildung von innen heraus reiner und wahrer zu gestalten.

Wollen wir aber darum etwa die Meinung aufstellen, der innerste Kern aller Zeitbewegungen in der Wissenschaft wie im Leben sei nicht die Philosophie? Wollen wir die Repräsentanten dieser Zeitbewegungen verdächtigen, sie seien Alle ihrem Verufe nicht gewachsen oder ihm aus Nebenaussichten untreu geworden? Wollen wir gar so anmaßend sein, zu behaupten, wir allein seien im Besitz der wahren, allein seligmachenden Philosophie? Nichts von alledem. Im Gegentheil meinen wir, wie jetzt die Philosophie offenbar ein praktisches Lebensbedürfnis der europäischen Menschheit geworden ist, so müsse sie immer mehr zu einem gesunden geistigen Nahrungsmittel für alle Gebildeten und somit zu einem der Hauptagentien im Staats- und Kirchenleben gemacht werden. Um aber so die Philosophie praktisch und vor allem mit klarem Selbstbewußtsein ausüben zu können, muß man sie auch praktisch erlernt haben; man muß nicht nur theoretisch äußerlich wissen, was dieser oder jener Philosoph behauptet hat, sondern man muß sich so in den bisherigen Entwicklungsengang dieser Wissenschaft versenkt haben, daß er zu einem Entwicklungsprozeß des eigenen Selbst geworden ist. Der Gesamtüberblick über das Gebiet der Philosophie und namentlich über das feine Gewebe, durch welches diese Wissenschaft seit je mit dem Leben zusammenhing, Einwirkungen auf dasselbe ühend und wiederum Einwirkungen von demselben empfangend, dieser Gesamtüberblick der ächten positiven Grundanschauungen der Philosophie führt dann auch nicht etwa zu einem neuen System der Philosophie, sondern vielmehr zu der Kunst des Philosophirens. Die Kunst des Philosophirens ist aber eine praktische Thätigkeit, vermöge welcher jeder, der die nöthige theoretisch-praktische Vorbereitung an sich durchmachen will, künftig sich selbst seine Philosophie bilden, d. h. sich klar werden kann über sein indivi-

vuelles Wesen als Complement und dessen wahren Zusammen-
 hang mit dem menschlichen Gesamtleben. Nicht die Philoso-
 phie, sondern das Philosophiren wollen wir aus der Wissenschaft,
 aber auch aus dem Leben zu erlernen suchen; jenen Proceß selbst-
 bewußter Einkehr bei sich selber, welcher, wie gesagt, durch äußere
 Veranlassungen getrieben, der Kern der bisherigen Philosophie
 war, wir wollen ihn uns jetzt frei und mit Selbstbewußtsein an-
 eignen. Dieses allein werfen wir den praktischen Repräsentanten
 der Philosophie in unsern Tagen vor, daß sie so zu sagen nicht
 mit philosophischem Selbstbewußtsein Philosophen sind, daß sie
 nicht klar einsehen, warum unsere Zeit eine philosophische ist und
 auch sie deshalb von dem rücksichtslosen Streben nach Klarheit
 über sich selbst getrieben werden. Ein solcher Blick auf das große
 Ganze, nicht nur auf die Bahnen, welche sie nach der Indivi-
 dualität und Lebensstellung, die ihnen Gott jetzt gab, gehen
 müssen; ein solcher ächt philosophischer und deshalb unparteiischer
 Weltblick würde zeigen, wie die positiven Lebensgestaltungen nicht
 die Feindnisse, die Feinde der Philosophie, sondern das reiche
 bildsame Material in der Hand des philosophischen Werkmeisters
 sind. Aber er vor allen muß deshalb mit Besonnenheit und Pie-
 tät in das Wesen dieser Lebensgestaltungen einzudringen suchen;
 lernt doch der Anatom stets am meisten bei Sectionen von noch
 lebenden Körpern. Mit derselben heiligen Ehen, wie der ächte
 Arzt nur sparsam und vorsichtig mit seinen Mitteln in den na-
 türlichen Lebensgang eingreift, muß auch der Philosoph das
 menschliche Gesamtleben hier von krankhaften Auswüchsen be-
 freien, dort neu beleben; er muß vor allem nicht der lächerlichen
 Meinung sein, daß sich das Leben nach philosophischen Compen-
 dien machen lasse, daß die Philosophie selbst Lebensmaterial sei.
 Wie würde uns, um im Wilde zu bleiben, ein Arzt vorkommen,
 welcher, wenn seine Mittel nicht anschlugen, erklärte, ich kann
 mich auf mein Compendium verlassen, Eure Natur ist falsch, sie
 muß sich mir beugen! Er würde natürlich tödten, statt neu zu

beleben. Alle wahre Philosophie ist theoretisch wesentlich nur Geschichte des Einzel- und Gemeinlebens, aber sie ist praktisch mehr als das, sie ist selbst mehr als eine geistige Heilkunde, welche etwa, entsprechend der leiblichen Heilkunde, nur den Normalzustand wieder herstellen könnte, denn die Philosophie begreift aus dem, was ist und war, den Zweck und das Wesen der menschlichen Dinge und kann deshalb hilfreich sein, damit die Menschen künftig selbstthätig und mit gesteigerter Lebenskraft diesem Gott gegebenen Ziele ihrer Existenz immer freier zustreben. Den Arzt belehrt aber andererseits jeden Augenblick die Erfahrung, wenn er die Natur auf Abwege führen will, denn das leibliche Leben ist nicht der Willkür des Menschen anheim gestellt, wie es bei der Umgestaltung des geistigen Lebens nach philosophischen Prinzipien der Fall zu sein scheint; wenn man nämlich nicht beachtet, daß dieses sogenannte Bauen, wie gesagt, in Wahrheit nur als ein Zerstören zu bezeichnen ist. Deshalb muß die ächte Philosophie zunächst eine nothwendig wahre Wissenschaft sein; ist sie aber wirklich theoretisch nothwendig wahr, geht sie mit der innern Gewißheit ihr Ziel nicht verfehlen zu können in das dunkle Land der Zukunft hinein, so ist sie allein in Wahrheit unter allem menschlichen Streben die Praxis der Freiheit, denn nicht nur das Wegfallen der äußern Hemmnisse, sondern eine unerschütterliche innerliche Sicherheit ist das wesentlichste Merkmal der Freiheit. Klarheit über diese beiden Begriffe, welche am schärfsten die eigenenthümliche Methode, wie den eigenenthümlichen Stoff der Philosophie bezeichnen, ist die unumgängliche Voraussetzung jedes förderlichen Forschens im theoretischen Gebiete dieser Wissenschaft, wie viel mehr muß sie es für eine aus dieser Wissenschaft abzuleitende Praxis sein. Die Geschichte der Philosophie zeigt uns aber auch auf jeder Seite Versuche, Formeln aufzufinden, durch welche ihre Methode das Gepräge nothwendiger Wahrheit erhalte, und zeigt uns überall mehr oder minder glückliche Versuche, als den Stoff, so zu sagen, welchen diese Wissenschaft verarbeitet,

die menschliche Freiheit hinstellen zu können. Freilich nannte Gar-
tesius die nothwendig wahre philosophische Erkenntniß nur erst
die klare und deutliche, bezeichnete Schelling sie als die Wissen-
schaft des nicht nicht zu denkenden, meinte Herbart gar, man müsse
die Philosophie ganz allgemein nur als die Wissenschaft von den
Begriffen auffassen, so daß hier großer Zwiespalt zu herrschen
scheint. Allein erst damit beginnt alle ächte philosophische For-
schung, wenn man den Gegenstand der Untersuchungen stets ebenso
bestimmt objectivirt der innern Anschauung gegenüber zu stellen
vermag, wie der Empiriker sein Object mit den äußern Sinnen
erfassen kann. Dann wird man aber auch erkennen, wie die ver-
schiedenen Philosophen mit den verschiedensten Bezeichnungen doch
dasselbe Object meinten und wie diese Verschiedenheit der Namen
nur daraus stammt, daß ihnen gelungen war, diesen oder jenen
der ursprünglich durchgehend subjectiven Gegenstände der Philo-
sophie objectiver aufzufassen, als ihre Vorgänger gethan hatten.
Ein solches Eingehen auf die Philosophie meinten wir, wenn wir
oben die Forderung stellten, daß durch ein gründliches Studium
der Geschichte der Philosophie der innere Entwicklungsengang die-
ser Wissenschaft factisch als ein Pflügerungs- und Erhellungspro-
cess unseres eigenen Selbst angetanet werden solle. Wenn es aber
etymal gelingt, diese Auffassungsweise der bisherigen Philosophie
allgemein verständlich darzustellen, so muß erstlich auf eine all-
gemein überzeugende Weise sich zeigen, was an den bisherigen
Erwerbungen dieser Wissenschaft gediegenes Gold, was wertblose
Schladen waren; es muß mühen Arbeit werden unter den Phi-
losophen, d. h. unter den Philosophen, welchen das Interesse
ihrer Wissenschaft höher steht, als ihr persönlicher Gehalt und
die Nebenwerke, für deren Erreichung sie die Philosophie miß-
brauchen. Zweitens fällt dann aber auch ein Hauptvorwurf zu-
sammen, den stets die Nichtphilosophen dieser Wissenschaft mach-
ten. Darin fanden ja nämlich seit ältester Zeit die Männer des
praktischen Lebens einen Hauptbeleg für die Wertlosigkeit und

Zwecklosigkeit des philosophischen Strebens, weil ihnen schien, als ob jeder Philosoph das Gegentheil von seinem Vorgänger behauptete, einen ganz neuen Weg einzuschlagen versuche, sich mit ganz neuen Gegenständen beschäftige. Auf diese Weise wird die Philosophie daher auch nicht nur eine theoretische Anerkennung von Seiten des praktischen Lebens erzwingen, sondern sie wird mit unwiderstehlicher Gewalt thatsächlich auf dasselbe einwirken und zwar nicht wie bisher zernürend und verwirrend, sondern positiv von innen herausgestaltend, fördernd; denn es ist klar, wenn eine solche philosophische Erkenntniß in der That sähig sein wird, die Masse der einzelnen Menschen dadurch innerlich zu läutern, ihre Persönlichkeit dadurch auf eine höhere Stufe innerer Entwicklung zu heben, daß sie dieselben über ihr eigenes Wesen, wie über die wahren Beziehungen desselben zum Gesamtleben der Menschheit immer mehr aufklärt, so kann nicht ausbleiben, daß zunächst das Privatleben der Einzelnen, dann aber auch die menschlichen Collectivindividuen, die Stämme, Völker, Staaten und die Lebensgestaltungen derselben in Religion, Politik, Recht und Kunst zu einer erweiterten Existenz, zu einem klareren Bewußtsein über den Zweck, wie über den wahren Entwicklungsgang ihres Daseins gelangen müssen. Jene Collectivindividuen sind ja nichts anders als die Gesamtheit ihrer Organe, das will sagen, als die Gesamtheit aller einzelnen Menschen, welche wirklich ein Bewußtsein vom Leben ihres Staates, Volkes u. s. w. und des Zusammenhanges ihres Privatlebens mit jenem Gesamtleben haben und selbiges auch praktisch betheiligen. Letzteres, die praktische Betheiligung, nicht der Umstand wie groß oder wie gering jenes Bewußtsein sei, giebt natürlich den Ausschlag, ob Jemand ein Organ seines Volkes, Staates u. s. w. sei, d. h. ob in ihm das Ganze in der Weise lebendig wirkt, daß es seine Existenz als Einzelmensch nicht lähmt, sondern hebt und läutert. Es ist wichtig, daß man sich hier die Definition des Begriffes Organ merke, damit wenn wir uns später der Bezeichnungen Or-

gan, organisiren bedienen, man sie ganz in unserm Sinne auf-
fasse. Ein Organ ist nämlich eine solche einzelne Theilung ei-
nes Individuums, in dem sich zugleich das Ganze der Indivi-
dualität ausgedrückt findet. In derselben Weise unterschieden ist auch
schon die Empirie zwischen Theilen eines Ganzen und Organen
eines Individuums. Der Kopf, das Herz eines Alexander wie
die irgend eines Petters sind ja auch dieser bestimmte Kopf, die-
ses bestimmte Herz, dem es kein Gleiches im Weltall geben kann
und gibt, weil die ganze Individualität Alexanders oder des
Petters in ihnen ausgeprägt ist, nur tritt sie hier als Kopf Alexan-
ders nicht als der Mensch Alexander auf. Natürlich läßt sich
von Organen und organisiren in dieser Bedeutung nur dann re-
den, wenn man fähig ist, Individuen als Individuen, d. h. wahr-
haft geistig aufzufassen. Man glaube nicht, daß wir uns hier
auf Abwege begeben haben von unserer obigen Hauptuntersuchung;
es war und zunächst darum zu thun, einmal an einem Beispiele
zu zeigen, daß unsere Weise zu philosophiren wirklich eine prak-
tische sei. Wenden wir demnach obige Definition der Organ-
schaft auf den oft gehörten Satz an, daß jeder organisch am
Leben seines Volkes, seines Staates Theil nehmen solle, so ist
damit ebenso streng der Indifferentismus vergangener Tage, wie
das Streben mancher unserer Zeitgenossen gerichtet, welche, gute
Leute und schlechte Musikanten, selbst der Staat, die Kirche,
denen sie angehören, sein d. h. jene nach ihrer Individualität
umgestalten möchten, während sie ihre Individualität dadurch be-
wahren sollten, daß sie zunächst Staat und Kirche, wie sie sind, von
ihrem Standpunkte in sich aufschmen. So organisch in das Le-
ben möglichst vieler Einzelnen aufgenommen, würden dann Kirche,
Staat und Kunst von innen heraus durch einen neuen Lebens-
impuls gefördert und veredelt werden, statt daß das äußerliche
Herumputzen an der Aerm des Ganzen, wie es geschieht, wenn
der Theil das Ganze sein möchte, jenen Lebensstrich der Collec-
tividuellen nur immer mehr absterben läßt. Wie erlangt man

nun aber die Fähigkeit, sich und seinen Staat, seine Kirche in jedem Lebensmomente nach ihrer Individualität, so weit sie jetzt gerade entwickelt ist, klar und praktisch aufzufassen? Wie erlangt man die Fähigkeit, wirklich Organ seines Staates, seiner Kirche zu sein, oder, weiter gesagt, wie erlangt man überhaupt die Fähigkeit alle unserer geistigen Erkenntniß zugänglichen Individualitäten eben als Individualitäten aufzufassen? Wie lernt man praktisch die Kunst zu philosophiren? ———— Nächst den vom angeblich stets erfolglosen Streiten der Philosophen unter einander hergenommenen Anlässen basirten sich die Hauptanträge der Praktiker, wie der wissenschaftlichen Empiriker, kurz der Nichtphilosophen, stets auch auf der Behauptung, es sei anmaßlich von den Philosophen, wenn sie vorgäben im Besitz einer eigenthümlichen Erkenntnißweise zu sein und mit Recht verlangte der Laie (leider nur zu oft vergeblich) von den Philosophen, man solle auch ihm verständlich Auskunft geben über diese Erkenntnißweise, auf welche sich freilich die Halbphilosophen stets beriefen, wenn sie dem Laien sonst keine Antwort geben konnten. Auch wir haben behauptet, nur die philosophische Erkenntniß sei nothwendig wahr, auch wir vindiciren dieser Wissenschaft eine besondere Erkenntnißweise; worin besteht diese denn aber, wodurch unterscheidet sie sich von der anderer Wissenschaften und von der Erkenntnißweise des praktischen Lebens? Was ist zunächst die Methode der Kunst zu philosophiren?

Vom empirischen Standpunkte, vom Standpunkte des praktischen Lebens, wie aller nicht philosophischen Wissenschaften muß alle Erkenntniß nur für möglich wahr gehalten werden. Tiefes erkennt jeder klar denkende Empiriker, vom größten Forscher bis zum einfachsten, nur in praktischen Erfahrungen sich bewegenden Manne an, denn wo und durch wen immer die unbedingte Geltung des allbekannten Principes in Abrede gestellt wird, „daß man auch bei der bestbegründeten Erfahrung die Möglichkeit weiterer, besserer, anderer Erfahrung offen lassen müsse,“ da ist es

auch mit allem Lehren und Lernen, mit aller wahrhaft empirischen Anwendung des Erfahrenen. Jedem, welcher ebenso unbefangenen wie klar denkt, bietet das praktische Leben wie die Geschichte aller Wissenschaften hierfür tausend Beispiele und es ist fast überflüssig, wenn wir z. B. noch daran erinnern wollten, daß den Alten gewiß nichts sicherer schien, als daß die Sonne sich bewege, bis die Wissenschaft auf die Bewegung der Erde verfiel und dann auch wieder eine Bewegung der Sonne mit ihrem ganzen System um die Ursonne entdeckt wurde. Und doch soll die Astronomie die höchste Wissenschaft sein, weil sie auf der Mathematik beruht! Nun, die absolute Wahrheit der reinen Mathematik läugnen wir gewiß nicht, daß diese aber schon bei der einfachsten Anwendung verloren geht, beweiset der Umstand, daß z. B. die Geometrie nichts beweisen kann, ohne wer weiß wie oft anzunehmen, dieses und jenes sei sich gleich, während es keines Hypothesengemischtes bedarf, um das Gegentheil zu zeigen, wenn man die angeblich gleichen Theile auch mit der größten Sorgfalt wirklich darzustellen versucht. Das aber zwei Hesse und noch zwei Hesse vier Hesse sind, ist keine Erkenntniß, sondern nur erst die noch geistig unverdaute Anschauung, auf welcher sich ohne Weiteres noch keine praktische Betätigung bauen läßt. In derselben Weise giebt auch die Logik absolute Wahrheit des formalen Gedankensfortschrittes, ohne irgend wie die reale Wahrheit der Gedankemassen zu begründen. Wenn auch das nicht logisch Gedachte nicht wahr sein kann, so läßt sich doch der größte Unsinn logisch richtig denken. Die Empirie hat nämlich zwei Kriterien der Wahrheit, ein subjectives und ein objectives. Das subjective ist in der Gewißheit gegeben, es sei der ganze bei einem Erkennungsact vorgekommene Anschauungs- und Denkprozeß formal richtig gewesen, d. h. die Anschauungs- und Denkmaschinerie sei so in Bewegung gesetzt worden, wie sie nach allgemeinen interesselosen Untersuchungen über die gesündeste Art ihrer Thätigkeit sein wirken sollte. Unser Magen verdaut, wie gesagt,

aber auch schädliche Ereisen; ebenso ist es bei diesem geistigen Verdauungsprozeß. Ein reales Kriterium der Wahrheit eines Erkenntnisaktes über diese mathematisch-logische Gesetzmäßigkeit des Anschauens und Denkens hinaus ist allein darin gegeben, wenn der Erkennende versucht, ob sich diese oder jene Erkenntnis so mit andern früher erworbenen Erkenntnissen verbinden lasse, daß aus ihnen die ursprünglich intendirte Thätigkeit wirklich hervorgehen kann. Unendlich viel Unheil ist schon dadurch in Wissenschaft und Leben eingerichtet worden, daß man vergaß, wie dem Principe nach eigentlich bei jedem Erkennen eine bestimmte Bethätigung beabsichtigt ist, indem natürlicher Weise kein Mensch sich das beschwerliche Geschäft des Erkennens seiner Außenwelt machen würde, wenn ihn nicht irgend ein wahres oder eingebildetes Bedürfnis und wäre es auch nur das der Neugierde dazu triebe. Die Bethätigung, welche wir meinen, ist nun aber die Befriedigung dieses Bedürfnisses und müssen wir daher sagen: „in dem Grade ist jede empirische Erkenntnis reell wahr, als die aus ihr hervorgehende Bethätigung das Bedürfnis befriedigen kann, welches zu dem Erkenntnisakte die erste Veranlassung gab.“ Selbst wenn aber eine solche Bethätigung eintreten kann, giebt sie doch nur das Zeugniß, es sei möglich, daß die ihr zu Grunde liegende Erkenntnis wahr sei, denn auch selbst hier noch beweiset nichts, ob nicht die beabsichtigte Wirkung zufällig oder aus ganz andern Gründen, als man meinte, mit dem Erkenntnisakte zusammengetroffen ist. Nur scheinbar ist dagegen alle Wissenschaft wesentlich ein Erkennen nur um des Erkennens willen; in Wahrheit sammelt sie zwar in Augenblicken, wo das Bedürfnis nicht drängt, Vorräthe von Erkenntnissen, um gerade durch das systematische Zusammenstellen von Erkenntnismassen dieselben zu läutern und zu sichten, es ist aber faktisch nachweisbar kein Paradoxon, wenn wir behaupten, daß auch bei dem scheinbar abstraktesten wissenschaftlichen Erkennen ein praktisches Wirken näher oder fernher gemeint sei. Alle Wissenschaft soll dieses nie ganz

vergessen und gerade am wenigsten vergessen, je weitere theoretische Umwege sie zu machen wagt, um an ihr praktisches Ziel zu gelangen, ja jede wissenschaftliche Bestrebung, welche ein solches Ziel ganz aus den Augen verlieren kann, ist schon deshalb sehr auf Abwegen. Wie viele wissenschaftliche Verirrungen verdanken dem Irrthum ihren Ursprung, daß man meinte, jede neue wissenschaftliche Erwerbung, welche formal logisch oder mathematisch richtig mit früher erworbenen Kenntnissen verbunden werden könnte, müsse deshalb auch schon wahr sein! Nach dieser Methode wurde jede kleine Abirrung vom rechten Wege die Mutter tausend großer Irrthümer, und wodurch ist man bei allen solchen Abwegen stets endlich wieder zur Bestimmung gekommen? Man überblicke die Geschichte aller Wissenschaften, nie anders als dadurch, daß man auf eine nicht mehr abzuleugnende Weise mit der Praxis in Differenz trat, wie Newton geschah, als ihm der Apfel auf die Nase fiel. Darum möge man aber ja nicht glauben, wir wollten der Wissenschaft ihre freie Stellung über dem praktischen Leben nehmen, der sie ja allein ihre hohe Entwicklung, namentlich in neuerer Zeit verdankt. Das liegt uns gewiß am fernsten, aber leider ist hier nicht der Ort, um auf dieses Thema zu noch festerer Begründung weiter einzugehen, denn wir wollen hier ja nicht die beste Methode der Empirie aufstellen, sondern wir forschen hier nach der Methode der Kunst zu philosophiren, nach der Methode der nothwendig wahren oder absoluten Erkenntniß.*) Der obige Grund über die Methode der Empirie soll uns nur für die jetzt folgende Exposition der Methode der Philosophie ein Gegenbild geben, um verständlicher zu sein, indem wir zeigen können, wie und wo diese künstlich zu erwerbende Erkenntnißweise mit jener allbekannten des gewöhnlichen Lebens sich deckt und wo nicht. Auch die nothwendig wahre

*) Siehe das Nähere in: *Witz, über die Erkenntnißweise des Absoluten. Basel, Schöningh'sche Buchhandlung 1831.*

Erkenntnißweise hat nämlich ein subjektives und ein objektives Kriterium der Wahrheit, nur daß hier beide real sind: sie unterscheiden sich aber unter einander dadurch, daß das subjektive Kriterium nur allgemein bejaht und verneint, das objektive aber auf das Besondere eingeht. Das subjektive nothwendig wahre Kriterium ist nämlich das Gewissen, das objektiv nothwendig wahre Kriterium ist die Wirklichkeit einer geistigen schöpferischen Praxis, welche aus dem betreffenden Erkenntnißakte resultirt. Schon bei der Erkenntnißweise des gewöhnlichen Lebens erfährt man, daß das Gewissen, wenn man ihm nur vom Verstande aufgefaßte Sätze zur Beurtheilung unterbreitet, nur im Allgemeinen bejaht und verneint, je nachdem das Prinzip oder der größere Theil des in jedem Satze Behaupteten wahr ist oder nicht, es vermag aber nicht das Wahre und Falsche in jenen Sätzen im Einzelnen zu unterscheiden und auszuscheiden. Hierzu treibt es nun zwar theoretisch den Menschen, wann aus der Erkenntniß ein Willensakt resultiren möchte, die hier sich mit hineindrängende sündliche Begier steigert dann aber praktisch nur jenes Gemisch von Wahrern und Falschem, welches hier beim Uebergange von der Theorie zur Praxis schon ein Gemisch von Gutem und Bösem ist. Erst die vollendete That, welche in ihrer einfach klaren, nicht zu mißdeutenden Gestalt den wahren Kern jenes Erkennens und Wollens zeigt, wird auch einfach vom Gewissen mit nicht abzuleugnender Sicherheit bejaht und verneint, während hier zugleich die Gewissheit herrscht, daß jenes Erkennen, jenes Wollen die Urheber dieser That seien. Ähnlich verhält sich's nun, wenn das Gewissen als subjektives nothwendig wahres Kriterium philosophischer Erkenntniß die Bestätigung oder Nichtbestätigung giebt gleich im Momente des Erkennens. Diese Erkenntniß muß unter allen Umständen wahr oder nicht wahr sein und bleiben. Es sind leicht zu beseitigende Abwege der unwissenschaftlich gewordenen Wissenschaft, auf die wir hier freilich nicht weiter eingehen können, wenn Jemand an der nothwendigen Wahrheit der Sätze: Es giebt

nen Gott, eine Freiheit, eine Unsterblichkeit zweifelt, aber eben nur dieses ganz Allgemeine und daher gleich allem Allgemeinen ganz Unbestimmte, Charakterlose bejaht das Gewissen, wenn es den nur verständig aufgefaßten Gottes-, Freiheit- und Unsterblichkeitsbegriff eines Philosophen bestätigt, sei es nun der pantheistische Gott eines morgenländischen Denkers, oder Hegels Unsterblichkeit der Gattung. Was die Welt stets zum Kampfe rief, wenn man auf diesen theoretischen Auffassungen der göttlichen Dinge eine entsprechende Willensrichtung, eine Moral erbauen wollte, lag darin, daß das Gewissen dann nur noch unbestimmter sich ausdrückte, daß es die durch das Hineinspielen von guten und schlechten Vordenken noch mehr verwirrten theoretischen Sätze nur noch mehr in Allgemeinen nach einem Minimum von überwiegend guten oder schlechten Elementen bejahte und verneinte. Nur in Theorie ausgearbeitete Religionen führen Offensivkriege und nur dieses Eindringen schlechter Begierden in das rein theoretische Gebiet und jene Unsicherheit der Gewissensurtheile fanatisirt die Menschen zu Gewaltthaten; wer sich ganz klar der Wahrheit bewußt ist, der war und ist stets tolerant gegen Andere, demüthig für sich selbst. Erst die endlich fertige Thatsache, welche aus solchem Treiben resultirte, hat stets die ursprüngliche Theorie so gerichtet, daß beim Aufklammen der dann nicht mehr abzuleugnenden Gewissensurtheile Niemand mehr im Zweifel sein konnte. In Bezug auf ihr subjektives Kriterium der Wahrheit, welches vom Gewissen ausgeht, mithin alle philosophische Erkenntniß, so lange sie sich rein theoretisch hält, in den Einzelheiten ihrer Behauptungen nicht nothwendig wahr, denn, wie gesagt, in Plato's, Spinoza's, Hegels Auffassung vom Wesen der Dinge, vom Wesen Gottes und der Freiheit ist eben zunächst nur jenes allgemeine, daß die Dinge, daß Gott, die Freiheit, die Unsterblichkeit absolut reale Wesen sind, nothwendig wahr. Ueber das Wahre der eigenthümlichen Auffassung dieser Existenzen in jenen Systemen ist ein nothwendig wahres Urtheil immer schwerer, je mehr man sich in das System

vertieft, je mehr man die schon von Willensrichtungen durchzitterte Auffassung des Lebens nach diesen Theorien sich aneignet. Erst die Versuche einer Praxis, wenn sie mit apodiktischer Gewissheit zeigten, daß diese bestimmte Auffassung Gottes, der Freiheit nicht durchgehend wahr sei, trieb die Menschen auch stets zu neuen Versuchen, das Wesen jener göttlichen Dinge bestimmter, schärfer, mit nothwendiger Wahrheit auszusprechen, trieb sie zu Aufstellung neuer philosophischer Prinzipien. Ghe wir uns nun fragen, ob denn überhaupt eine theoretische nothwendig wahre Erkenntniß möglich sei, wollen wir einen Blick auf das objektive Kriterium philosophischer Wahrheit werfen.

Wir sahen oben, wie bei der Empirie das endliche faktische Resultat zwar eine bestimmte Antwort gab über die Wahrheit des ursprünglich dieser Verhätigung zu Grunde liegenden Erkenntnißaktes, wie aber selbst dann noch die Möglichkeit übrig blieb, daß nur zufällig mein Wollen und Thun mit dem angestrebten Resultate zusammengetroffen sei. Anders verhält sich's mit dem wahren Resultate der absoluten Erkenntniß. Wenn nämlich die Empirie, von Ursache zu Wirkung fortschreitend, nur die Beziehungen der Dinge zu einander, nicht diese selbst nach der ganzen Fülle ihrer Existenz mit Einem Blicke zu überschauen vermag, so erfafst das ächte philosophische Erkennen im höchsten Endzwecke der Dinge das Wesen derselben, wohlverstanden das Wesen derjenigen Dinge, deren Endzweck für Menschen überhaupt erkennbar, in Bezug auf welche eine philosophische Erkenntniß möglich ist. Das endliche faktische Resultat des philosophischen Erkennens ist daher auch ein anderes, als das der Empirie, denn wenn diese nur Machen, nur die äußern Beziehungen der Dinge zu einander umgestalten kann, so sind die ächten Resultate des absoluten Erkennens ein schöpferisches Thun, welches entweder das Wesen der Dinge steigert, sie mit weiterer erneuerter Existenzkraft begabt, d. h. so viel als: „es erhält,“ oder welches sogar ganz neue Existenzen schöpferisch in's Leben ruft. Das objektive Kriterium,

welches nun für einen philosophischen Erkenntnißakt darin liegt, daß aus ihm endlich solch ein schöpferisches Thun hervorgehen kann, unterscheidet sich von dem objektiven Resultate der Empirie auch dadurch, daß hier die Gewißheit gegeben ist, es sei dieses Produkt wirklich aus jenem Erkenntnißakte hervorgegangen, es bestätigt hier mithin ein solches Resultat mit nothwendiger Wahrheit sowohl den Willens- wie den Erkenntnißakte, die ihm zu Grunde liegen. Jedes Erkennen, welches so von dem objektiven Kriterium nothwendiger Wahrheit erhellt wird, nennt man eine intellektuale Anschauung und die Aufgabe ist nun, dieses objektive Kriterium zu einem subjektiven zu machen, d. h. eine Methode praktisch anzugeben, wie der Mensch schon beim Erkennen mit nothwendiger Wahrheit die Gewißheit habe, daß aus diesem Erkennen ein solches schöpferisches Thun endlich hervorgehen müsse. Alle Empirie vermag, wie wir oben sahen, eine solche Gewißheit nicht zu geben, die Methode des bisherigen nur theoretischen Philosophirens vermag es auch nicht; — wollen wir denn etwa dem Menschen eine ganz neue Erkenntnißweise beibringen, wollen wir denn etwa seinen Sinnen ein neues Organ hinzusetzen, seinem Denken neue Bahnen vorschreiben? Nein, gewiß nicht, es ist etwas Uraltes, Altbekanntes, nur nicht in seinem ganzen Umfange Ausgebeutetes, von dem wir hier reden. In der antiken Welt bildete die intellektuale Anschauung den Kern alles religiösen, politischen und Kunst-Lebens (s. Humboldt Kosmos II. über den Mangel an Sentimentalität bei den Alten) und überall erst da, wo sie abzustorben anfing, sehen wir das Bedürfniß nach Philosophie sich regen aus dem dunklen Instinkte, daß diese Wissenschaft einst die intellektuale Anschauung wieder zu erwecken bestimmt sei. Können wir ja auch überzeugt sein, daß das Bedürfniß, welches wir beim Mangel an Zweifeln fühlen, stets Hunger und nicht Durst sein wird. In unserer Zeit kommt die intellektuale Anschauung positiv nur noch bei den Kunstanschauungen Einzelner, besonders hiersür Begabter und Gebil-

deber vor und zeigt sich außerdem in nur negirender Haltung, wenn unser religiöses und politisches Leben von außen mit Untergang bedroht wird. Die Energie, die nothwendige Wahrheit einer solchen Anschauung spricht sich aber darin aus, daß z. B. die Deutschen, wie die Schweizer politisch noch immer von solch einer negativen intellektuellen Anschauung ihrer Nationalität leben, wie sie jenen die Befreiungskriege 1813, diesen die Thaten eines Tell, Winkelried u. s. w. boten. Ähnliche, nur negative intellektuelle Anschauungen liegen dem Triebe zu Grunde in religiöser Beziehung stets von Neuem entweder auf das Christenthum oder auf die Reformationzeit zurück zu gehen, während wir darnach trachten sollten die positive intellektuelle Anschauungsfähigkeit des Alterthums in uns künstlich wieder herzustellen, um so z. B. jetzt ein kirchliches, wie privatreligiöses Leben erzeugen zu können, welches das christliche Religionsbewußtsein unserer Zeit plastisch darstellte und es deshalb nach allen seinen Seiten intellektuell anschaulich machen würde.

Die Unwiderleglichkeit der Thatfachen war seit je sprichwörtlich, allein Jeder wird durch Erfahrung wissen aus dem öffentlichen wie aus dem Privatleben, der Verstand hat selbst an den Thatfachen fast immer noch etwas zu deuten, er hat trotz ihrer bestimmten Sprache doch noch über sie hinaus Gründe zu möglicher Furcht und Hoffnung. Für den Verstand giebt es eigentlich nur ein *fait accompli*, das ist der Tod. Man verzeihe, wenn wir uns dieses unübersehbaren französischen Ausdrucks bedienen, er hat sich nicht umsonst grade seit dem Augenblick, wo auch bei uns alles Positive zu wanken schien, im Deutschen das Bürgerrecht erworben. Warum verstummt der Verstand aber doch auch mitunter andern *faits accomplis* gegenüber? Nicht weil er mit verständigen Gründen widerlegt ist, nicht weil wir hier am absoluten Ende einer Entwicklung stehen, denn ein solches Ende giebt es nicht, so wie man tiefer in den Kern der Dinge und Verhältnisse blickt. Nein es giebt vielmehr ein Gewissen der Wahr-

heit, wie es ein Gewissen des Guten und des Schönen giebt, und der Verstand soll auch nur dann dem Satz accomppli gegenüber verstummen, wenn hier nicht ein Gedanke, sondern eine Idee ihre faktische Verwährung oder Verneinung durch das Gewissen gefunden hat. Wir wollen nicht untersuchen, aus welchen Gründen sich Plato, Spinoza, Kant und das gewöhnliche Leben scheinbar so Verschiedenes bei dem Worte Idee gedacht haben, wir können noch weniger und hier auf die Nachweisung einlassen, wie sie alle doch dasselbe Kostüm innerer Erfahrung meinten, sondern wir behaupten auf die nahe liegende Gefahr hin vorläufig ganz mißverstanden zu werden: eine Idee ist ein Gefühl, aber es ist ein Gefühl, welches nicht nur subjektiv bewußt ist, sondern dem zugleich das, was es ist und will, objektiv gehalten und deshalb auch sinnlich anschaulich gegenüber steht. Wenn die Thätigkeit eines andern leiblichen Organes, als die Sinne, bewußt wird, so sagt man mit Recht, es sei krank: dem entsprechend, soll die Krankhaftigkeit unserer Zeitrichtung in ihrem Bewußtsein von dem innern Mechanismus des Lebens, das ist mit andern Worten in ihrer philosophischen Färbung begründet sein. Diese Behauptung ist vollkommen falsch, denn das ist der Hauptnerv in der Entwicklungsperiode des allgemeinen Menschenlebens, in welcher wir stehen, daß sie eben immer mehr Selbstbewußtsein erwerben soll: das Krankhafte liegt darin, daß nur ein Theil des innern Processes bewußt, daß namentlich über das Wesen des Gefühlslebens, über dessen subjekt-objektives Wirken und Schaffen, über dessen Stellung zu allen andern Bewußtseinsrichtungen fast völlige Unklarheit herrscht. Man folge uns deshalb getrost einige Schritte auf unserem Wege, wir verlangen keine Zustimmung, wenn nicht Jedem ein klar beobachtender, vorurtheilsfreier Blick gemäß unserer Anleitung bald innere Erfahrungen zeigt, welche unsere allerdings etwas paradoxe klingende Behauptungen bestätigen. Man muß sich den Menschen ursprünglich als eine mit Bewußtsein begabte Pflanze denken, und gleich wie eine innere Nothwendigkeit, welche

äußere Umstände nur hemmen, nicht ändern können, bewirkt, daß aus der Eichel kein Birnbaum und aus dem Hühnerei kein Adler wird, so erwächst auch der Mensch zu dem Wesen, wozu ihn der von Gott gegebene Keim seines Wesens prädestinirt hat, und zwar nicht nur zu einem Menschen im Allgemeinen, sondern zu diesem bestimmten Menschen. Er ist aber auch ein Thier, er soll durch willkürlichen Kampf mit der Natur die Mittel für diesen Wachsthum erwerben; allein dieser Kampf, wenn er glücklich geführt wird, bewirkt nur, daß der Keim erhalten wird. Wird dieser Kampf um die Erhaltung des animalischen Lebens aber unglücklich geführt, so ändert dieses auch nichts am Keime, sondern es hemmt nur hier und da die Entfaltung, welche darum immer noch in den vorgeschriebenen Bahnen bleibt, und wenn das Hemmnis wegfällt, in der bestimmten Weise wieder fortschreitet. Der Mensch ist aber auch mehr als Pflanze und Thier, er soll außerdem auch noch ein Abbild Gottes sein, das heißt, er soll sich nicht nur erhalten, er soll sich auch selbst schaffen. Es soll jenes vegetativ-thierische Element in ihm nach und nach zu einem Produkte willkürlicher Entschließung, freier Bethätigung werden. Wenn der Mensch auch wegen jener vegetativen Basis seines Wesens nie etwas Anderes als dieses bestimmte menschliche Individuum sein kann, dessen Wesen schon durch die Eigenthümlichkeit des Säuglings prädestinirt ist, so kann es doch sein Werk sein, ob dieser von Gott gegebene Keim wirklich entwickelt wird oder nicht. Dieses geschieht dadurch, daß das Thier in ihm den Trieb hat, mehr als Thier sein zu wollen, daß es sich dem Menschen als seine Individualität, als sein gottesebenbildliches Wesen auferlegen will, während es doch grade das nichtindividuelle, allgemeine, das außersweltliche im Menschen ist. Scharf bezeichnet giebt es daher und wird es stets im Menschen geben zwei Sphären, eine wo das Leben des Menschen ganz seiner Selbstbestimmung anheimgegeben ist, und eine zweite, in welcher Selbstbestimmung und ein Bestimmtworden durch die Außenwelt, durch

das Naturleben ununterscheidbar vermischte sind. Ersteres ist die geistige, die gottebenbildliche Sphäre, welche auf der Individualität ruht, denn freie oder geistige Lebendbetheiligung ist nichts als Selbstentwicklung der gegebenen Individualität, es ist die Sphäre der reinen Aktivität, aber eben deshalb auch zugleich des Strebens nach Isolirung im Alleben. Die zweite, aus Aktivität und Passivität gleichmäßig gemischte Sphäre ist die der Sinnlichkeit, der Thierheit. Das sinnliche Bedürfnis ist das Bewußtsein eines Mangels an unserer Existenz, welcher dadurch entsteht, daß wir der Naturwelt gegenüber nicht so viel sind, nicht so viel wirken können, als wir uns selbst gegenüber sind; daß wir in der aktiv-passiven Sphäre nicht den Grad von individueller Aktivität entwickeln können, der uns gerade in diesem Lebensmomente in der rein aktiven Sphäre zu Gebote steht. Das geistige Bedürfnis ist dagegen das Bewußtsein eines Mangels unserer Gesamtexistenz, welcher daraus hervorgeht, daß die Individualität in diesem Augenblick von uns nicht so weit entwickelt ist, als sie jetzt gerade auf dem bei der Geburt von Gott vorgeschriebenen Lebenswege inmitten der allgemeinen Weltentwicklung auch entfaltet sein sollte. Dazu, daß wir der Natur gegenüber so viel sind, als wir nach dem Grade von Entwicklung des Allebens jetzt sein sollten, nöthigt uns die Natur selbst, denn im Unterlassungsfalle stürmt sie in den Bereich unsers Wesens mit Bedürfnis und Krankheit herein. Wenn wir aber nun durch Abwehr dieser uns so zugemutheten Herrschaft der Natur in uns unser Wesen in der sinnlichen aktiv-passiven Sphäre bis auf 20, wollen wir einmal sagen, gesteigert haben, unser Wesen in der rein aktiven Sphäre aber nur bis auf 19 entwickelt ist, so fühlen wir ein geistiges Bedürfnis, es entsteht ein Kampf zwischen dem Thier und dem Gottebenbild, oder der Individualität. Die siegreiche Beendigung dieses Kampfes führt unser Wesen dann aber nicht nur bis auf 20, sondern bis 21, was nothwendig ist, weil während des Kampfes das Alleben auch fortgeschreitet. Es ist dem-

nach dann wieder an die Sinnlichkeit der Anspruch gestellt, den Normalzustand wieder herzustellen, zu machen, daß wir jetzt auch der Außenwelt gegenüber gleich 21 stnd. So wird die Sinnlichkeit bald von der Natur, bald von dem geistigen Leben in und zur Thätigkeit angetrieben; letzteres erhält aber auch noch andere Impulse, als in der eben beschriebenen Weise indirekt von der Natur durch die Vermittelung der Sinnlichkeit. Außer dem Anspruch sich zu erhalten, d. h. so mit dem natürlichen Alleben in der Selbstentwicklung der Individualität gleichen Schritt zu halten, wird auch faktisch an den Menschen die Forderung gestellt, sich selbst von innen heraus zu erhöhen, sich zu steigern, sich zu schaffen, wie wir oben sagten, d. h. mit der Gesamtentwicklung der höheren menschlichen Individualitäten, denen er als Organ angehört, auch mit seinem Stamme, seinem Volke, seinem Staate in der inneren Entwicklung gleichen Schritt zu halten. Die Vorstellung davon, was ein Stamm, ein Volk, ein Staat innerlich zu einer Zeit werden, wie sie ihre Individualität, ihre Selbstbestimmung entwickeln sollen, das ist die Religion dieses Stammes, Volkes, Staates, wie sie sich in der Kirche objektiv, intellektual anschaubar gestaltet, als Theologie vom Verstande begriffen wird und als Moral auch das Leben des Einzelnen thatsächlich durchdringt. Auch diese Collectivindividuen haben aber außer jener geistigen Sphäre reiner Selbstbestimmung, ein Lebendgebiet, in dem sie eben so sehr von Außen bestimmt werden, als sich selbst bestimmen. Es unterscheidet sich aber dadurch von dem sinnlichen Leben des Einzelmenschen, daß das, welches die Collectivindividuen von außen bestimmt, nicht die Natur, sondern Gott als der Erzieher der Menschheit ist. Dieses aktiv-passive Leben der Collectivindividuen gestaltet sich objektiv im Staate, wird vom Verstand als Gesetz begriffen, durchdringt faktisch als Recht das Privatleben der Einzelnen, wie die äußern Beziehungen der Collectivindividuen*) zu einander. Jede Anschauung nun des Einzel-

*) Siehe: *Wörter, die Ideen von den geistlichen Dingen und unsere Zeit*, Berlin, Weimer, 1947.

nen von dem religiös-politischen Gemeinleben seines Stammes, Volkes u. s. w., welches in ihm das Bedürfniß weckt, sich als Organ jenes Ganzen zu betheiligen, was stets ebenso viel heißt, als sich von Innen heraus fortentwickeln, die Individualität steigern zu wollen, jede solche subjektiv-objectiv geistige Anschauung nennen wir eine intellektuale Anschauung. Jede Empfindung eines geistigen Bedürfnisses, sei es so mittelbar durch die Natur oder unmittelbar durch die Collectivindividuen hervorgerufen, ist ein schmerzliches Gefühl, wie die freudigen Gefühle stets das Bewußtsein der wirklichen oder nur vorgestellten Befriedigung eines geistigen Bedürfnisses sind. Insofern nun so ein Gefühl eine bestimmte faktische Bethätigung begehrt, oder durch eine wirklich vorhandene Lebenserscheinung befriedigt wurde, nennen wir es eine Idee und man sieht leicht ein, daß auf diese Weise Ideen etwas ganz anderes sind als die Gefühle, wie sie das unphilosophische Bewußtsein ganz unklar nur nach ihrer subjektiven Haltung aufsaßt, aber auch ganz etwas anderes als Begriffe, denn es sind vielmehr die nach ihrer subjektiven und objectiven Seite bewußt gewordenen innersten Wachstums-Momente der menschlichen Einzel- wie Collectiv-Individuen. Die Aufgabe ist mithin, die Gefühle, insofern sie ein Selbstbewußtsein nicht nur von der normalen Existenz der Individuen, sondern von ihrer schöpferischen Fortentwicklung sind, zu articulirten Antworten zu zwingen, diese Antworten allein sind nothwendig wahr. Bis jetzt haben wir aber nur gesehen, wie das Gefühl, wenn ihm so von außen die objectivfertige Gestaltung dessen, was es ist und will, entgegentritt, mit nothwendiger Wahrheit befaßt, und wie man, wenn man so legalisirte Lebensgestaltungen dann auch mit dem Verstande zu zerlegen verstände, sofort auch für diesen Fälle von nothwendiger Wahrheit erlangen könnte. Dieses objective Kriterium nothwendiger Wahrheit hat seit je gewirkt, es trieb z. B. den Helden in den Kampfeckern, wenn der Verstand ihm nicht nur sagte, daß es für ihn gefährlich sei, sich den Feinden ent-

gegenzustellen, sondern wenn er ihm auch oft vorlügen wollte: dein Tod wird vielleicht dem Ganzen wenig nützen. Aus diesen Ueberzeugungen, welche aus der objektiven Bewährung der Gefühle stammt, ist alles Große seit je entsprossen, da hier die Gefühle nicht als sentimentale, unklare Hingebung an die Außenwelt, sondern als Ideen, als objektiv gestaltete Anschwellung der innersten schöpferischen Thatkraft der menschlichen Individualitäten auftreten. Wir sagten aber freudige Gefühle würden geweckt durch wirkliche oder nur vorgestellte Anschauungen von wahrhaft geistigen Fortschritten der menschlichen Einzel- und Gesamtindividuen; bei den nur vorgestellten Fortschritten, wenn sie auch so mit nothwendiger Wahrheit vom Gefühl bejaht, wenn sie dann auch hindurein vom Verstande, insofern sie ja auch als objektive Gestaltung vorliegen, begriffen werden können, bei den nur vorgestellten Erweiterungen der Individualität bleibt dann immer noch die Schwierigkeit, ob und wie sie praktisch realisiert werden könnten. Andererseits war die Hauptaufgabe auch das subjektiv nothwendig wahre Kriterium zu wecken, auch die schmerzlichen Gefühle oder geistigen Begehren zu artikulirter bestimmter Antwort über das, was sie sind und wollen zu zwingen. An der nothwendigen Wahrheit der *faits accomplis* hat man ja nie gezweifelt, und letztere beiden Punkte, welche auch durch die Erweckung des subjektiven Kriteriums nothwendiger Wahrheit bedingt sind, wären dann wesentlich die Aufgabe der Philosophie. Wie ist es möglich (normiren wir daher unsere Hauptfrage) auch schon den schmerzlichen Gefühlen, den geistigen Begehren objektiv gestaltet das, was sie sind und wollen, gegenüber zu stellen, so daß das Gefühl diese Gestalten mit nothwendiger Wahrheit bejahen muß und der Verstand sofort an jenen Gestaltungen auch im Einzelnen erkennen kann, was die Gefühle wollten? Wie ist es möglich dort, wo freudigen Gefühlen eine solche eben nur in der Vorstellung lebende Gestaltung ihres Sinnes und Wesens gegen-

über steht, die praktische Verwirklichung dieser Vorstellungen möglich zu machen? Dies ist es, was wir jetzt im engeren Sinne als die wahre theoretisch-praktische Aufgabe der Philosophie gefunden haben. Die Antwort lautet einfach: Verne das Leben der Menschheit so als die stetige Fortentwicklung eines großen einzigen Individuums objektiv anschauen und sofort mit dem Verstande begreifen, daß auch die Entwicklung jeder eigenen Persönlichkeit, wie sie ist und sein soll, als Organ jenes Gesamtindividuums intellektual anschaulich und dann auch mit notwendiger Wahrheit verständlich werde. Die Philosophie muß demnach in zweifacher Weise ihre Aufgabe zu lösen suchen. Erstlich muß sie die bisherige Geschichte des Menschengeschlechtes so darstellen können, daß die innere Entwicklung desselben intellektual anschaulich und deshalb der äußere Verlauf derselben auch dem Verstande mit notwendiger Wahrheit begreiflich werde. Dann zeigt sich, wie Gott bei der Erschaffung des ersten wie des letzten Menschen, Stammes, Volkes mittelbar nicht dieses Individuum, sondern den höchsten realen Endzweck alles menschlichen Lebens, nämlich die endliche Erzeugung des selbstbewußten, freien, gottesebildlichen Menschheitsindividuum wollte. Dann muß sich zeigen, wie diese ganze Entwicklung des Menschengeschlechtes zur Menschheit: einerseits eine Erziehung desselben von Seiten Gottes ist, wie Lessing schon behauptete, andererseits aber auch ein Prozeß immer größerer innerer Selbstbefreiung von Seiten der Menschen, sobald man nämlich einsieht, in welcher Weise sich in der Freiheit Willkür und Nothwendigkeit vermischen, während man früher behauptete, Freiheit sei entweder Nothwendigkeit oder Willkür. Freiheit ist, wie wir sehen, die innere und äußere Befähigung zur Selbstentfaltung der Individualität. Mit Nothwendigkeit ist der Mensch nur daran gebunden, daß er nur seine Individualität, keine andere in sich entwickeln kann, ob er sie aber entwickeln will, dieß ist ganz seiner Willkür anheimgestellt. Wenn

er es nicht thut, steht aber nur die Entfaltung seines Wesens inmitten des rastlos fortschreitenden Alls still, geht also relativ zurück, indem das Nicht-Ich, d. h. die seinem Selbstbewußtsein absolut fremde Außenwelt, als Leidenschaft, Krankheit und Noth in den Bereich seines Leibes und Lebens eindringt. In ähnlicher Weise löst sich z. B. durch unsere Auffassung auch die sonst so schwierige Frage nach der Zulassung oder gar Erschaffung des Bösen von Seiten Gottes. Denn das Menschheitsindividuum (dessen Leben das Reich Gottes auf Erden sein wird als Anfang einer neuen göttlichen Schöpfung und Fortbildung der menschlichen Dinge) das absolut freie, sich selbst bestimmende, vollkommene Menschheitsindividuum, der Gott gewordene Mensch, nach dem Ebenbilde des menschengewordenen Gottes, es wird wie Christus schuldlos sein. Da nun aber Gott bei der Erschaffung jedes Menschen, jedes Volkes u. s. w. in letzter Instanz nicht sie, sondern die Menschheit schafft, so schafft er auch die zu überwindende Sündhaftigkeit der Einzelmenschen nicht als Sündhaftigkeit, sondern als die schon überwundene Sünde oder als die Freiheit des Menschheitsindividuum. Sonst könnte man auch mit demselben Rechte sagen, Gott habe den Menschen hilfloser geschaffen als das Thier, weil der Säugling so gar hilflos ist. Die Schwierigkeit besteht nur darin, daß man den Einen nie rückwärts, nie seitwärts ausweichenden Entwicklungsengang, welcher von der Erschaffung des ersten Menschen bis zur Selbsterkennung der Menschheit führt, darstellen fähig sei; natürlich nur bis zu dem Punkte, auf dem er heut angelangt ist. Die Hauptabtheilungen dieses großen Gemäldes bilden die natürliche und die Offenbarungs-Periode; wir stehen jetzt am Anfang der dritten und letzten Periode, welche beide verschmelzen soll, indem jetzt die Aufgabe ist, sich ein so klares Bewußtsein von dem innersten Triebwerk des Lebens zu erwerben, daß man mit der Frische und Freiheit der natürlichen Periode das ganze Leben objektiv im christlichen Geiste

zu gestalten vermöge, während bis jetzt das Christenthum vorwiegend nur subjectiv von den Menschen angeeignet wurde. Die Hauptepochen aller drei Perioden bildet stets das erste Auftreten einer Familie, eines Stammes, eines Volkes, eines Staates, in der Form, wie sie sich nach der Eigenthümlichkeit jeder Periode auch anders gestalten. Im Allgemeinen bildet aber die Familie stets die faktische Grundlage, einigt den Stamm noch der halb unfreie Eindruck einer gleichen natürlichen Umgebung, während das Volk durch die Erinnerung gemeinsamer Thaten, der Staat durch einen klar bewußten Gesamtzweck seine Einheit und seine individuelle Färbung erhält. Möglichst große Klarheiten über diese Begriffe ist höchst wichtig, denn wenn sie auch nur theilweise mit einander vermischt und verwechselt werden, so wirkt dieses ebenso schädlich, wie wenn so häufig heut zu Tage Jünglinge sich wie Männer, Greise sich wie Kinder gebärden, während es ein altes, aber wahres Wort ist, daß Niemand ein rechter Mann werden wird, welcher nicht vorher vollkommen Kind und Jüngling nach allen wirkungsreichen Seiten und Beschränkheiten dieser Standpunkte war. Neben dem grade zum Ziel führenden Hauptstrom der Entwicklung treten nun aber auf die verschiedensten Standpunkte gestellte unzählige Einzelmenschen, Stämme, Völker, Staaten auf und machen abgesondert ihre Entwicklung durch, bis auch ihre Zeit kommt, daß sie durch sich selbst reif genug sind, um, in den Hauptentwickelungsengang eingreifend, ihn eine Weile allein zu repräsentiren. Die Erforschung dieser Jugendjahre der Collectivindividuen fällt dem Geschichtsforscher zu, welcher überhaupt das Material sammelt. Die Aufgabe des Philosophen ist nur, den Hauptstrom plastisch so zur Darstellung zu bringen, daß er die Gefühle in unserm Sinne des Wortes erwecke,*) daß der Zuhörer mit Iphigstokles nach der Bezwingung

*) Ein Versuch in dieser plastisch-bildnerischen Darstellungsweise ist das Beständes Völkische Wesenl. Paderb. Neudruck, Neudruck, 1812. Eine Geschichte der Menschheit, welche dasselbe in größerer Ausdehnung anstrebt, ist unter der Presse.

der Perser begehre, mit Perikles über die Größe Athens frohlocke, gleich den Helden der römischen Republik von dem gewaltigen Geiste der Ordnung und gesetzlichen Freiheit Roms durchdrungen werde, aber dann auch, schmerzlich berührt von der innern Ungenügenheit des in sich zerfallenden antiken Lebens, mit einer Wärme nach der Offenbarung verlange, daß er sie sich im Geiste und mit der Energie eines Uebersetzten antizipiren könne. Das Resultat muß sein, daß der Lernende, wie gesagt, die bisherige Entwicklung der Menschheit so als eine Entwicklung seines eigenen Innern durchmachend, zuletzt als eine innere Anschauung in sich selbst vollkommen klar erkennen können, auf welchen Standpunkt das Menschengeschlecht im gegenwärtigen Zeitpunkte angelangt sei und was daher die Aufgabe der Gesamtheit wie der Einzelnen im nächsten Augenblicke sein werde. Neue innere Anschauung kann ihm allein ein Kriterium nothwendiger Wahrheit bieten, wenn er dann auch an den mannigfaltigen einzelnen Erscheinungen des Tages unterscheiden will, was wirklich zeitgemäß im wahren Sinne des Wortes ist, was jenem Hauptstrom der Entwicklung zur Menschheit angehört, oder was, wie oben geschildert, noch trübe Quellen für noch zukünftige Lebensbildungen sind. Allein Erkennen und Wollen ist und bleibt zweierlei, selbst wenn so dem Erkennen ein Kriterium nothwendiger Wahrheit zur Seite steht. Die zweite schwierigere Aufgabe der ächten Philosophie ist daher, dem Einzelnen ein so klares Bewußtsein vom Wesen des wahren, gesunden, menschlichen Einzelnebens zu geben, daß er die Fähigkeit erhalte jener obigen Erkenntniß gemäß thatkräftig nach seiner Individualität und eigenthümlichen Lebensstellung in die Gesamtentwicklung eingreifen zu können und eingreifen zu wollen. Nicht ~~wenn~~ in jenem Erkennen, nicht nur in einem stets noch schwankenden Wollen, sondern allein durch dieses Thun kann der Mensch den für ihn höchst möglichen Grad von Freiheit oder die innere und äußere Befähigung um seine Individualität von innen heraus wachsen zu machen, wirklich erwerben. Die Möglichkeit eines

solchen Thuns sollte ja nach Obigem über das subjektive Kriterium der Wahrheit hinaus, die letzte objektive Bestätigung geben, und solche Thaten können allein in langsam sicherem Fortschritte auf jeder Stufe möglich machen, daß man die nächste Stufe zu erreichen vermöge, denn die Freiheit, die wahre Freiheit kann und soll aus einer bloßen Theorie eine Gewöhnung des Menschen werden; die richtig erkannte Freiheit muß beim Einzelnen, wie beim Volke, faktisch zur Tugend werden. Die zweite Aufgabe der Kunst zu philosophiren, besteht mithin darin, Selbstbeherrschung, man verstehe wohl nicht Selbstunterjochung, durch detaillirtes Selbstbewußtsein herbeizuführen! Was Denken, was Vorstellen, was Wahrnehmen, was Träumen und Wachen ist, das brauchte man den Leuten ebenso wenig zu sagen, als ein Unterricht über das Essen nöthig ist, damit man nicht verhungere. Allein der psychische Apparat ist ein unendlich rich kombinirter und wenn nach der verschiedenen Individualität bei diesem das Denken, bei jenem die Phantasie mehr vorherrscht, wenn bei dem einen das Wahrgenommene leichter auf das Gefühl, bei dem andern schneller auf die Einbildungskraft hinwirkt, so hängt diese verschiedene Ausbildung und Zusammenstellung der Seelenkräfte doch auch sehr von der Willkür ab. Hier läßt sich nun, natürlich mit genauer Berücksichtigung der Ansprüche der Individualitäten, zunächst doch ein Zustand, eine Entwicklung des Bewußtseinsapparates im Allgemeinen als die normalen aufstellen, wo sich dann zeigt, daß auch schon formal der psychologische Entwicklungsprozeß des Einzelmenschen nur ein Fortschritt innerer Freiheit ist. Noch viel mehr ist dieses aber bei den realen Produkten, der Geistesthätigkeit, bei Irrthum, Lüge, Sünde und endlich bei der Sünde gegen den heiligen Geist der Fall, bei welcher letztern der Mensch, liegend oder erliegend, absolut sich selbst bestimmt, denn die Sünde gegen den heiligen Geist ist mit einem klaren Bewußtsein vom Wesen der Sünde, wie von dem Zwecke und den Mitteln zur Ueberwindung derselben verbunden, statt des sonst beim Sündigen ja

nur allgemein vorzuziehenden Gewissen. Man überblicke die ganze Scala der Seelenkräfte von dem niedrigsten, beim Kinde zuerst entwickelten, dem Wahrnehmen und Vorstellen, bis zu den höchsten, dem produktiven Denken und der schaffenden Phantasie, sie charakterisirt alle nichts schärfer, als daß sie eine Stufenleiter sind immer höherer Fähigkeit des Individuums sein urprünglich von tausend äußern Mächten influenzirtes Ich Grad für Grad immer entschiedener selbst zu bestimmen. Wir sahen oben, daß das sinnliche oder Erhaltungseben wesentlich ein solches ist, in welchem der Mensch auf allen Punkten ebenso sehr von außen bestimmt wird, als er sich selbst bestimmt, während man nur solche Lebensbethätigungen wahrhaft geistige nennen darf, die durchaus nur von der individuellen Selbstbestimmung abhängig sind. Wenn wir nun sagen, daß demnach die höhern Seelenkräfte vorzugsweise in dem geistigen, die niedern in dem sinnlichen Leben ihre Anwendung finden sollen, so müssen wir fast befürchten wegen dieses Gemeinplatzes ausgelacht zu werden, und doch, was gibt in unserer Zeit ein so verwerbliches Uebergewicht der materiellen Interessen? Hat dieser Uebelstand nicht vorzüglich darin seinen Grund, daß das geistige Leben zu sehr nur nach seiner äußerlichen, wahrnehmbaren Seite aufgefaßt, nur mit dem niederen, unproduktiven Denken verarbeitet wird, während es durch das höhere, gleich lebendig von der Phantasie, wie vom Gefühle unterstützte Denken bis zum Kern seines Wesens erkannt und von dort aus fortentwickelt werden sollte?! Ebenso hatten der Atonismus, wie die Asketik früherer Zeiten umgekehrt darin ihren Grund, daß man das materielle, sinnliche Leben durch Phantasie und Gefühle glaubte vergeistigen zu können, während gerade eine gesunde Entwicklung des sinnlichen Lebens innerhalb seiner gegebenen Grenzen den Keim des geistigen Lebens als schöne ungefügte Platte aus sich erwachsen lassen soll.

Einen noch größern Nutzen gewährt die Philosophie aber dadurch dem Einzelnen, daß er, wenn er so die allgemeine Schil-

derung des menschlichen Bewußtseinsapparates mit dem Zustand seines individuellen Bewußtseinsapparates vergleichen kann, durch die normalen und anormalen Abweichungen zu der Erkenntniß seiner Individualität gelangt, eine Erkenntniß, welche die Basis alles wahren Selbstbewußtseins, aller ächten Selbstbeherrschung bilden muß. Es giebt auch eine psychologische vorweltliche Buchhaltung und nur da ist die innere Haushaltung solid, wenn man sich jeden Augenblick sagen kann: Du bequammst deine große Lebensspeculation auf den Himmel mit diesem Kapital individueller Fähigkeiten, aber auch individueller Beschränkungen — die letztere Selbstkenntniß ist fast die wichtigere, weil sie die schwerere ist! Wenn man sich jeden Augenblick, bei jedem Denken, Wollen, Thun sagen kann und zu sagen wagt, um so viel hast du jenes Stammkapital vermehrt, diesen und jenen Gewinn hättest du daraus ziehen können und sollen und hast du verabsäumt; dieses jüngste, Gericht welches der Mensch in jedem Augenblick an sich selbst vollzieht, ist dasselbe, welches die Bibel mit dem Tage des Jornes und der Gnade meint, denn nicht wimmernde Reue wegen des einstigen Richters, sondern der Vernichtung drohende Jorn gegen und selbst ist es allein, welcher die schöpferische Gnade des Himmels auf und herabzieht.

Diese Praxis obiger Theorien beginnt damit, daß man die so gewonnenen, nothwendig wahren Darstellungen vom Leben der Menschheit, vom Leben des Einzelmenschen überhaupt mit den vom eigenen Leben zusammenstellt. Wir haben erkannt, daß man nur dadurch aus dem bunten Gemisch scheinbar bald Fortschritte, bald Rückschritte darstellender historischer Thatfachen den rothen Faden einer stetigen Entwicklung des Menschengeschlechtes zur Menschheit herausfinden kann, wenn man Stämme, Völker, Staaten als höhere menschliche Persönlichkeiten auffaßt, welche allmählig zu Organen des einstigen Menschheitsindividuum zusammenwachsen. Umgekehrt muß man dann aber auch aus diesem Leben der von Gott erzeugten Menschheit erkennen, wie der Ein-

gelmensch seine Individualität nach dem Muster jener Erziehung privatim selbst entwickeln, selbst erziehen, im öffentlichen Leben aber dadurch, daß er sie stets auf den richtigen Platz im großen Ganzen hinstellt, von Gott erziehen lassen soll.

Wird wohl Jemand zu behaupten wagen, Champollions Entzifferung der ägyptischen Hieroglyphen sei wichtiger, als die Kenntniß dieser Papyruschrift, mit welcher der Herrgott durch das Leben zu uns redet?! Freilich die Anwendung dieser Lehre auf sein Thun und Treiben muß Jeder sich selbst machen; hat doch jeder Ungelmensch, wie jedes Volk seinen eigenen Gott, seine eigenthümliche Freiheit, sein individuelles ewiges Leben und Gericht. Es bedarf aber nur eines reinen, festen Willens und Jeglicher kann sich in seiner Weise diese Kunst zu philosophiren zu eigen machen, so daß der große Egoismus der Selbstaufopferung für das menschliche Gesamtleben zur That werden muß. Dann muß aber auch Jeglicher innerlich frei und deshalb — mögen die äußern Verhältnisse sich gestalten, wie sie wollen — sein Leben ein erfolgreiches und deshalb auch ein glückliches werden.

Druck der Schweighauser'schen Buchdruckerei in Basel.